

Zeit im Lebensverlauf: Ein Glossar

Schinkel, Sebastian (Ed.); Hösel, Fanny (Ed.); Köhler, Sina-Mareen (Ed.); König, Alexandra (Ed.); Schilling, Elisabeth (Ed.); Schreiber, Julia (Ed.); Soremski, Regina (Ed.); Zschach, Maren (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerk / collection

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
transcript Verlag

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schinkel, S., Hösel, F., Köhler, S.-M., König, A., Schilling, E., Schreiber, J., ... Zschach, M. (Hrsg.). (2020). *Zeit im Lebensverlauf: Ein Glossar* (Sozialtheorie). Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839448625>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Sebastian Schinkel, Fanny Hösel,
Sina-Mareen Köhler, Alexandra König,
Elisabeth Schilling, Julia Schreiber,
Regina Soremski, Maren Zschach (Hg.)

ZEIT

im Lebensverlauf

EIN GLOSSAR

Sebastian Schinkel, Fanny Hösel, Sina-Mareen Köhler, Alexandra König,
Elisabeth Schilling, Julia Schreiber, Regina Soremski, Maren Zschach (Hg.)
Zeit im Lebensverlauf

Sebastian Schinkel (Dr. phil.) ist Soziologe und war zuletzt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen. Seine Forschungsinteressen sind Kindheits- und Familienforschung, Kultursociologie des Alltagslebens, Ethnografie und Qualitative Sozialforschung.

Fanny Hösel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fraunhofer-Zentrum für Internationales Management und Wissensökonomie IMW in Leipzig. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Erwachsenenbildung und Biografie-forschung.

Sina-Mareen Köhler (Dr. phil.) ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heterogenität an der RWTH Aachen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind heterogene Biografien und Übergangsmechanismen im Bildungssystem, schulische Inklusion, Peerbeziehungen von der Kindheit bis ins junge Erwachsenenalter sowie rekonstruktive Längsschnittforschung.

Alexandra König (Dr. phil.) ist Professorin für Sozialisationsforschung an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sozialisation und Bildung, Kindheits-, Jugend- und Familienforschung sowie soziale Ungleichheit.

Elisabeth Schilling (Dr. phil.) arbeitet als Professorin für Sozialwissenschaften an der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung NRW in Bielefeld. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Zeit, Biografie, Migration, Arbeit.

Julia Schreiber ist als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sigmund-Freud-Institut und am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig. Sie befasst sich mit Fragestellungen zu Psyche und Kultur und zur Soziologie des Körpers, mit Familien- und Generationsforschung, Biografie-forschung und Qualitativer Sozialforschung.

Regina Soremski (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft der Justus-Liebig-Universität Gießen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Jugend-, Biografie-, Ungleichheits- und Ganztags-schul-forschung.

Maren Zschach (Dr. phil.) arbeitet als wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in der Fachgruppe J4 »Politische Sozialisation und Demokratieförderung« in Halle. Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Sozialisations- und Ungleichheitsforschung, Evaluations- und rekonstruktive Sozialforschung.

Sebastian Schinkel, Fanny Hösel, Sina-Mareen Köhler, Alexandra König,
Elisabeth Schilling, Julia Schreiber, Regina Soremski, Maren Zschach (Hg.)

Zeit im Lebensverlauf

Ein Glossar

[transcript]

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG)

Open Access mit freundlicher Unterstützung
der Universitätsbibliothek der Universität Duisburg-Essen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2020 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-4862-1

PDF-ISBN 978-3-8394-4862-5

<https://doi.org/10.14361/9783839448625>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort	9
Achtsamkeit <i>Vanessa Aeschbach & Stefan Schmidt</i>	13
Alltag <i>Annegret Gaßmann</i>	19
Alter <i>Max Bolze</i>	25
Altern <i>Mark Schweda</i>	31
Arbeit <i>Kerstin Jürgens</i>	37
Ausbildung <i>Svenja Konowalczyk</i>	43
Berufsorientierung <i>Sina-Mareen Köhler</i>	49
Berufswechsel <i>Hildegard Schicke</i>	55
Beschleunigung <i>Hartmut Rosa</i>	61
Bildung <i>Sabine Schmidt-Lauff</i>	67
Biografie <i>Bettina Dausien</i>	73
Biografiearbeit <i>Ingrid Mieth</i>	81
Biografizität <i>Peter Alheit</i>	87
Dating <i>Kai Dröge</i>	93
Depression <i>Sven Thönes & Daniel Oberfeld-Twistel</i>	99
Digitale Kommunikation <i>Wolfgang Reißmann</i>	105
Erinnern <i>Michael Heinlein</i>	111
Familie <i>Andreas Lange</i>	117
Familiengründung <i>Günter Burkart</i>	123

Flexibilisierung <i>Carola Iller</i>	129
Freizeit <i>Jürgen P. Rinderspacher</i>	135
(Für-)Sorge <i>Vera King</i>	143
Gegenwart <i>Markus Gottwald</i>	149
Geschlecht <i>Sabine Beckmann</i>	155
Kontinuität <i>Ursula Pfeiffer-Blattner</i>	161
Krankheit <i>Michael Imhof</i>	167
Langeweile <i>Sebastian Schinkel</i>	173
Lebenslanges Lernen <i>Christiane Hof</i>	179
Lebenslauf <i>Reinhold Sackmann</i>	185
Lebensphasen <i>Anja Schierbaum & Jan Frederik Bossek</i>	191
Lernen <i>Malte Brinkmann</i>	197
Medien <i>Stefan Aufenanger</i>	203
Migration <i>Elisabeth Schilling</i>	209
Mobilität <i>Lisa Döring</i>	215
Muße <i>Markus Tauschek</i>	221
Nachhaltigkeit <i>Maren Zschach</i>	227
Optimierung <i>Julia Schreiber</i>	233
Organisation <i>Ida Sabelis</i>	239
Privathaushalt <i>Uta Meier-Gräwe</i>	245
Reisen <i>Wolfgang Aschauer & Reinhard Bachleitner</i>	251
Rituale <i>Kathrin Audehm</i>	257
Schwangerschaft <i>Dorothea Tegethoff</i>	263
Soziale Ungleichheit <i>Simone Scherger</i>	269
Sterben <i>Jörg Zirfas</i>	275
Studium <i>Hans-Günther Heiland</i>	281
Transformation <i>Ortfried Schöffler</i>	287
Unsicherheit <i>Herwig Reiter</i>	293
Unterricht <i>Georg Breidenstein</i>	299

Vergangenheit <i>Anne Schlüter</i>	305
Vergessen <i>Oliver Dimbath</i>	311
Verrentung <i>Christine Meyer</i>	317
Weiterbildung <i>Jörg Dinkelaker</i>	323
Work-Life-Balance <i>Günther Vedder</i>	329
Zeiterleben <i>Helmut Prior</i>	335
Zeitgefühl <i>Elfriede Billmann-Mahecha</i>	341
Zeitmanagement <i>Paul Reinbacher</i>	347
Zeitperspektive <i>Philip Zimbardo & Elisabeth Schilling</i>	353
Zeitwahrnehmung <i>Sebastian L. Kübel & Marc Wittmann</i>	359
Zukunft <i>Sina-Mareen Köhler</i>	365
Verzeichnis der Autor*innen	373

Vorwort

Mit dem gesellschaftlichen Strukturwandel, insbesondere seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hat eine intensiviertere Hinwendung zu kulturtheoretischen, auch komparativen Zeit-Analysen eingesetzt, in denen sich disziplinübergreifend mit der Taktung von Alltagsleben und gesellschaftlicher Organisationsweise in der Moderne – in ihrer Historizität und kulturellen Kontingenz – befasst wurde.

Im Zuge dessen rückte in den Sozialwissenschaften auch der Wandel gesellschaftlicher Zeitverhältnisse in den Fokus, prominent etwa unter den Konzepten einer „Zeit-Raum-Kompression“ aufgrund der zunehmenden globalen technischen Vernetzung, einer damit einhergehenden „Entbettung“ aus Gewissheiten der Lebensführung und ihrer Planbarkeit oder auch einer „sozialen Beschleunigung“ des Alltagslebens, seines Gestaltwandels wie auch gesellschaftsstruktureller Veränderungen. Mit den Schlagworten der „Flexibilisierung“ und „Entgrenzung“ wurde eine Dynamisierung von Zeitordnungen beschrieben, aus der nicht zuletzt eine Umverteilung von Strukturierungsanforderungen in der Alltags- und Lebensgestaltung zugunsten wie zulasten der individuellen Selbststeuerung resultierte. In Hinblick auf das subjektive Zeiterleben, die im Alltag gelebten Zeitmuster und sozialen Organisationsabläufe ist daher nach den Auswirkungen verdichteter und zunehmend ungewisser Zeitstrukturen auf Sozialität, Identität und Befinden gefragt worden. Neben den Chancen für individuelle Gestaltungsspielräume könnten größere Planungsunsicherheiten, potenzielle Desorientierung und eine Destabilisierung von Identitätswürfen in diesem Zusammenhang auch ungleichheitsverschärfend sein.

Dieses Glossar knüpft an die bestehende Vielfalt sozialwissenschaftlicher Zeitforschung über die vergangenen Dekaden an und sucht eine transdisziplinäre Offenheit für die Vielgestaltigkeit der Perspektiven und Erkenntnisse zu Aspekten der Zeit im Lebensverlauf. Der Band zielt auf eine fächerübergreifende Verständlichkeit und Verständigung mit Beiträgen aus Bildungs- und Biografieforschung, Pädagogischer Anthropologie und Sozialphilosophie, Soziologie und Psychologie, Humanbiologie und -medizin.

Die Beiträge zu den verschiedenen Stichworten fokussieren Aspekte individueller Zeitlichkeit und sozialer Zeitstrukturen in ihrer Diversität, mitunter auch Unberechenbarkeit, die den Lebensrhythmus und schließlich das Lebensgefühl mitbestimmen. Damit rücken nicht zuletzt Fragen zur Konstruktion sinnvoller Zeitgestaltung und soziokultureller Zwänge zwischen Planbarkeit und Kontingenz in den Blick: als Auseinandersetzung mit Zeitordnungen und einem sozial verfassten Zeiterleben, das auf diese Zeitordnungen bezogen und durch diese strukturiert ist.

Das herausgebende wissenschaftliche Netzwerk „Jung sein – älter werden: Zeitlichkeiten im Wandel“ ist von 2017 bis 2020 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert worden und zielt auf die interdisziplinäre Weiterentwicklung eines Diskurses zu den sich wandelnden Verhältnissen individueller Zeitkonstruktionen und institutionalisierter Zeitordnungen im Älterwerden. „Älterwerden“ wird in diesem Rahmen nicht allein als Untersuchungsgegenstand für das späte Lebensalter begriffen, sondern als ein sozial konstruiertes Format von Zeitlichkeit im Lebensverlauf, das ebenso für Kindheit, Jugend und das junge Erwachsenenalter relevant ist. Mit unterschiedlichen Forschungsansätzen werden im Netzwerk individuelle und institutionelle Zeitkonstruktionen hinsichtlich der Anforderungen an zeitliche (Um-)Strukturierungen sowohl in Routinen der Alltagsorganisation wie auch in biografischen Phasen des Übergangs und Umbruchs in den Blick genommen.

Wir bedanken uns bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Förderung unseres Netzwerks und für das uns entgegengebrachte Vertrauen, bei Sandra Heller und Paula Vanberg an der RWTH Aachen für die hilfsbereite und geduldige Unterstützung in Verwaltungsangelegenheiten des Netzwerks, bei Jenny Morzik für ihre sorgfältige Mitarbeit im Redaktionsprozess, bei Anja Tervooren, die das Netzwerk wie auch das Glossar-Projekt in den jeweiligen Startphasen wohlwollend unterstützt hat, bei der Universitätsbibliothek der Universität Duisburg-Essen für eine Förderung des Open Access sowie beim transcript Verlag für die sehr gute Zusammenarbeit.

Sebastian Schinkel

Fanny Hösel

Sina-Mareen Köhler

Alexandra König

Elisabeth Schilling

Julia Schreiber

Regina Soremski

Maren Zschach

Achtsamkeit

Die Praxis der Achtsamkeit ist seit Jahrtausenden ein integraler Bestandteil vieler spiritueller Traditionen und erfreut sich heute in einer säkularen Form zunehmender Beliebtheit mit einer großen Bandbreite an Anwendungen. Schulen, Universitäten und Firmen bieten Achtsamkeitskurse zur Stressbewältigung und Leistungssteigerung an, im klinischen Sektor wird Achtsamkeit therapeutisch eingesetzt, Achtsamkeit wird praktiziert, um das persönliche Wohlbefinden zu fördern, und auch in der Wissenschaft ist Achtsamkeit ein beliebtes Thema. Mit der zunehmenden Popularität von Achtsamkeit und der inflationären Verwendung des Begriffs verwässert jedoch dessen Bedeutung. Der hier diskutierte, spezifische Achtsamkeitsbegriff unterscheidet sich deutlich von der Alltagssprachlichen Verwendung des Wortes *achtsam* im Sinne von aufmerksam und sorgfältig. Achtsamkeit kann sich sowohl auf einen Geisteszustand im Alltag, eine formale Praktik (d.h. Achtsamkeitsmeditation), ein theoretisches Konzept der buddhistischen Lehre oder ein psychologisches Konstrukt beziehen. Ziel ist es hier, den Begriff aus diesen verschiedenen Blickwinkeln zu erläutern. In einem ersten Abschnitt wird auf den Ursprung des Begriffs der Achtsamkeit in der östlichen Philosophie eingegangen, bevor sich der zweite Abschnitt mit der Einführung und Entwicklung eines Konzepts der Achtsamkeit im Westen befasst. Der dritte Teil diskutiert Achtsamkeit als psychologisches Konstrukt, gefolgt von einer kurzen Übersicht verschiedener Achtsamkeitspraktiken im vierten Teil. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion zu Achtsamkeit und Zeitempfinden.

Achtsamkeit und Achtsamkeitspraxis haben ihren Ursprung im Buddhismus. Als solches wird Achtsamkeit auch als „Herz des Buddhismus“ bezeichnet und ist ein zentraler Aspekt aller Traditionen und Lehren der buddhistischen Meditationspraxis: der Theravada-Tradition in Südostasien, der Mahayana-Tradition in Vietnam, China, Japan und Korea sowie der Vajrayana-Schule des Tibetischen Buddhismus im Tibet und großen Teilen Indiens. Die ältesten schriftlichen Überlieferungen, die auf den Begriff der Achtsamkeit hinweisen, sind im sogenannten Pali-Kanon des Theravada-Buddhismus zu finden. Der Pali-Begriff *sati* wird als *Acht-*

samkeit ins Deutsche übersetzt, ins Englische als *mindfulness*, und bedeutet wörtlich „sich erinnern“. Dies ist jedoch nicht als Erinnern per se zu verstehen, sondern als *Gewahrsein des Augenblicks*, wodurch die Erinnerung gefördert wird. *Sati* wird hier als „reines Beobachten“ aufgefasst, wobei mit „rein“ gemeint ist, dass die mentale Interaktion mit dem Beobachtungsobjekt minimiert wird. In der Satipatthāna Sutta, einer der Lehrreden des Buddha, werden die vier Grundlagen der Praxis der Achtsamkeit beschrieben als (1) Achtsamkeit auf den Körper, (2) Achtsamkeit auf Gefühle und Empfindungen, (3) Achtsamkeit auf den aktuellen Zustand und Veränderungen des Geistes sowie (4) Achtsamkeit auf Geistesobjekte (alle äußeren und inneren Dinge, die im Moment wahrgenommen werden können).

Innerhalb der verschiedenen buddhistischen Strömungen ist Achtsamkeit in einen ethischen und spirituellen Kontext eingebettet, den sogenannten *Achtfachen Pfad*. Ziel ist es, *Einsichten* in grundlegende Wahrheiten zu bekommen, wodurch Befreiung erreicht werden kann. Achtsamkeitsmeditation wird in diesem Sinne auch oft als „Vipassana“ oder „Einsichtsmeditation“ bezeichnet (Kabat-Zinn 2003; Schmidt 2014, 2015).

Im Verlauf der letzten Jahrzehnte haben sich buddhistische Traditionen weitgehend im Westen etabliert und vor allem ausgehend von der Verbreitung des Buddhismus in den USA wurde die Achtsamkeitsmeditation säkularisiert und vermehrt in die westliche Medizin und Psychologie integriert. Die klinische Anwendung der Achtsamkeitsmeditation als eine spezifische Intervention ist auf das achtwöchige Gruppenprogramm *Mindfulness Based Stress Reduction* (kurz MBSR; engl. für „Achtsamkeitsbasierte Stressbewältigung“) zurückzuführen, das von Jon Kabat-Zinn 1979 entwickelt wurde. Obgleich MBSR ursprünglich für Patient*innen mit chronischen Schmerzen konzipiert wurde, findet MBSR heute eine breite Anwendung sowohl in klinischen als auch in nicht-klinischen Bereichen.

Seither wurden zahlreiche weitere Programme mit Achtsamkeit als integralem Bestandteil entwickelt. Diese neuen Anwendungsgebiete von Achtsamkeitsmeditation machen deutlich, dass sich die Motive der westlichen Rezeption von Achtsamkeitspraktiken von jenen des buddhistisch-spirituellen Kontexts unterscheiden. Während im Buddhismus das Ziel der sogenannten Befreiung verfolgt wird, sind die vielseitigen Ziele der westlichen Achtsamkeitspraxis Entspannung, Stressreduktion, Umgang mit psychischen oder körperlichen Problemen, Selbsterfahrung und auch die Praxis innerhalb eines spirituellen Weges. Da die grundlegenden Motive die Praxis maßgeblich bestimmen, können buddhistische-spirituelle und säkulare Achtsamkeitspraxis nicht ohne weiteres gleichgesetzt werden (Schmidt 2014).

Mit der Einführung der Achtsamkeitspraxis in die westliche Psychologie entstand auch ein Anspruch auf entsprechende psychologische Konstrukte. Dabei ist zu beachten, dass sich die faktische Praxis auf das phänomenale Erleben richtet

und sich durch ihren Erfahrungsbezug auszeichnet, der in einer konzeptionellen Definition nicht abgebildet werden kann und sich der vollständigen sprachlichen Erfassung entzieht. Eine der am häufigsten zitierten Definitionen stammt von Jon Kabat-Zinn und beschreibt Achtsamkeit als „the awareness that emerges through paying attention on purpose, in the present moment, and nonjudgmentally to the unfolding of experience moment by moment“ (2003: 145). Dabei wird Achtsamkeit als eine spezifische Form der Aufmerksamkeitsausrichtung beschrieben: mit Absicht, auf den Moment gerichtet und mit einer nicht-wertenden Haltung.

Basierend auf der wachsenden Literatur über Achtsamkeitsmeditation gibt es mehrere Versuche, die Ergebnisse in ein umfassendes theoretisches Modell zu integrieren, welches erklärt, durch welche Mechanismen Achtsamkeitsmeditation wirkt. Shapiro u.a. (2006) beschreiben Achtsamkeit mit den drei Komponenten (1) Intention, (2) Aufmerksamkeit und (3) Haltung. Intention bezieht sich dabei auf die persönliche Motivation oder das Ziel, mit welchem Achtsamkeit praktiziert wird. Der zweite Aspekt bezieht sich auf die Selbstregulation der Aufmerksamkeit und umfasst Vigilanz, die Fähigkeit, den Fokus zu wechseln sowie die Fähigkeit, zu Gedanken und Gefühlen eine beobachtende Distanz einzunehmen. Der dritte Aspekt, die Haltung, meint eine offene und akzeptierende Einstellung gegenüber den gegenwärtigen Erfahrungen. Ein weiteres Beispiel ist das Modell von Baer u.a. (2003), welches die Mechanismen (1) nicht-wertendes Beobachten, (2) kognitive Veränderung, (3) Selbstregulation, (4) Entspannung und (5) Akzeptanz umfasst. Nicht-wertendes Beobachten von Gedanken, Emotionen und Empfindungen führt zu einer Reduktion der emotionalen Reaktanz, was wiederum zu kognitiven Veränderungen beitragen kann, bzw. der Einsicht, dass Gedanken nur Gedanken sind und Emotionen nur Emotionen und kein akkurates Abbild der Realität darstellen. Selbstregulation bedeutet hier, dass Meditation die Früherkennung von Problemen und dadurch den konstruktiven Umgang mit diesen fördern kann. Als Nebeneffekt bewirkt Meditation oft einen Zustand der Entspannung. Der letzte Aspekt, die Akzeptanz, umfasst die Haltung oder Qualität der Aufmerksamkeitsausrichtung. Während die eben beschriebenen Modelle die Wirkmechanismen der Achtsamkeitsmeditation von einer mehrheitlich psychologischen Perspektive aus beschreiben, vereint das Modell von Hölzel u.a. (2011) psychologische und neurowissenschaftliche Aspekte, indem die im Folgenden beschriebenen Komponenten jeweils in Verbindung mit der Aktivierung spezifischer Gehirnareale gebracht werden: (1) Regulation der Aufmerksamkeit, (2) Körperbewusstsein, (3) Emotionsregulation und (4) veränderte Sichtweise auf das Selbst. Mit der Regulation der Aufmerksamkeit ist das Ausrichten der Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Objekt sowie der Prozess der Wiederherstellung dieser Ausrichtung nach einer Ablenkung zu verstehen. Mit Körperbewusstsein ist die körperliche Verankerung der Praxis z.B. beim Fokus

auf den Atem gemeint. Emotionsregulation bedeutet, dass aufkommende Emotionen nicht-wertend und mit Akzeptanz beobachtet werden und sich dadurch in Gehalt und Gestalt wandeln. Die veränderte Sichtweise auf das Selbst bezieht sich auf das Loslassen der Identifikation mit einem statischen überdauernden Selbstbild im Sinne eines Wesenskernes.

Die Praxis der Achtsamkeit lässt sich in formale und informelle Formen unterscheiden. *Informelle Praxis* bezieht sich auf die bewusste Einnahme einer achtsamen Grundhaltung während alltäglicher Handlungen; bspw. kann man einen Flur entlang gehen und dabei die Aufmerksamkeit in einer offenen akzeptierenden Art auf seinen Körper und seine Bewegung richten. Diese bewusste Übung steht einem nicht-intentionalen gedanklichen Abschweifen oder der Beschäftigung mit anderen kognitiven Tätigkeiten gegenüber. Im Gegensatz dazu bezieht sich die *formale Praxis* auf Achtsamkeitsübungen und -meditationen, die zeitlich und räumlich vom Alltag separiert sind. Im Allgemeinen lässt sich Meditation als eine Form des mentalen Trainings der Aufmerksamkeit und des Bewusstseins beschreiben. Das Wort „Meditation“ stammt vom Lateinischen *meditari* ab, was soviel bedeutet wie „Kontemplation“ oder „Reflexion“. Meditationspraktiken umfassen ein großes Spektrum an sehr diversen Techniken. Ospina u.a. (2007) ermittelten mit Hilfe eines Expert*innenkreises eine Beschreibung der zentralen Bestandteile von Meditation. Meditation muss demnach (1) eine definierte Technik verwenden, (2) eine Entspannung des Geistes beinhalten und (3) ein selbstinduzierter Geisteszustand sein. Weitere wichtige aber nicht essentielle Aspekte umfassen: (4) einen Zustand psychischer und physischer Entspannung, (5) das Ausrichten des Fokus auf sich selbst oder einen anderen Anker, (6) einen wachen Geisteszustand, (7) die Einbettung in einen religiösen, spirituellen oder philosophischen Kontext sowie (8) die Erfahrung von Stille.

Im folgenden Abschnitt soll kurz exemplarisch auf zwei weit verbreitete Formen der formalen Achtsamkeitsmeditation eingegangen werden:

Bei der *Atemmeditation im Sitzen* begibt sich die Meditierende in eine aufrechte und entspannte Sitzhaltung und nimmt sich in einem ersten Schritt Zeit, um im gegenwärtigen Augenblick anzukommen, indem sie ihre Aufmerksamkeit auf den Körper, ihre Sitzhaltung und die Empfindungen in ihrem Körper richtet. In einem zweiten Schritt lenkt die Meditierende ihren Fokus auf den Atem und beobachtet das fortwährende Ein- und Ausströmen des Atems und die Bewegungen, die dieser im Körper auslöst. Kommen Gedanken oder Emotionen auf, so wird das Abschweifen registriert und die Aufmerksamkeit wird sanft auf den Atem zurückgeführt. Zentral dabei ist die innere Einstellung, mit der praktiziert wird. Die Meditierende übt sich darin, eine akzeptierende, nicht-wertende und sich selbst gegenüber freundliche Haltung bezüglich aller entstehenden und vergehenden Erfah-

rungen einzunehmen. Bei der *Gehmeditation* geht die Meditierende in sehr langsamem Tempo und richtet dabei ihre Aufmerksamkeit auf ihre Fußsohlen – den Kontakt der Fußsohlen zum Boden, welche Stellen mit mehr und welche mit weniger Druck aufliegen, wie warm oder wie kalt sich die Fußsohlen anfühlen und die Empfindungen, die durch die Bewegung entstehen. Von dort aus wird die Aufmerksamkeit langsam ausgeweitet auf das Empfinden in den Füßen und kann von dort aus auf die Waden, die Beine und den weiteren Körper ausgedehnt werden.

Wir leben in einer Kultur, die geprägt ist von knappen Zeitressourcen, zunehmender Zeitverdichtung und erhöhtem Stress. Mit der Achtsamkeit ist vielfach das Versprechen von Stressbewältigung und Entspannung verbunden. Somit lässt sich die große Popularität von Achtsamkeit und Meditation auch als Bedürfnis einer rasant „überdrehten“ Kultur nach Selbstregulation deuten. Ob dies allerdings auf diesem Weg erreicht wird, oder ob sich nicht vielmehr im Zuge einer fortgesetzten Selbstoptimierung das Gegenteil ergibt, ist kontrovers diskutierbar. Auf individueller Ebene zeigt sich, dass der Einsatz von zeitsparenden Technologien und Multitasking paradoxerweise nicht helfen. Der durch Anwendung neuer Techniken erzielte Zeitgewinn führt meist dazu, dass gleichzeitig der Anspruch an die Qualität und die Erwartung an die Geschwindigkeit der Erledigung der Arbeit steigt (vgl. Rosa 2005: 117).

Auf die Frage wie man zunehmendem Zeitdruck entkommen kann, lohnt sich ein Blick auf die östlichen Philosophien. Meditation wird hier auch als eine „Gewöhnung des Geistes“ verstanden. Die zugrundeliegende Idee ist dabei, dass sich der Geist, bzw. das kognitive System, an bestimmte Zustände bzw. Arbeitsmodi gewöhnt und diese habituell reproduziert. Wer sich lange in Mitgefühl übt, wird in Alltagssituationen eher mitfühlend sein, wer viel mit negativen Emotionen wie Wut und Ärger erlebt, wird dies auch in viele andere Kontexte übertragen. Demzufolge können auch Hektik und innere Unruhe zu einem Geisteszustand werden, an den man sich in diesem Sinne gewöhnt und ihn dadurch von einer Situation in die nächste überträgt – die Unruhe wird zur Gewohnheit.

Einer solchen Dynamik kann mittels der Erkenntnisse der Achtsamkeitsforschung entgegengewirkt werden. Denn eine von vielen Möglichkeiten, Stress zu mindern und die Lebensqualität zu steigern, liegt darin, den Fokus auf den Augenblick zu richten, wie dies in der Achtsamkeitspraxis gelernt wird. Im Alltag dominiert meist ein zweck- und zielorientierter Fokus, in dem wir ständig ein Ziel oder eine „To Do“-Liste an Zielen verfolgen, wodurch die Aufmerksamkeit auf die Zukunft fokussiert ist. Dementsprechend nimmt die Zukunft einen großen Raum im Bewusstsein ein, während das Bewusstsein für die Gegenwart begrenzt ist. Gleichzeitig ist man sich oft der sich verringernenden Zeit bis zum Erreichen des Ziels bewusst. Ein derartiger Fokus auf die Zukunft führt zu innerer Eile und Unruhe und

einem gefühlten raschen Fortschreiten der Zeit. Ein achtsamer und akzeptierender Fokus auf die Gegenwart führt dagegen zu einer Verlangsamung des subjektiven Zeiterlebens, zu einer Wahrnehmung von räumlicher Ausdehnung und lässt so Eile und Unruhe in den Hintergrund treten (Wittmann 2015). Unterstützt und stabilisiert wird diese Veränderung durch einen verkörperten Erfahrungsbezug. Durch das Anwenden informeller Achtsamkeitsübungen kann es gelingen, selbst im betrieblichen Alltag von einem zweck- und zielorientierten Modus den Fokus auf das gegenwärtige Erleben zu richten. Selbst in Momenten des Stress es gelingt es dadurch, mit etwas Übung wieder in seine innere Ruhe zu kommen.

Vanessa Aeschbach & Stefan Schmidt

LITERATUR

- Baer, R. A. (2003): Mindfulness Training as a Clinical Intervention: A Conceptual and Empirical Review. In: *Clinical Psychology: Science and Practice*, Jg. 10, Heft 2, S. 125-143.
- Bishop, S. R. (2004): Mindfulness: A Proposed Operational Definition. In: *Clinical Psychology: Science and Practice*, Jg. 11, Heft 3, S. 230-241.
- Hölzel, B. K./Lazar, S. W./Gard, T./Schuman-Olivier, Z./Vago, D. R./Ott, U. (2011): How Does Mindfulness Meditation Work? Proposing Mechanisms of Action From a Conceptual and Neural Perspective. In: *Perspectives on Psychological Science*, Jg. 6, Heft 6, S. 537-559.
- Kabat-Zinn, J. (2003): Mindfulness-based interventions in context: past, present, and future. In: *Clinical Psychology: Science and Practice*, Jg. 10, Heft 2, S. 144-156.
- Ospina, M. B./Bond, T. K./Karkhaneh, M./Tjosvold, L. u.a. (2007): *Meditation Practices for Health: State of the Research Evidence Report/Technology Assessment No. 155*. Rockville: AHRQ Publication No. 07-E010.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmidt, S. (2014): Was ist Achtsamkeit? Herkunft, Praxis und Konzeption. In: *SUCHT – Zeitschrift für Wissenschaft und Praxis*, Jg. 60, Heft 1, S. 13-19.
- Schmidt, S. (2015): Der Weg der Achtsamkeit. Vom historischen Buddhismus zur modernen Bewusstseinskultur. In: Hölzel, B./Brähler, C. (Hg.): *Achtsamkeit mitten im Leben: Anwendungsgebiete und wissenschaftliche Perspektiven*. München: O.W. Barth, S. 21-42.
- Shapiro, S. L./Carlson, L. E./Astin, J. A./Freedman, B. (2006): Mechanisms of mindfulness. In: *Journal of Clinical Psychology*, Jg. 62, Heft 3, S. 373-386.
- Wittmann, M. (2015). *Wenn die Zeit stehen bleibt. Kleine Psychologie der Grenzerfahrungen*. München: Beck.

Alltag

Der Begriff „Alltag“ beschreibt eine Gesamtheit von Tun, das durch Wiederholung in seinen Abläufen zu einem Muster des Alltags geworden ist. Häufig wird mit dem Begriff auch etwas verbunden, das nebenher oder nebenbei abläuft. Gemeint sind damit vorwiegend Abläufe, die den Tag strukturieren und über das morgendliche Frühstücksritual, den Weg zur Arbeit, gewisse Arbeitsroutinen hinweg bis zu tagtäglichen persönlichen und familialen Routineaktivitäten reichen. Daraus konstituiert sich der sogenannte „profane Alltagstrott“, welcher normalerweise mit dem typischen Werktag verbunden ist. Davon unterscheidet sich das, was eben *nicht alltäglich* ist, z.B. eine Urlaubsreise, ein Ausflug am Wochenende, ein spezifisches Ereignis wie eine Prüfung, Hochzeit, ein Geburtstag, Jubiläum – aber auch unvorhergesehene Vorkommnisse wie Unfälle können den (werk-)täglichem Alltagstrott sprichwörtlich durcheinanderbringen. Dieses Gewöhnliche oder auch Unaufregende geht mit Sicherheit, Ordnung, Vertrautheit und Normalität einher, wird mehr oder weniger vorhersehbar und planbar. G. Günter Voß spricht in diesem Zusammenhang vom „graue[n] Alltag, [der] vorrangig mit *Tun* und *äußerer Aktivität* verbunden wird und weniger mit Passivität und Ruhen oder gezielter innerer Reflexion und Denktätigkeit“ (Voß 2000: 34), obgleich auch im täglichen Einerlei Phasen des Entscheidens, Abwägens, Planens sowie der Muße eingewoben sind.

Wenn unter Alltag das Tun verstanden wird, das sich von Tag zu Tag in gewisser Weise gleicht und „mit gewissen Routinen und Rhythmen von Arbeit und Freizeit, Wachen und Schlafen etc. und mit den damit verbundenen Problemen der Synchronisation, der Geschwindigkeit, der Dauer und der Sequenzierung von Handlungen“ (Rosa 2005: 30) verknüpft ist, dann sticht die unmittelbare Bedeutung von Zeitstrukturen heraus. Und zwar in dem Sinn, dass *der* Alltag auf den ersten Blick zunächst vor allem einen spezifischen Gegenwartsbezug im „Modus des Welterlebens“ (Voß 2000: 34) darstellt, „Alltagszeit [...] in hohem Maße [aber auch] einen repetitiven oder zyklischen Charakter“ aufweist (Rosa 2005: 31). Demzufolge finden Alltagsroutinen und -handlungen eben nicht nur zeitlich isoliert im Hier und Jetzt statt, sondern sind immer auch in einen biografischen Lebenszusammenhang

sowie soziostrukturellen Generationen- bzw. Epochenzusammenhang eingebettet. Sie vergehen nicht einfach nur und machen neuen Momenten Platz, sondern stehen auch in Bezügen zu künftigem und zu vergangenem biografischen und gesellschaftlichen (Alltags-)Geschehen (ebd.: 29ff.). Was in der Gegenwart getan wird, ist durch das beeinflusst, was als zukünftig zu Erledigendes antizipiert wird. Auch die spezifische Art und Weise, wie etwas getan wird, hat sich im bisherigen Lebenszusammenhang herausgebildet. Die Zeitebene des Tageslaufs steht in einem interdependenten Verhältnis zur Zeitebene des gesamten Alltagslebens sowie zur Zeitebene des Lebenslaufs und einer Generation.

Wenn Alltag als ein gesellschaftlich bedingter täglicher Handlungsmodus von Individuen (oder von Organisationseinheiten wie der Familie oder der Schule) betrachtet wird, dann kommt auch die zeitliche Verfasstheit der jeweiligen Gesellschaft in den Blick. Niklas Luhmann (1968) hat in diesem Zusammenhang von der „Vordringlichkeit des Befristeten“ gesprochen. Vera King verweist in ihrem Artikel *Die Macht der Dringlichkeiten* (2017) auf den unmittelbaren Einfluss des linearen gesellschaftlichen Zeitregimes auf den Alltag Einzelner, wenn digitale Tempi immer wieder „den Takt und die Entscheidung vorgeben“ (ebd.: 14). Nachdem im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts spannungsvolle Zusammenhänge von (De-)Individualisierungs-, (De-)Standardisierungs- und (De-)Institutionalisierungsprozessen im Alltagsleben der Menschen wirksam wurden, schlägt sich die ständig weiterentwickelte Digitalisierung der Kommunikations- und Informationsmöglichkeiten auch im privaten Alltag nieder. Im Umgang mit digitalen Medien verändern sich Zeiterfahrung und Zeitgebrauch. Vieles soll vor allem zeiteffektiv und schnell erledigt werden; internetfähige Medien wie Smartphones, Tablets, Laptops etc. ermöglichen dies non-stop, ob zuhause oder unterwegs. E-Mails können auf dem Weg zur Arbeit beantwortet werden, in der Mittagspause kann neben dem Essen per Messenger-Diensten kommuniziert werden, auch nach Feierabend bleibt man weiterhin erreichbar. Der gewöhnliche Alltag einer Arbeitswoche mit planbarem Feierabend und Wochenende wird durch diese Zeitrhythmen zunehmend fragiler (ebd.). Das schlägt sich nach Hartmut Rosa in der gegenwärtig beschleunigten und entgrenzten Gesellschaft unter anderem in einem „Kurz-Kurz-Muster“ des individuellen Handelns und Zeiterlebens nieder (Rosa 2005: 232). Alltägliche Tätigkeiten werden möglichst zeiteffizient aufgeschichtet und verschwimmen dadurch sozusagen zu einer grauen Masse von Erledigungen. Alltäglich wahrgenommene Digitalisierungsphänomene, wie vermeintlich ständig erreichbar und durch Medien immer auf dem neuesten Stand sein zu müssen, führen dann nicht selten auch zu Erschöpfungszuständen wie Burnout oder Depression (vgl. King 2017).

In unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen wie der Soziologie, Psychologie, Geschichts-, Kultur- und Sprachwissenschaft fanden seit Anfang der 1970er

Jahre systematische Forschungen zum Alltag statt. G. Günter Voß schreibt dazu: „Es wäre eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung wert zu ergründen, warum dieses systematische Desiderat [...] erkannt wurde“ (Voß 2000: 31). Dahinter stehen vor allem Intentionen, das Empirische von positivistisch verhafteten Annahmen und kausal verkürzten Abhängigkeitsmodellen zu befreien. Die wissenschaftliche Herausbildung des Alltagsbegriffs ist eng mit dem der Lebenswelt verknüpft, der auf Alfred Schütz zurückgeht. Als Vertreter der phänomenologischen Soziologie begreift Alfred Schütz, an Husserl anknüpfend, den Alltag als eine Sphäre, die sich durch Sinnbildungsprozesse konstituiert. „Unter alltäglicher Lebenswelt soll jener Wirklichkeitsbereich verstanden werden, den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet“ (Schütz/Luckmann 1979: 23). Weiterhin wurde der Begriff des Alltags durch den Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie geprägt, die soziale Mikrosituationen und das Handeln in spezifischen Alltagsumgebungen beobachtend in den Blick nehmen. Gegen solcherart situationsbezogene Ansätze setzen Ingo Mörth und Meinrad Ziegler die Forderung, „konkret-strukturierte Merkmale bzw. die strukturierenden Konsequenzen des alltäglichen Handelns“ in den Blick zu nehmen (1990: 14). Alltag sei nicht nur ein situativ-subjektiver Lebenszusammenhang, sondern auch und „vor allem gesellschaftliche Praxis“ (ebd.): „Alltag ist eine Realitätssphäre, die sich so offensichtlich zwischen der Mikro- und Makroebene sozialer Wirklichkeit ausbreitet, daß eine entsprechende analytische Kategorie, die dieser Realität gerecht zu werden versucht, unumgänglich zu einer Bewegung wird, die auf eine Synthese zwischen beiden Ebenen hinzielt, [...] einer Pendelbewegung [...], um haltbare Brücken zu schlagen“ (ebd.: 21).

Auf die Vermittlung von Individuum und Gesellschaft gerichtet sind seit den 1980er Jahren vor allem die subjektorientierten soziologischen Konzepte der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995; Jurczyk/Voß/Weihrich 2016) sowie von Hartmut und Helga Zeiher (1994; Zeiher 2017) zu nennen. Diese setzen bei der Alltagspraxis und den alltäglichen Handlungsvollzügen der Subjekte an, wobei die gesellschaftliche Bedingtheit von Alltagsstrukturen im Fokus steht. Der Alltag wird als ein Handlungszusammenhang begriffen, als Herstellungsmodus, der täglich geleistet werden muss und wird. Dies geschieht in aktiver Auseinandersetzung mit gesellschaftlich geformten Handlungsbedingungen in der alltäglichen Lebensführung.

Diese Forschungen zur alltäglichen Lebensführung sind zeitbezogen. Denn „Leben [verläuft] im Nacheinander der linearen Zeit [...] und die Genese des Tuns [vollzieht] sich im Zusammenhang von Vergangenen und Künftigem“ (Zeiher 2017: 20). Tag für Tag folgt Handlung auf Handlung durch lineare Zeit hindurch. Jedes Tun hat auf der Zeitlinie des Alltags einen konkreten Platz in Zeit und Raum.

Der individuelle Alltagszusammenhang besteht zum einen in den Situationen und Orten mit je spezifischen raum-zeitlichen Erreichbarkeiten für jedes einzelne Tun und zum anderen in zeitlichen Fixpunkten, Terminen und sozialen Einbindungen der Person. Individuen bewegen sich nacheinander zu verschiedenen örtlichen Gegebenheiten, kommunizieren mit unterschiedlichen Personengruppen und verrichten früher oder später am Tag verschiedene Tätigkeiten. Zeit ist somit als Abfolge oder Nacheinander des Tuns im Alltag relevant (ebd.). Diese Abfolge herzustellen, Tätigkeiten zeitlich auf die Reihe des Alltagsablaufs zu bringen, ist ebenfalls ein zentraler Aspekt alltäglicher Lebensführung der zahlreichen empirischen Forschungen zum sozialen Wandel der Arbeit und der Geschlechterverhältnisse, die aus dem Konzept der Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ hervorgegangen sind (1995; Jurczyk/Voß/Wehrich 2016).

Während dort sozialgruppenspezifische Alltagsmuster untersucht werden, setzen Hartmut und Helga Zeiher bei den individuellen Prozessen an, in denen die einzelnen Tätigkeiten im Tageslauf hervorgebracht werden (Zeiher/Zeiher 1994). Im Prozessmodell zur Erforschung der Handlungs-genese (Zeiher 2017) ist Zeit nicht allein als Aufeinanderfolge von Tätigkeiten relevant, sondern zudem als *inhaltliches Auseinanderhervorgehen* von Tätigkeiten, wenn diese mit vorangegangenem Tun inhaltlich verbunden sind, sei es als Fortsetzung vorangegangenen Tuns oder als integriert in einen Sinnzusammenhang. Was sich in der Gegenwart ereignet, wie etwas verrichtet wird, wie sich entschieden wird, mit wem wie kommuniziert wird, das entsteht – einer Person mehr oder weniger bewusst – im inhaltlichen Zusammenhang des Alltagslebens und des Lebenslaufs. An genau dieser Stelle einzelner konkreter Handlungen wird Alltag als Ort wechselseitiger Bezüge von gesellschaftlich-strukturierter und individueller Lebenszeit empirisch fassbar.

Zusammenfassend lässt sich Alltagsleben somit als ein „zeitliches Gewebe“ (Zeiher 2017: 24) konzipieren, in dem einzelne Individuen Tag für Tag verschiedene Tätigkeiten aufschichten und zu sich wiederholenden alltäglichen Handlungsabläufen verweben. In Forschungen zur alltäglichen Lebensführung werden sowohl die Prozesse, in denen das Leben im Alltag zustande kommt, die äußere Lebensbahn als auch intraindividuelle Zeitphänomene und damit das Leben „von innen“ als menschliches Handeln erkennbar. Es sind Prozesse, in denen sich lebensgeschichtlich Vergangenes und antizipiertes Künftiges in der Gegenwart verbindet. Werden hier zeitphilosophische Aussagen von Augustinus (1982: 318) zum Begriff der Zeit herangezogen, könnte alltägliches Zeiterleben als „Dreiheit“ verstanden werden, als „Gegenwart von Vergangenen, nämlich Erinnerung; Gegenwart von Gegenwärtigem, nämlich Augenschein; Gegenwart von Künftigem, nämlich Erwartung“.

Annegret Gaßmann (geb. Frindte)

LITERATUR

- Augustinus, A. (1982): Bekenntnisse. München: dtv.
- Jurczyk, K./Voß, G. G./Wehrich, M. (2016): Alltägliche Lebensführung – theoretische und sozialdiagnostische Potenziale eines subjektorientierten Konzepts. In: Alleweldt, E./Röcke, A./Steinbicker, J. (Hg.): Lebensführung heute – Klasse, Bildung, Individualität. Weinheim: Beltz Juventa, S. 53-87.
- King, V. (2017): Die Macht der Dringlichkeiten. Vom Umgang mit der Zeit: Gesellschaftlicher Wandel und psychische Verarbeitungsmuster. In: Forschung Frankfurt. Das Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität, Jg. 34, Heft 1, S. 40-45.
- Luhmann, N. (1968): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten. In: Die Verwaltung, Heft 1, S. 3-30.
- Mörth, I./Ziegler, M. (1990): Die Kategorie des „Alltags“ – Pendelbewegung oder Brückenschlag zwischen Mikro- und Makro-Ufer der Soziologie? In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 15, Heft 3, S. 88-111.
- Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Opladen: Leske + Budrich.
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A./Luckmann, T. (1979): Strukturen der Lebenswelt. 2 Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Voß, G. G. (2000): Alltag: Annäherungen an eine diffuse Kategorie. In: Voß, G. G./Holly, W./Boehnke, K. (Hg.): Neue Medien im Alltag. Begriffsbestimmungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes. Opladen: Leske + Budrich, S. 31-78.
- Zeher, H. (2017): Zeit und alltägliche Lebensführung. Ein Prozessmodell zur Erforschung der Handlungsgenese. Weinheim: Beltz Juventa.
- Zeher, H./Zeher, H. (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim: Juventa.

Alter

Alle kennen es, jeder macht sich irgendwann Gedanken darüber, sehr viele erleben es, doch niemand wird verallgemeinern können, was es bedeutet und wann es beginnt: *das Alter*. Anders als das Altern, das einen letztlich von der Wiege bis zur Bahre reichenden Prozess beschreibt, handelt es sich beim Alter um ein Klassifikationsprinzip, welches seine Bedeutung erst durch Praktiken und Konstruktionen der Zugehörigkeit und Abgrenzung erhält. Was Alter *ist*, sollte daher immer im Konstruktionszusammenhang der Wissensordnung betrachtet werden, aus der es hervorgebracht wird.

Je nachdem, in welchem Kontext über Alter gesprochen und gedacht wird, werden unterschiedliche Merkmale aufgerufen und verknüpft. So erscheinen alte Menschen in sozialpolitischen Debatten als Leistungsempfänger*innen der Rentenversicherung, deren steigender Anteil an der Bevölkerung die Finanzierbarkeit sozialer Sicherungssysteme belastet. In der Medizin beschäftigt sich ein eigener Fachbereich (Geriatric) mit typischen Fragestellungen bezüglich der physiologischen Eigenschaften älterer und hochaltriger Menschen (z.B. Multimorbidität, atypische Krankheitsverläufe, typische Alterssyndrome wie Demenz, Inkontinenz, Mangelernährung). In alltäglichen Begegnungen identifizieren wir Alter bei unseren Mitmenschen über signifikante Zeichen (z.B. graue Haare, Falten, gebeugter Gang) und schreiben ihnen dabei in der Regel unbewusst bestimmte Merkmale zu (Attraktivität, Kompetenzen, Denk- und Handlungsstile). Nicht zuletzt werden wir dazu aufgerufen, das kursierende Wissen über Alter mit unseren alltäglichen Erfahrungen abzugleichen und in unsere Biografien und Selbstkonzepte zu integrieren, indem wir uns bspw. die Frage stellen, wie alt wir uns fühlen, ob wir schon alt sind oder was das Alter mit uns macht.

In der altersbezogenen Kommunikationspraxis wird in vielen Kontexten dem chronologischen Alter eine Bedeutung zugemessen, also dem Maß der seit der Geburt vergangenen Lebenszeit. Die Relevanz des Lebensalters kann einerseits als exakt datiertes und gesetzlich verbrieftes Regulativ Rechte und Pflichten definieren. Dabei sind sowohl Mindestgrenzen möglich, etwa bei der Beurteilung von

Strafmündigkeit (ab 14 Jahren), dem Führen von Kraftfahrzeugen (18 Jahre) oder der Wahl zum Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland (40 Jahre), als auch Höchstgrenzen, wie bei der Verbeamtung von Hochschulprofessor*innen (je nach Bundesland zwischen 40 und 50 Jahren) oder der Rabattierung des Eintritts zu Kulturveranstaltungen. Andererseits wirkt das Lebensalter auch in der interaktiv-normativen Dimension in Form einer *social clock* als internalisierter Schrittmacher der Lebenszeit (Neugarten 1979).

Die soziale Uhr definiert die Angemessenheit von Aktivitäten und Anliegen in bestimmten Phasen des individuellen Lebensverlaufes und zeigt an, um welche chronologischen Altersgrenzen das Eintreten von Entwicklungen und Lebensereignissen als zu früh oder zu spät erachtet wird, wann man *zu jung* oder *zu alt* für etwas ist. An die soziale Uhrzeit werden Akteure im Gegensatz zu den institutionell verbrieften gesetzlichen und regulatorischen Altersgrenzen in alltäglichen Interaktionen in Beruf- oder Privatleben erinnert, etwa durch vermehrtes Nachfragen nach der Familienplanung nach dem 30. Geburtstag oder durch die Schwierigkeiten für Personen über 50 Jahren bei der Suche nach einer neuen Arbeitsstelle. Glückwunschkarten und ähnliche Insignien zeugen davon, dass runden Geburtstagen dabei eine besondere Bedeutung beigemessen wird. *Alter* ist also im Prozess des Älterwerdens ein ständiger Begleiter, der zur Evaluation des Selbst und zum Vergleich mit anderen aufruft und in der sozialen Praxis zur Herstellung von kollektiven Identitäten (z.B. Altersgruppen, Kohorten) genutzt wird. Der Neugarten-schen Metapher einer *social clock* ist hinzuzufügen, dass unterschiedliche Zeitzonen der sozialen Uhr existieren können, was sich sowohl in historischer Perspektive durch den Wandel der chronologischen Alterserwartungsnormen als auch durch den Vergleich verschiedener Gesellschaften oder sozio-kultureller Milieus innerhalb einer Gesellschaft widerspiegeln kann. Die Altersforschung weist schon länger auf die kulturelle und historische Plastizität der Kategorie Alter, aber auch die hohe körperliche, psychische und soziale Variabilität von Personen gleichen Lebensalters hin, die im Lebensverlauf immer größer wird (Baltes u.a. 2010). Wer sich eingehender mit dem Alter beschäftigt, sollte sich daher nicht zu sehr von chronologischen Essentialisierungen täuschen lassen, sondern vielmehr den Wandel von Altersbildern, -erwartungen und -deutungen kontextsensibel auf ihre ideologischen und moralischen Konstruktionsprinzipien untersuchen.

Um die Bedeutungsvielfalt der Alterskategorie zu unterlegen, wird sie im Folgenden exemplarisch aus zwei Blickwinkeln betrachtet: zum einen als wohlfahrtsstaatliche Konstruktion einer *Lebensphase Alter*, die ein fester sozialstruktureller Bestandteil des industriegesellschaftlichen Normallebenslaufes ist, und zum anderen als Frage der subjektiv empfundenen Zugehörigkeit zur Kategorie Alter, dem *Altsein*.

Das Bedürfnis, das Alter als letzten Abschnitt menschlichen Lebens einzuordnen, hat eine lange kulturgeschichtliche Tradition und verschiedene Lebensstadienmodelle hervorgebracht. In modernen Industriegesellschaften, deren Organisationsprinzipien die deutsche Sozialstruktur weiterhin prägen, hat sich die *Lebensphase Alter* als Teil eines dreigeteilten Normallebenslaufes herausgebildet, der um das Erwerbssystem herum in eine Vorbereitungs-, Aktivitäts-, und Ruhephase gegliedert ist (Kohli 1985). Dass die Menschen dadurch zu Beginn ihres Lebens einen Ablauf von Positionssequenzen (Ausbildung, Erwerbsarbeit, Ruhestand) zu bestimmten Lebensaltern erwarten können, hat im Vergleich zu früheren Gesellschaften zu einem chronologisierten und individualisierten Zeitgefühl im Lebensverlauf geführt. In der Bundesrepublik Deutschland war die Rentenreform von 1957 Auftakt der Erwartbarkeit einer nachberuflichen Lebensphase Alter, denn erst durch die Einführung eines gesetzlichen Rentenalters, des Umlageverfahrens und des Prinzips der Lebensstandardsicherung für Rentner*innen wurde eine erwerbsbefreite Lebensphase für alle gesellschaftlichen Schichten möglich und der „wohlverdiente Ruhestand“ zum grundlegenden Bestandteil der moralökonomischen Ordnung der Bundesrepublik.

Die Konstitution der Lebensphase Alter als kognitives und moralisches Regulativ für die individuelle Lebensorientierung und -gestaltung hat sich jedoch im Zeitverlauf gewandelt. Da seit der Zeit um die Rentenreform die durchschnittliche Lebenserwartung eines 60-Jährigen um mehr als zehn Jahre gestiegen ist, ist aus einigen Jahren nachberuflichem Rückzug aus Erwerbs- und Familienrollen ein offener, nicht selten ein Drittel der individuellen Lebenszeit einnehmender, biographischer Raum geworden. Der Sozialhistoriker Peter Laslett (1995) sieht in der gestiegenen Lebenserwartung den Auslöser für die Entstehung einer neuen Passage auf dem menschlichen Lebensweg in modernen Gesellschaften, die er als das *Dritte Alter* bezeichnet. Diese Passage folgt auf das erste Alter als Zeit der Erziehung und Sozialisation und auf das zweite Alter als Phase der Reife und Verantwortung sowie des Verdienens und Sparens als Zeit der Unabhängigkeit und Möglichkeit zur Selbstverwirklichung und persönlicher Erfüllung. Danach folgt das „eigentliche“, vierte Alter als Zeit der Abhängigkeit, der körperlichen Schwäche und des heranahenden Todes. Diese Zweiteilung der Lebensphase Alter in das „junge“, dritte Alter und das vierte Alter der Hochaltrigkeit ist mittlerweile fester Bestandteil des Kanons der Altersforschung und hat die Art und Weise verändert, in der wir über die Lebensphase Alter denken. Verstärkt wurde dies zunächst durch eine Vorverlegung der Lebensphase Alter durch arbeitsmarktpolitisch motivierte Vorruhestandsregelungen ab den 1980er Jahren, infolge derer der Renteneintritt mit 65 Jahren seinen (männlichen) Normalitätsstatus verlor und durch renten- und arbeitsrechtliche sowie betriebliche Ruhestandsübergangsregelungen ersetzt wurde, die

mitunter bereits ab Mitte 50 ansetzten. Seit der Jahrtausendwende wurden viele dieser Regelungen zugunsten eines späteren Renteneintritts wieder zurückgenommen, woraufhin das durchschnittliche Renteneintrittsalter wieder angestiegen ist.

Ein gesellschaftlicher Konsens über eine wohlfahrtsstaatlich legitimierte Abgrenzung der Lebensphase Alter ist jedoch in weiter Ferne. Wer wann in den „wohlverdienten Ruhestand“ darf, ist politisch umkämpfter denn je und differenziert sich zunehmend aus. Davon zeugen die intensiv geführten Debatten um eine vor allem mit der Veränderung der demografischen Struktur begründeten Anhebung des Renteneintrittsalters auf 67 Jahre. Gleichzeitig werden Statuszugänge wie die „Rente mit 63“ für Menschen geschaffen, denen aufgrund einer hohen Zahl an Beitragsjahren ein früherer Erhalt von Rentenzahlungen zugestanden wird. Zu beobachten sind darüber hinaus Entwicklungen, welche das Konstrukt der Lebensphase Alter als wohlverdienten Ruhestand gänzlich in Frage stellen. So ist die Zahl der Personen, die auch nach Erreichen des Ruhestandsalters noch erwerbstätig ist, zuletzt – wengleich auf nach wie vor niedrigem Niveau – stark angestiegen. Darunter sind sowohl Personen zu finden, die aufgrund diskontinuierlicher Erwerbsbiografien und eines sinkenden Rentenniveaus auf Zusatzeinkommen angewiesen sind, als auch Personen, die zwar finanziell ausreichend abgesichert sind, aber ein gewisses Maß an selbstbestimmter Erwerbsarbeit auch im Ruhestand noch als erfüllenden Teil ihrer Lebensführung erachten. Begleitet werden diese Entwicklungen in der öffentlichen Wahrnehmung von einem diskursiven Wandel des Deutungsmusters der Lebensphase Alter vom „wohlverdienten Ruhestand“ zum „produktiven Alter“ (Denninger u.a. 2014). Dieses fügt sich in den Rahmen einer sozialpolitischen Abkehr vom versorgenden zu einem aktivierenden Wohlfahrtsstaat, in dem der Einsatz älterer Menschen als Ressource zur Kompensation staatlicher Leistungen angesehen und gefördert wird. Aus dem entpflichteten Ruhestand wird damit eine Wiederverpflichtung älterer Menschen. In spätmodernen Gesellschaften, so lässt sich folgern, wird die Lebensphase Alter also zumindest ein Stück weit aus der moralökonomischen Ordnung moderner Gesellschaften herausgelöst und verliert ihre klare Verlässlichkeit als Meilenstein im Lebensverlauf, den die Individuen in Nachkriegsgesellschaften bereits Jahrzehnte im Voraus erwarten konnten.

Wendet man den Blick von der sozialstrukturellen Alterszuordnung zum subjektiven Beginn der Lebensphase Alter, dem Gefühl des *Altseins*, stößt man auf einen anderen Umgang mit der Alterskategorie. Das spiegelt sich statistisch darin wider, dass das chronologische Alter, ab dem die 40- bis 85-jährigen Interviewten eine Person als „alt“ bezeichneten, im Durchschnitt bei 73 Jahren lag und damit deutlich über dem Bereich des Renteneintrittsgeschehens (Deutscher Alterssurvey 2008, in Bolze/Schwabe 2015: 70ff.). Auffällig ist dabei, dass mit steigendem Lebensalter die Altersgrenze nach hinten verschoben wird, was sich sowohl beim

Vergleich der Altersgruppen im Querschnitt als auch bei der Wiederbefragung der gleichen Personen zu einem späteren Zeitpunkt zeigt. Das Alter scheint also aus subjektiver Perspektive eine Kategorie der sozialen Zugehörigkeit zu sein, die den Menschen in spätmodernen Gesellschaften Unbehagen bereitet und die von ihnen im Lebensverlauf nach hinten geschoben wird.

Was dahinter steckt, haben Stefanie Graefe u.a. (2011) in ihren qualitativen Studien ans Licht gebracht. Sie zeigen, dass Menschen, die aus dem Berufsleben ausgeschieden und sozialstrukturell als Mitglieder der Alterspopulation anzusehen sind, der Kategorie Alter subjektiv eine ganz andere Bedeutung zuweisen. In ihren Erzählungen stellen sie Bezüge zum Alter in der Regel nicht als Teil ihrer Identität, sondern als Fremdzuschreibung her, wenn es darum geht einen Zustand zu beschreiben, der auf sie (noch) nicht zutrifft („Wie ich *nicht* bin“). Wird das Alter thematisiert, werden überwiegend negative Eigenschaften und Bewertungen aufgerufen (z.B. Gebrechlichkeit, Hilfs- und Pflegebedürftigkeit, Apparatedmedizin, Starrsinn, Passivität). Mitunter weisen sogar hochbetagte Menschen das Altsein mit Verweis auf verbliebene individuelle Eigenschaften und Kompetenzen von sich, die sie anderen, von ihnen als alt bezeichneten Personen voraushaben und die sie vor der Zugehörigkeit zur Gruppe der Alten bewahren. Die Autor*innen sprechen daher von der narrativen Konstruktion einer „relativen Alterslosigkeit“, mit der sich viele ältere Menschen auch nach dem Eintritt in die nachberufliche Lebensphase als „normale Erwachsene“ begreifen und *Altsein* als düsteres Szenario am Horizont des Lebensverlaufes verdrängend entwerfen. Im Deutschen Alterssurvey lässt sich eine Gruppe definieren, die sich zumindest chronologisch betrachtet zum Altsein bekennt (vgl. Bolze/Schwabe 2015: 76ff.). Dabei handelt es sich um Personen, die ein höheres Alter als ihr eigenes angeben, ab dem sie Personen allgemein als alt bezeichnen würden. Es zeigt sich, dass sich erst die über 80-Jährigen mehrheitlich als alt einordnen. Zum Altsein bekennt sich überdurchschnittlich häufig, wer das Älterwerden als Prozess erlebt, in dem die Entfaltung individueller Potenziale nicht mehr möglich ist, in dem eine nachlassende Gesundheit und soziale Deprivation zu beklagen sind. Auch Erfahrungen mit dem Tod von Angehörigen sind typisch für Menschen, die sich zum Altsein bekennen, unter denen Männer und Angehörige niedrigerer Schichten häufiger vertreten sind.

Aus kultureller Perspektive ist das Altsein damit auch ein Gegenentwurf zu den ideologischen Grundlagen spätmoderner Gesellschaften. Diese erfordern nämlich gerade jene autonomen, mit einem funktionierenden Körper ausgestatteten und zur Selbstversorgung befähigten Subjekte, von denen die produktive Entfaltung ihrer Potenziale erwartet werden kann. Im Übergang in eine von Technisierung und Solutionismus geprägte Gesellschaft, die stets nach der Optimierung menschlichen Lebens strebt, gerät das Alter in den Fokus der Bioinformatik und Regenerations-

medizin. In diesen Bereichen wird das Alter auf seine körperlichen Merkmale reduziert und als Gegenentwurf zum funktionsbereiten Körper zu einer Krankheit umgedeutet (Lafontaine 2010). Diese gilt es, mithilfe technischer und wissenschaftlicher Erkenntnisse zu besiegen, für deren Anwendung auch die Subjekte im Rahmen ihrer alltäglichen Lebensführung verantwortlich gemacht werden. Ob und wann solche Technologien zum Erfolg führen, ist ungewiss. Gewiss ist hingegen, dass die dadurch radikalisierten negativen Deutungsmuster des Alters bereits heute von den betroffenen Subjekten verarbeitet werden müssen. Dass Menschen vor diesem Hintergrund das Altsein weiterhin verdrängen und verwerfen, steht zu erwarten.

Max Bolze

LITERATUR

- Baltes, P. B./Mayer, K. U./Helmchen, H./Steinhagen-Thiessen, E. (2010): Die Berliner Altersstudie (BASE). Überblick und Einführung. In: Lindenberger, U./Smith, J./Mayer, K. U./Baltes, P. B. (Hg.): Die Berliner Altersstudie. Berlin: Akademie Verlag, S. 25-58.
- Bolze, M./Schwabe, S. (2015): Die Prokrastination des Altseins. Zur Verschiebung der Altersgrenze im Lebensverlauf. In: Bolze, M./Endter, C./Gunreben, M./Schwabe, S./Styn, E. (Hg.): Prozesse des Alterns. Konzepte – Narrative – Praktiken. Bielefeld: transcript, S. 67-88.
- Denninger, T./Dyk, S. van/Lessenich, S./Richter, A. (2014): Leben im Ruhestand. Zur Neuverhandlung des Alters in der Aktivgesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Göckenjan, Gerd (2000): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Graefe, S./Dyk, S. van/Lessenich, S. (2011): Altsein ist später. Alter(n)snormen und Selbstkonzepte in der zweiten Lebenshälfte. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Jg. 44, Heft 5, S. 299-305.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Lafontaine, C. (2010): Die Postmortale Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Laslett, P. (1995): Das Dritte Alter. Historische Soziologie des Alterns. Weinheim: Juventa.
- Neugarten, B. L. (1979): Time, age, and the life cycle. In: The American Journal of Psychiatry, Jg. 136, Heft 7, S. 887-894.

Altern

„Wir finden die Zeit im *Altern*“, erklärt der österreichische Schriftsteller und Philosoph Jean Améry (1979: 22) in seinem bekannten Essay *Über das Altern. Revolte und Resignation*. Während die Menge gelebter Zeit hinter uns unablässig anwachse, verenge sich zugleich zusehends der Horizont der zukünftig noch zu lebenden Zeit. Auf diese Weise werde die grundlegende Zeitlichkeit der menschlichen Existenz, ihre Vergänglichkeit und Endlichkeit, mit zunehmendem Alter immer deutlicher und letztlich unausweichlich. Der Alternde „ist, während seine Zeit vergeht im Hui, nur noch Geschöpf der Zeit. Er sagt ich, und er meint: meine Zeit“ (ebd.: 37).

Mit diesen Überlegungen schließt Améry eine erstaunliche Lücke in der Existenzphilosophie der vorausgehenden Generation. Zwar hatte schon Martin Heidegger die Zeitlichkeit und Endlichkeit des Menschen als grundlegend für die existenzielle Verfasstheit menschlichen Daseins begriffen. Sie mache „den ursprünglichen Seinssinn des Daseins“ (Heidegger 2001: 235) aus. Vom Altern als Prozess und dem höheren Lebensalter als Phase ist in diesem Zusammenhang allerdings kaum die Rede. Stattdessen bleibt die Bestimmung der menschlichen Zeitlichkeit bei Heidegger eigentümlich abstrakt und formal. Die berüchtigte Rede vom „Vorlaufen zum Tode“ (ebd.: §53) scheint über die konkrete Verlaufsstruktur der hier zurückzulegenden Strecke und ihre verschiedenen Etappen und Übergänge hinwegzugehen.

Dagegen wird das Altern nun bei Améry, ähnlich wie etwa gleichzeitig bei Simone de Beauvoir, geradezu zum Paradigma menschlicher Zeitlichkeit schlechthin erhoben (Schweda/Bozzaro 2014). Es erscheint damit zugleich als wesentlicher Zug unserer Existenz, geradezu als die zentrale Grundstruktur menschlichen Lebens überhaupt. Gleichgültig wer wir sind, wie und wo wir leben und was wir tun: Wir alle werden älter und durchlaufen dabei gewisse unausweichliche und unumkehrbare Veränderungen unseres Körpers, unserer Persönlichkeit und Perspektive sowie unserer gesellschaftlichen Rolle und Stellung. Leben bedeutet Altern. In der Folge erfährt hier auch die althergebrachte Verknüpfung von Endlichkeit auf der einen und Sinn und Bedeutung des menschlichen Lebens auf der anderen Seite eine entscheidende Zuspitzung und Konkretisierung.

Bereits bei Heidegger war die Ansicht angeklungen, erst die Konfrontation mit der eigenen Sterblichkeit verleihe dem Leben Bedeutung und Wertigkeit. Sie rufe den Einzelnen aus der konventionellen Existenz des „Man“ und der geschäftigen Zerstreuung an die Vielfalt der Dinge und Angelegenheiten zurück zu Selbstbesinnung und Entschlossenheit (Heidegger 2001: §62). In der Tat: Hätten wir unbegrenzt Zeit, bestünde wohl keinerlei Notwendigkeit, sich darüber klar zu werden, was uns im Leben eigentlich wichtig ist, worauf es uns letztlich ankommt. Wir könnten schlicht abwarten und jeden Entschluss unbegrenzt aufschieben oder alle denkbaren Optionen kurzerhand eine nach der anderen durchprobieren. Entsprechend werden Langeweile und Sinnlosigkeit in mythischen wie literarischen Darstellungen oft als Begleiterscheinungen der Unsterblichkeit beschrieben. Erst die durch das Altern vermittelte Erfahrung der verrinnenden und begrenzten Lebenszeit verleiht unserem Handeln und Leben Gewicht und Dringlichkeit. Sie eröffnet jenen existenziellen Horizont, in dem überhaupt zählt, was wir mit unserer Zeit anfangen, wie wir also entscheiden und was wir tun (Schweda/Bozzaro 2014).

Allerdings liegt eine gewisse Tragik in diesem existenziellen Zusammenhang von Vergänglichkeit und Daseinsklärung. Denn je mehr wir im Laufe der Zeit an Einsicht und Klarheit gewinnen mögen, desto weniger Möglichkeit bleibt uns zugleich noch, das erlangte Wissen auch in die Tat umzusetzen und für das eigene Leben fruchtbar zu machen. Einerseits sind entscheidende Weichenstellungen längst erfolgt und maßgebliche Lebenswege eingeschlagen, auf denen man nicht mehr nach Belieben umkehren und zurückgehen kann. Unser Leben gewinnt zunehmend eine feste, unabänderliche Gestalt. Irgendwann stecken wir gleichsam bis zum Halse in einer übermächtigen, ausgehärteten Vergangenheit. „Ein ganzes langes Leben ist hinter uns erstarrt und hält uns gefangen“ (Beauvoir 2007: 485). Zugleich sehen wir vor uns die eigene Zukunft und damit den Möglichkeitsspielraum für Hoffnungen, Pläne, Entscheidungen und Handlungen, für die sinnvolle Gestaltung und Umgestaltung unseres Lebens, mehr und mehr schrumpfen. Unsere Zeit wird knapp und läuft ab. „Eine begrenzte Zukunft, eine erstarrte Vergangenheit – das ist die Situation, der sich der alte Mensch gegenüber sieht“ (ebd.: 492).

Die Moderne hat diese existenzielle Zwickmühle keineswegs aufgelöst. Zwar kommt der Anstieg der durchschnittlichen Lebenserwartung in den vergangenen 150 Jahren einem beträchtlichen Zeitgewinn gleich. Inzwischen gehört das höhere Alter in den westlich geprägten Industriegesellschaften sozusagen standardmäßig zu einem menschlichen Lebensverlauf dazu. Altern ist zu einer Erfahrung der breiten Massen geworden. Doch mit der Lösung des Individuums aus traditionellen Bindungen haben sich zugleich die Handlungs- und Lebensmöglichkeiten und damit auch die andrängenden existenziellen Fragen und Entscheidungen vervielfältigt. Zudem trägt auch die moderne Beschleunigung des sozialen Wandels zur Ver-

schärfung der Zeitnot bei. Es wird schwieriger, mit dem anziehenden Veränderungstempo Schritt zu halten und aus den Erfahrungen der Vergangenheit noch Erwartungen für die Zukunft abzuleiten. Schließlich haben sich im Zuge der Säkularisierung auch transzendente Sinnhorizonte weithin aufgelöst. Für das christliche Mittelalter war das Leben auf Erden grundsätzlich bruchstückhaft und unvollendet und rundete sich allenfalls im Jenseits zu einem sinnvollen Ganzen. Mit der Erosion des Glaubens an Auferstehung und ewiges Leben wird dagegen die Existenz im Hier und Jetzt zum alleinigen Schauplatz des Ringens um das gelingende Leben und so zur „letzten Gelegenheit“ persönlicher Erfüllung und Vollendung (Grone-meyer 1993).

Blickt man aus der Flughöhe solcher existenzphilosophischen und zeitdiagnostischen Betrachtungen auf den gegenwärtigen gesellschaftlichen und kulturellen Umgang mit dem Altern, so scheinen sich zwei entgegengesetzte Antworten auf die grundlegende existenzielle Ausgangsproblematik von Vergänglichkeit und Daseinsklärung abzuzeichnen: entweder Negation oder Affirmation des Alterns und der in ihm erfahrenen menschlichen Zeitlichkeit. Die erste Perspektive kommt in einer Tendenz zum Ausdruck, die Erfahrung des Älterwerdens und damit des Verrinnens und der Begrenztheit der Lebenszeit zu vermeiden, abzumildern oder doch aufzuschieben. Sie zeigt sich etwa in der kulturellen Aufwertung, Ausweitung und Perpetuierung eines jugendlichen Habitus und Lebensstils. Die Adoleszenz erscheint nicht länger als transitorische Phase, die es im Zuge einer gelingenden Entwicklung zu überwinden gilt. Stattdessen wird die einst als unreif und gefährdet beargwöhnte Jugend zunehmend zum maßgeblichen Leitbild des *gesamten* Lebensverlaufs und *aller* Generationen. Das Festhalten an jugendkulturellen Orientierungen prägt das Selbstverständnis und die Lebensweise älterer Erwachsener bis ins höhere und höchste Rentenalter, wie sich bspw. bei Seniorendiscos oder auf Konzerten der Rolling Stones beobachten lässt (Pfaller/Schweda 2014).

Auch die Entwicklungs- und Funktionsdynamiken der spätmodernen Gesellschaften der Gegenwart scheinen immer weniger Raum für herkömmliche Erfahrungen des Älterwerdens und damit der vergehenden Lebenszeit zu lassen. Zum einen persistieren vormals adoleszenztypische Erfahrungs- und Lebensmuster im Zeichen prolongierter Ausbildungsphasen, prekarisierter beruflicher Laufbahnen sowie entsprechend tentativ und provisorisch bleibender Lebensentwürfe und Beziehungskonstellationen mittlerweile verschiedentlich bis ins vierte Lebensjahrzehnt. Vielfach gelangt man nicht mehr von selbst und ohne Weiteres in ein geregeltes, lebensführungspraktisch konsolidiertes und sozio-ökonomisch etabliertes Erwachsenenendesein, sondern tritt ungeachtet hoher Betriebsamkeit biografisch gewissermaßen auf der Stelle. Zum anderen ersetzen die zeitgenössische Gerontologie und Sozialpolitik gleichzeitig negative, defizitorientierte Vorstellungen des höheren Le-

bensalters im Zeichen von Niedergang und Abhängigkeit zunehmend durch an Ressourcen und Potenzialen ausgerichtete Leitbilder des späteren Lebens, die mit dem Anspruch fortdauernder Aktivität, Leistungsfähigkeit und Produktivität einhergehen. Durchgehaltene Jugendlichkeit wird zum Maßstab „erfolgreichen Alterns“. Dabei bilden individuelle Eigenverantwortung und sozialstaatliche Aktivierung den sozio-politischen Deutungshorizont des neuen „Unruhestands“ der „jungen Alten“ (Dyk/Lessenich 2009).

Schließlich arbeitet auch die moderne Medizin an der Ausschaltung der Vergänglichkeitserfahrung. Schon die Frischzellenkuren und die kosmetische Chirurgie des 20. Jahrhunderts vermittelten das Versprechen, dem Altern und damit der eigenen Zeitlichkeit nicht länger ins Gesicht blicken zu müssen. Mit der so genannten Anti-Aging-Medizin kommt in den 1990er Jahren sogar eine eigene medizinische Richtung auf, die sich ausdrücklich den Kampf gegen das Altern auf die Fahne schreibt. Ziel ist es, den Alterungsprozess zu verlangsamen, aufzuhalten oder zurückzudrehen und das Leben insgesamt erheblich zu verlängern. Menschliche Zeitlichkeit erscheint damit als eine wissenschaftlich-technisch beherrschbare Bedingung. Das Spektrum an Verfahren reicht von diätetischen Ansätzen über Hormonpräparate und Antioxidantien bis hin zu gezielten Eingriffen in die molekularen Mechanismen der biologischen Seneszenz selbst. Mit dem Programm „radikaler Lebensverlängerung“ und „biologischer Unsterblichkeit“ oder gar den technischen Visionen einer Kryokonservierung alternder Körper oder einer Digitalisierung alternder Seelen bläst die „transhumanistische“ Bewegung schließlich sogar zum direkten und frontalen Angriff auf die menschliche Vergänglichkeit und Endlichkeit als solche (Bozzaro 2014).

In Abgrenzung von derartigen gesellschaftlichen und kulturellen Tendenzen einer Negation der Alternserfahrung besteht eine zweite Antwort auf die existenzielle Zwickmühle von Vergänglichkeit und Daseinsklärung in der bewussten Anerkennung des Alterns und der ausdrücklichen Auseinandersetzung mit der begrenzten und verrinnenden Lebenszeit. Diese Herangehensweise kann zunächst an die bereits angesprochene jahrhundertealte Überlieferung anknüpfen, nach der das zugespitzte Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit und Endlichkeit zugleich zu einer entschlosseneren Ausschöpfung des Lebens und seiner Möglichkeiten anzuhalten vermag. Dabei muss der sprichwörtliche Zusammenhang von *memento mori* und *carpe diem* keineswegs zwingend im hedonistischen Sinne eines besonders intensiven, extensiven oder exzessiven Lebensgenusses ausgelegt werden. Stattdessen mag er auch zu einer vertieften und umfassenderen Wirklichkeitserfahrung im Geiste der erfüllten Gegenwart spirituellen Achtsamkeitsdenkens („Ewigkeit im Augenblick“) oder einer gesteigerten Effizienz individueller Lebenszeitnutzung nach dem Vorbild Senecas Anlass geben (Weinrich 2005).

Traditionell werden derart akkumulierte kognitive Erträge eines bewusst erlebten und verarbeiteten Lebens- und Alterungsprozesses auch unter dem altherwürdigen Begriff der Weisheit zusammengefasst. Dabei ist die betreffende Lebens- und Altersweisheit keineswegs bloß im unspezifischen Sinne eines über die Jahre angesammelten Tatsachenwissens über Gott und die Welt oder eines durch unzählige Wiederholungen eingeübten technischen Know-how aufzufassen. Auch die moderne kognitionspsychologische Forschung trifft mit der Unterscheidung von logisch operierender fluider und erfahrungsbasierter kristalliner Intelligenz im Grunde nicht das Entscheidende. Vielmehr umschreibt der Weisheitsbegriff traditionell eine besondere Art aus langjähriger Lebenserfahrung resultierenden Orientierungswissens, mithin ein Bewusstsein dafür, was im Leben wahrhaft wichtig ist, eine erfahrungsvermittelte Klarsicht in grundlegenden Fragen der praktischen Lebensorientierung. Altersweisheit lässt sich in diesem Bezugsrahmen mithin auch als Lebenszeitnutzungscompetenz auffassen: Der Gealterte kennt das Leben. Ihm mag im Laufe der Zeit nach und nach aufgegangen sein, worauf es eigentlich ankommt und was letzten Endes zählt. Er kann besser einschätzen, wie kostbar die begrenzte Lebenszeit ist und wofür sie sinnvoll eingesetzt werden sollte.

Freilich sieht sich die Altersweisheit ebenfalls mit dem bereits angesprochenen Grundproblem des Alterns konfrontiert. Die existenzielle Zwickmühle von Vergänglichkeit und Daseinsklärung scheint sich von einem rein individualistischen Standpunkt aus nicht auflösen zu lassen. Erst die Weitung des Blicks für umfassendere Zeithorizonte mag hier neue Perspektiven eröffnen, etwa die der Weitergabe und Tradierung der eigenen Lebenserfahrung und gewonnenen Einsichten. Damit erhält der Weisheitsbegriff Anschluss an den Diskurs um Generativität, also die Sorge um und Verantwortungsübernahme für nachfolgende und zukünftige Generationen. Die Vorstellung, die Quintessenz der eigenen Existenz in Gestalt eines Vermächnisses weiterzugeben, bietet eine Aussicht, in gewisser Weise auch über den Tod hinaus fortzuleben und damit die Grenzen der eigenen limitierten Lebenszeit zu überwinden (Kotre 1984). Aus entwicklungspsychologischer Sicht entspricht ein solches bewusstes Einrücken des alternden Individuums in übergreifende zeitliche Zusammenhänge wie die Abfolge der Generationen, aber etwa auch den historischen Prozess politischen Fortschritts oder die nachhaltige Entwicklung der menschlichen Zivilisation und damit letztlich den Fortbestand des Planeten Erde als natürlicher Lebensgrundlage, einer bewussten Zurücknahme und Überschreitung des endlichen Selbst im Laufe des Alterungsprozesses, die in der neueren Gerontologie auch als „Gerotranszendenz“ (Tornstam 2004) beschrieben wird.

Offenkundig beruhen die skizzierten gesellschaftlichen und kulturellen Tendenzen einer Negation bzw. Affirmation des Alterns und der in ihm zugänglich werdenden Zeitlichkeit und Endlichkeit des menschlichen Lebens letzten Endes auf einer

idealtypischen Unterscheidung. Im individuellen Lebenszusammenhang und Lebensverlauf kann es zu Überschneidungen und Vermischungen der jeweils einschlägigen Überzeugungen, Einstellungen und Praktiken kommen. Der Jugendkult des junggebliebenen Altrockers kann eine vergänglichkeitsbewusste Haltung barocker Lebensauskostung zum Ausdruck bringen, die Anti-Aging-Kur der alternden Hochschullehrerin auch fernöstliche Achtsamkeitsübungen einschließen. Umgekehrt mag bei der spirituellen Neuausrichtung des ehemaligen Vorstandsvorsitzenden auf umfassendere generationelle oder gar kosmische Zeitdimensionen insgeheim auch der narzisstische Wunsch nach Unsterblichkeit und ewiger Jugend im Spiel sein. In der Folge ist mit Blick auf die im Altern zu Tage tretende zeitliche Dimension des menschlichen Lebens mit Ambivalenzen und spannungsreichen Kombinationen oder auch Komplikationen zu rechnen, wie sie der Philosoph Odo Marquard im Begriff der „Multitemporalität“ (2013: 50ff.) umrissen hat.

Mark Schweda

LITERATUR

- Améry, J. (1979): Über das Altern. Revolte und Revolution. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Beauvoir, S. de (2007): Das Alter. Reinbek: Rowohlt.
- Bozzaro, C. (2014): Das Leiden an der verrinnenden Zeit. Alter, Leid und Zeit am Beispiel der Anti-Aging-Medizin. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Dyk, S. van/Lessenich, S. (Hg.) (2009): Die jungen Alten. Analysen einer neuen Sozialfigur. Frankfurt am Main: Campus.
- Gronemeyer, M. (1996): Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit. Darmstadt: Primus.
- Heidegger, M. (2001): Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer.
- Kotre, J. (1984): Outliving the Self: Generativity and the Interpretation of Lives. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Marquard, O. (2013): Zeit und Endlichkeit. In: Marquard, O.: Endlichkeitsphilosophisches. Über das Altern. (Hg. von Franz Josef Wetz). Stuttgart: Reclam, S. 40-54.
- Pfaller, L./Schweda, M. (2014): Ewige Jugend. In: Wodianka, S./Ebert, J. (Hg.): Metzler Lexikon moderner Mythen. Stuttgart: J. B. Metzler, S. 119-121.
- Schweda, M./Bozzaro, C. (2014): Altern als Paradigma – Neue Zugänge zur Zeitlichkeit des Menschen in der Ethik. In: Zeitschrift für Praktische Philosophie, Jg. 1, Heft 1, S. 167-184.
- Tornstam, L. (2005): Gerotranscendence: A Developmental Theory of Positive Aging. New York: Springer.
- Weinrich, H. (2005): Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens. München: C. H. Beck.

Arbeit

Der Begriff „Arbeit“ öffnet seit jeher Interpretationsspielräume. Sind Menschen als lebendige Wesen auf die Aneignung und Bearbeitung ihrer Umwelt angewiesen, so lässt sich bereits diese Auseinandersetzung mit der natürlichen und sozialen Umgebung als „Arbeit“ begreifen. Menschen nutzen und verändern Dinge, sie bringen sich hierbei geistig, sinnlich und leiblich ein und sie entfalten dabei, dies ist das dialektische Moment der Arbeit, zugleich sich selbst (Marx 1969: 192; vgl. Negt 1984: 168ff.). Die gesellschaftlichen Realitäten entsprechen dem emanzipatorischen Potenzial von Arbeit allenfalls partiell. Sie kennen Arbeit, in der die Menschen in ihren Neigungen und Fähigkeiten Anerkennung und Zufriedenheit erfahren. Ebenso aber gibt es auch Arbeit, die sie vom Ergebnis ihres Tuns und von sich selbst entfremdet. Konflikte um Arbeit ranken sich daher seit jeher um die Chancen der Durchsetzung oder Verhinderung der jeweiligen Variante – vor allem aber um die Frage, wer überhaupt wieviel Zeit für Arbeit aufwenden muss und ihren Ertrag erhält, und wem ihr Ergebnis gehört.

In den bis ins 18. Jahrhundert währenden agrarischen Gesellschaften war das Leben der meisten Menschen fast ausschließlich von Arbeit zur Existenzsicherung ausgefüllt. Die jeweiligen sozialen Figurationen entschieden, ob ihnen dies gelang oder sie ihr Tun in den Dienst anderer stellen mussten. Da eine Arbeitsteilung im modernen Sinne noch nicht existierte, war das Ergebnis der Arbeit für die Menschen zumeist unmittelbar erfahrbar. Arbeitszeiten im heutigen Sinne gab es nicht, sondern das Arbeiten war den natürlichen Rhythmen von Hell und Dunkel, Klima und Jahreszeitenwechseln unterworfen. Zeiten des Schaffens und Ausruhens waren durch die Natur reguliert.

Mit der aufkommenden Industrialisierung änderte sich dies. Es wurde in geschützten und beleuchteten Fabrikhallen produziert; die technischen Neuerungen unterstützten das physische Leistungsvermögen der Arbeitskräfte. Die zentralisierte, bürokratisch verwaltete Arbeitsorganisation und der Einsatz von Maschinen erhöhten das Tempo des Arbeitens. Die Fabriksirenen gaben Arbeitsanfang, -ende und Pausen vor, und es entstanden die Vorläufer der heutigen Arbeitszeiten. Die Lebens-

routinen der Menschen gerieten dadurch zunächst aus den Fugen: Die neuen Lohnarbeitenden waren nicht nur an separierten Orten fixiert, sondern mussten auch ihren Arbeitsrhythmus den Taktungen der Produktion anpassen. Die Kontrolle über die Zeit hatte die Fabrikaufsicht, die ihnen das Tragen von Uhren untersagte (Thompson 1967). Die gemessene Zeit wurde zum Herrschaftsinstrument. Versammelten sich Familien anfangs noch für Mahlzeiten vor den Fabrikatoren, destillierten sich sukzessive zwei getrennte Lebens- und damit auch Arbeitsbereiche heraus: die „Arbeit“, fortan prioritär verstanden als „Lohn-“ bzw. später „Erwerbsarbeit“, und die „Freizeit“, in der alle anderen, nicht-entgelteten Arbeiten platziert blieben, so etwa auch die gesellschaftlich funktionale Haus- und Familienarbeit, deren Zeitbedarfe das neue Erwerbssystem ignorierte.

Produktion und Reproduktion trennten sich, blieben aber im Lebenszusammenhang der Menschen vermittelt, die Verausgabung, Erholung und Generativität auszutariieren hatten. Der Überhang an Arbeitsuchenden beförderte die Konkurrenz und die Akzeptanz niedriger Löhne, extremer Arbeitsbedingungen und ausufernder Arbeitszeiten, selbst für schwangere Arbeiterinnen und Kinder. Folge waren der Verschleiß der breiten Bevölkerung und eine hohe Kindersterblichkeit. Die Einführung einer betrieblichen und staatlichen Sozialpolitik war die Antwort auf diese Reproduktionskrise der ersten industriellen Revolution. Man führte, nach harten Arbeitskämpfen, Arbeitsschutzvorschriften und Begrenzungen der täglichen Arbeitszeit ein. Prinzipien der Nutzung menschlicher Arbeitskraft blieben gleichwohl ertrags- und effizienzorientiert. War das Gewinnstreben zunächst noch Ausdruck einer religiös inspirierten Arbeitsethik gewesen, die statt Müßiggang und Kontemplation das strebsame Schaffen als Garanten späteren Seelenheils vorsah (vgl. Weber 1988), verlor diese Begründung sukzessive an Prägekraft. Die Menschen verinnerlichten die kapitalistische Leistungsgesinnung und machten sie zum Maßstab ihres Handelns.

Die technischen Neuerungen der Folgejahre setzten vor allem auf eine effizientere Arbeitsgestaltung und die Steigerung von Umsatz und Gewinn bei reduziertem Personaleinsatz. Mit der Einführung von Fließfertigung für die Fahrzeugmontage verkürzte man nicht nur radikal die zur Herstellung von Autos benötigte Zeit, sondern trieb auch die Arbeitserlegung weiter voran. Die aufkommende Massenproduktion brachte den Arbeitenden insofern zwei zeitliche Kontrollorgane: den Takt der Maschine und die Vorgesetzten. Dieses Grundprinzip überwachter und zerlegter Arbeit erfuhr ab Mitte des 20. Jahrhunderts eine Revision, als die Rationalisierungserträge absehbar an Grenzen stießen und für die expandierenden Dienstleistungsberufe ungeeignet schienen. Auf den Plan traten nun Konzepte, die eine Steuerung der Arbeitsabläufe durch die Arbeitenden selbst vorsahen. Statt externer Vorgaben wurden nunmehr lediglich Ziele definiert – der Weg dorthin blieb der Planung der

Einzelnen überlassen. Fand sich dieses Prinzip zunächst in den hochqualifizierten Segmenten des Arbeitsmarktes, strahlte es schnell in die Fläche aus.

Maschinell und zentral gesteuerte Zeitregime blieben trotz dieser neuen Modi der Nutzung von Arbeitskraft wirkmächtig, doch kristallisierten sich nun individualisierte Arbeitszeiten heraus, in denen die Prozessgestaltung eigenverantwortlich erfolgte und lediglich Fristen für Ergebnisse vereinbart wurden. Die Arbeitgeber umwarben diese Selbststeuerung als ein den Menschen und seine Bedürfnisse besser respektierendes Modell. Die Schattenseite war jedoch offenkundig: Die Vereinbarungen ließen sich aufgrund mangelhafter Ressourcenausstattung oder Widrigkeiten in Abläufen oft nicht einhalten; häufig waren Ziele schlicht zu ambitioniert kalkuliert. Beschäftigte arbeiteten schneller, reizten ihre Leistungsreserven stärker aus, verzichteten auf Pausen oder ignorierten Limits täglicher Einsatzzeiten. Sie bezahlten ihre neue Zeitsouveränität mit einer erhöhten Intensivierung der Arbeit.

Dass dieser Nachteil zunächst kaum breiten Protest auslöste, war maßgeblich den Interessen der Erwerbstätigen selbst geschuldet, die den neuen Zugewinn an Zeitautonomie nicht mehr missen wollten. Waren die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg noch vom Wiederaufbau geprägt, wollten die nachfolgenden Generationen mehr vom Leben als befriedete Verhältnisse und Konsum. Zugleich schienen die Grenzen des materiellen Wachstums ohnehin erreicht; die unerwünschten Nebenfolgen der Modernisierung ließen sich in der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) nicht mehr ignorieren. Selbstverwirklichung im Beruf und mehr Zeit für private Interessen gewannen an Zuspruch. Ferner strömten, als Folge von Studentenbewegung und Bildungsexpansion, mehr Frauen in den Arbeitsmarkt. Nötig wurden Arbeitszeitmodelle, die sich mit Familienaufgaben vereinbaren ließen. Gab es in der DDR eine flächendeckende Kinderbetreuung, um die Arbeitskraft der Frauen einzubinden, blieb Frauen in Westdeutschland die Rolle der Hausfrau und Mutter zugewiesen. „Teilzeitarbeit“ wurde fortan das neue Vereinbarkeitsmodell und, passend zur nur vormittäglichen Kinderbetreuung in der Bundesrepublik, als „Halbtagsjob“ konzipiert. Arbeitszeitvolumen und Entgelt wurden dabei diskriminierend verknüpft: Die Beschäftigten (Frauen) erhielten deutlich geringere Stundenlöhne als Vollzeitbeschäftigte; ihre Arbeit galt als nur „Zuverdienst“. Das Steuerrecht förderte das Modell durch ein die Rollen verfestigendes Ehegattensplitting.

Als weitere Variante trat die „Gleitzeit“ auf den Plan. Indem sie Flexibilität bei Anfang und Ende des Arbeitstages einräumte, erleichterte sie die Koordination mit familialen Belangen, entsprach aber auch dem Bedürfnis aller Beschäftigten nach mehr Zeitsouveränität. Bezog sich dieser Spielraum zunächst auf den Tag, ergab sich spätestens in den 1990er Jahren eine fortschreitende Flexibilisierung der Arbeitszeit. Wegweisend war hier die Einführung einer „28,8-Stunden-Woche“ bei der Volkswagen AG. Gedacht als Modell einer kollektiven Verkürzung der Arbeits-

zeit zur Vermeidung von Massenentlassungen, war eine variable Verteilung der Arbeitszeit die Folge: Es sollte dann gearbeitet werden, wenn „der Markt“ dies erforderte. Verwaltet wurden die entsprechenden Stunden auf „Arbeitszeitkonten“. Hier konnte Mehrarbeit auch über längere Phasen hinweg angesammelt und in späteren Phasen wieder entnommen werden. Versprach die Unternehmensleitung auch den Beschäftigten Flexibilität und neue Gestaltungsspielräume, erwies sich der Zugriff auf die Guthaben jedoch in der Praxis als primär den betrieblichen Belangen unterworfen – es waren Konten „ohne Vollmacht“ (Jürgens 2000).

Arbeitszeitkonten sind heute weithin verbreitet und in Tarifverträgen und Betriebsvereinbarungen umfassend reguliert, um die unterschiedlichen Interessen auszubalancieren. Sie erhalten zumeist Regeln über Höchstgrenzen und Entnahmekontingente; auch sehen sie z.T. vor, ab welchen Volumina (und erkennbar zu „dünnen“ Personaldecken) über Neueinstellungen zu verhandeln ist. Jenseits tarifgebundener Betriebe und damit für fast die Hälfte aller Beschäftigten sieht die Lage jedoch zumeist anders aus. Der Status im Betrieb, die Exklusivität einer Qualifikation und die Verhandlungskompetenz gewinnen daher im Zugang zu Zeitsouveränität an Bedeutung.

Die konkreten Arbeitszeiten der Beschäftigten haben sich inzwischen breit ausdifferenziert. Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit ebenso wie feste Arbeitszeiten existieren fort, parallel jedoch hat sich mit den Kontenmodellen eine bunte Arbeitszeitlandschaft entwickelt. Im Modell der „Vertrauensarbeitszeit“ wurde die Erfassung der Arbeitszeit gar gänzlich abgeschafft. Zeitinteressen der Beschäftigten scheinen daher auf den ersten Blick heterogener, weisen jedoch noch immer markante Gemeinsamkeiten auf: den Wunsch nach Mitbestimmung über die Lage, Dauer und Verteilung der Arbeitszeit – vor allem aber prioritär die Erhaltung des Arbeitsplatzes. In der Wirtschaftskrise 2008 dienten Arbeitszeitkonten erneut und in der Fläche dazu, Entlassungen zu vermeiden. Sie sind seitdem ein auch international als Vorbild herangezogenes Modell für innovative Arbeitszeitpolitik.

Das erwähnte Dilemma im Konflikt zwischen Zeitsouveränität und Intensivierung der Arbeit brach sich maßgeblich erst seit dem Jahrhundertwechsel Bahn. Krankenkassenberichte identifizierten einen drastischen Anstieg von Fehltagen aufgrund psychischer Erschöpfung; wissenschaftliche Studien verwiesen auf einen Zusammenhang zum Wandel der Arbeitswelt. Schon in den 1990er Jahren hatte die Arbeitszeitforschung vor sozial desintegrativen und individuell überfordernden Effekten gewarnt. Sennett warnte mit seinem Buch *The Corrosion of Character* (Sennett 1998) vor einem überfordernden Sich-Aufreiben an widrigen, nicht beeinflussbaren Strukturen in der Arbeitskultur des Selbstmanagements und einer wachsenden Fremdheit sich selbst gegenüber. Die Arbeitssoziologie deckte in empirischen Studien das komplexe Zusammenspiel von Marktsteuerung, neuen Nut-

zungsweisen von Arbeitskraft und veränderten Selbstkonzepten auf und erhellte mit ihren Theoremen zur „Entgrenzung“ und „Subjektivierung“ von Arbeit (siehe als Überblick Voß 2018) die Ursachen des Wandels.

Viele der skizzierten Konflikte um die Zeit sind heute noch immer virulent. Hierarchien zwischen Arbeits- und Freizeit, zwischen Beruf und Familie, zwischen Vollzeitarbeitenden und Teilzeit- oder geringfügig Beschäftigten, zwischen jenen mit starren und jenen mit selbstbestimmten Arbeitszeiten bestehen fort. Zugleich aber ergeben sich Paradoxien innerhalb der Modelle: Feste Arbeitszeiten garantieren im Kontext fremdbestimmter Flexibilität mehr Souveränität als variable; nachgefragte Arbeitskräfte können ihre Zeitinteressen besser durchsetzen, verzichten aber wegen fehlender Vertretung zum Schutz der Kolleg*innen auf Freizeitansprüche. Die realen Arbeitszeiten der Vollzeitbeschäftigten fallen höher aus als die tariflichen – so das seit Jahrzehnten konstante Ergebnis der Forschung – und diese wiederum sind höher als die gewünschten. Viele Teilzeitbeschäftigte wiederum würden gern mehr Stunden arbeiten. Es besteht also Potenzial für eine Umverteilung von Arbeit, doch wurden die hierfür erforderlichen Bildungs- und Weiterqualifizierungsoffensiven bislang nicht initiiert. Der expandierte Niedriglohnsektor wirkt nicht minder hemmend: Eine Verkürzung der Arbeitszeit können sich viele Menschen angesichts steigender Lebenshaltungskosten nicht leisten.

Angesichts des demographischen Wandels und einer gesteigerten Erwerbsintegration von Frauen ergeben sich absehbar neue Zeitkonflikte: Da für die Versorgung von Pflegebedürftigen und Kindern in vielen Regionen nicht ausreichend infrastrukturelle Angebote zur Verfügung stehen, wird die Nachfrage nach zeitsouverän organisierten Arbeitsmodellen anhalten; auch die Zeit- und Arbeitsverteilung zwischen den Geschlechtern bleibt klärungsbedürftig. Besondere Herausforderungen ergeben sich zudem in Folge der Digitalisierung von Arbeitsprozessen. Betriebliche, möglicherweise aber auch kollektive Verkürzungen der Arbeitszeit kommen für den Fall ins Spiel, dass Automatisierung Arbeitsplätze oder ganze Berufszweige vernichtet. Zeiten für Weiterbildung werden für die breite Bevölkerung sowie als lebensbegleitendes Instrument an Stellenwert gewinnen. Neue Technologien erleichtern bereits die ortsunabhängige Kommunikation und Kooperation und ermöglichen es, den Arbeitstag zeitflexibler zu gestalten.

Die Innovationen bergen jedoch auch bekannte Ambivalenzen in sich: Erkennbar sind eine Intensivierung und nicht entgeltene Ausdehnung der Arbeitszeit, etwa durch kurzfristige Wiederaufnahmen der Arbeit. 2019 reagiert erstmals eine EU-Richtlinie auf diese Entwicklung und verpflichtete auch bei Vertrauensarbeitszeit zur Zeiterfassung, um unbezahltes Arbeiten einzudämmen. Nutzerfreundliche digitale Assistenzen stehen hierfür inzwischen zur Verfügung. Die Arbeitsparteien ringen gleichwohl um derlei Regulierungen, wie sich am Beispiel der Anfechtungen

des Arbeitszeitgesetzes zeigt, die Arbeitgeberverbände wiederholt vorbringen. Gewerkschaften hingegen sehen sich durch Studien bestätigt, die verlässliche und angemessen lange Erholzeiten als individuell ebenso wie gesellschaftlich funktional deklarieren. Der Konflikt um die Arbeitszeit geht somit in weitere Runden.

Kerstin Jürgens

LITERATUR

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jürgens, K. (2000): Das Modell Volkswagen. Beschäftigte auf dem Weg in die atmende Fabrik. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft, Jg. 54, Heft 2, S. 89-96.
- Marx, K. (1969): Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Band 1. (Marx-Engels Werke, Band 23). Berlin: Karl Dietz.
- Negt, O. (1984): Lebendige Arbeit, enteignete Zeit. Politische und kulturelle Dimensionen des Kampfes um die Arbeitszeit. Frankfurt am Main: Campus.
- Sennett, R. (1998): The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. New York: Norton & Company.
- Thompson, E. P. (1967): Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism. In: Past and Present, Jg. 38, Heft 1, S. 56-97.
- Voß, G. G. (2018): Was ist Arbeit? In: Böhle, F./Voß, G. G./Wachtler, G. (Hg.): Handbuch Arbeitssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 15-84.

Ausbildung

Unter beruflicher Ausbildung werden vielerlei Ausbildungsarten verstanden, wie etwa die betriebliche, schulische und duale Ausbildung oder auch das Studium. Allen Formen ist gemein, dass sie als Vorbereitung für die Ausübung des späteren Berufs dienen. Somit sind verschiedene Institutionen beteiligt (z.B. Betriebe, Berufsschulen, Universitäten), an denen Heranwachsende über verschiedene Ausbildungsstränge notwendige berufliche Qualifikationen erwerben können. Aus soziologischer Perspektive können mit Blick auf die Berufsausbildung verschiedene Entwicklungen in den westlichen Gesellschaften festgehalten werden. Während die Leistungs- und Bildungserwartungen an Heranwachsende stetig steigen, wird die Aussicht auf einen Arbeitsplatz zunehmend unsicherer und es besteht trotz hoher beruflicher Qualifikation keine Garantie auf ein sicheres und ausbildungsadäquates Arbeitsverhältnis (Hurrelmann/Bauer 2015). Dennoch reagieren die Heranwachsenden zum Großteil mit einer pragmatischen und zuversichtlichen Einstellung während ihrer Ausbildungszeit. Fleiß und Ehrgeiz werden von vielen als Wertorientierungen ähnlich wichtig genommen wie die Entwicklung von Phantasie und Kreativität (Shell-Jugendstudie 2015).

Zudem steigen die Anforderungen im Beruf und auch die Erwartungen an Berufseinsteiger*innen, sodass sich Bildungs- und Ausbildungszeiten zunehmend verlängern. Eine weitere Entwicklung bezieht sich auf die Individualisierung und De-Standardisierung der Lebensläufe. So können immer mehr Freiheitsgrade in der individuellen Lebensgestaltung und somit auch in der Wahl der beruflichen Ausbildungsstätte festgestellt werden. Dies kann aber auch zu Überforderung und Ängsten aufgrund fehlender Planungssicherheit führen. Daher scheint es für Individuen immer wichtiger, entsprechende Kompetenzen während der schulischen und beruflichen Ausbildung zu erwerben, um den Übergang in die Berufsrolle zu schaffen (vgl. Hurrelmann/Bauer 2015). Nicht nur Soziologie und Erziehungswissenschaft, auch die Psychologie beschäftigt sich daher mit dem Thema der Berufsausbildung während des späten Jugend- und des frühen Erwachsenenalters. Festzuhalten bleibt, dass es sich um eine Lebensphase mit hoher Heterogenität und Vielfalt der indivi-

duellen Möglichkeiten handelt. Von den jungen Menschen können zahlreiche Berufs- und Ausbildungsvarianten ausprobiert werden, sodass es zu Richtungswechseln kommen kann. Während der Berufsausbildung sind Neuorientierungen möglich und die berufliche Zukunft ist bis dahin (zumeist) noch nicht endgültig festgelegt. Gleichzeitig ist die schulische und berufliche Ausbildung während dieser Zeit von großer individueller Bedeutung, da sie die Grundlage für das spätere Einkommen und Erfolg während des Berufslebens bildet.

Junge Menschen im Ausbildungsstatus sehen sich häufig weder als Jugendliche noch als Erwachsene. Sie befinden sich also in einer Art Zwischenphase auf dem Weg zum Erwachsenenstatus, die durch eine Verantwortungsübernahme für sich selbst, die Fähigkeit eigene Entscheidungen zu treffen und das Streben nach finanzieller Unabhängigkeit gekennzeichnet ist. Als eine Schlüsselfunktion der Ausbildung wird auch die Erkundung und Herausbildung einer beruflichen Identität gesehen. Junge Menschen fragen sich bezüglich ihrer beruflichen Identität in dieser Phase, welchen Beruf sie gerne ausüben möchten, welcher Beruf sie auch langfristig zufriedenstellen würde und inwiefern der gewählte Beruf einen Arbeitsplatz für sie bereithält (Arnett 2000).

Es besteht also eine hohe Ernsthaftigkeit und Zielgerichtetheit der Ausbildungsphase auf den späteren Beruf. In diesem Zusammenhang wird in der Ausbildungsforschung – unabhängig von der „objektiv messbaren“ Zeit – vermehrt auch die „persönliche“ Zeit in Hinblick auf individuelle Zeitperspektiven fokussiert. Darunter wird ein kognitiv-motivationales Konstrukt verstanden, das Gedanken und Gefühle zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfasst.

Nach Mello und Worrell (2015) kann für die Jugendphase und das frühe Erwachsenenalter zwischen verschiedenen Dimensionen der Zeitperspektiven unterschieden werden, unter anderem zwischen der Bewertung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und der Orientierung an den „Zeitformen“. Den beiden Dimensionen der Bewertung und Orientierung kommt eine hohe Relevanz für Entscheidungen und Verhaltensweisen zu; sie stehen im Zusammenhang mit zahlreichen entwicklungsbedeutsamen Variablen, wie dem Selbstkonzept oder auch dem schulischen Erfolg. Festzuhalten bleibt darüber hinaus, dass die Zeitperspektivität durch Erfahrungen und Lernprozesse in verschiedenen sozialen Kontexten und somit auch während der beruflichen Ausbildung beeinflusst wird (u.a. Mello/Worrell 2015).

Mit Blick auf die Zeitperspektiven scheinen junge Menschen im Ausbildungsstatus tendenziell sehr zukunftsgerichtet zu sein. Allerdings ist die Entfaltung einer beruflichen Identität nicht allein an der zukünftigen Berufstätigkeit orientiert, sondern auch explorativ, da vielfältige Erfahrungen gegenwartsbezogen um ihrer selbst willen gesucht werden. Junge Menschen können sich auch ohne deutliche

Zukunftsbezogenheit bilden und auch einer ungewöhnlichen schulischen oder beruflichen Ausbildung ohne klare berufliche Bedeutsamkeit nachgehen.

Die Einschätzung der eigenen Zukunft fällt zumeist positiver aus als die Bewertung der allgemeinen gesellschaftlichen Zukunft. Mit Blick auf die Möglichkeit der Realisierung eigener beruflicher Wünsche sind Heranwachsende in einer hohen sozialstrukturellen Lage zudem deutlich positiver gestimmt als Heranwachsende aus einer niedrigen sozialen Lage (Arnett 2000; Shell-Jugendstudie 2015).

Diese Ausführungen zeigen bereits, dass den Zeitperspektiven in der Ausbildungszeit junger Menschen, und somit bei der Vorbereitung auf das Berufsleben, eine große Bedeutung zukommt. Die „klassische“ Vorstellung eines linearen und planbaren Prozesses von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft verliert dabei an Gewicht, wie mit den Anmerkungen zu Individualisierung und De-Standardisierung von Lebensverläufen zu Beginn bereits angedeutet wurde. Einerseits beeinflussen die Wahrnehmung der Gegenwart und die Deutungen der Vergangenheit die Planungen für die Zukunft; andererseits kann die antizipierte Zukunft, zum Beispiel bei unsicheren beruflichen Aussichten, auch die Sicht- und Verhaltensweisen von Individuen in der Gegenwart massiv bestimmen.

Entsprechend stehen auch Schwierigkeiten bei der Berufswahl – und damit bei der Wahl des Ausbildungsweges – im Zusammenhang mit den individuellen Zeitperspektiven, wie verschiedene empirische Untersuchungen zeigen. Bewertet eine Person die eigene Vergangenheit eher negativ und fühlt sich nicht in der Lage, die eigene Zukunft zu meistern, und ist sie vergleichsweise stark auf gegenwärtige Vergnügungen ausgerichtet, sind nach Taber (2013) verschiedene Schwierigkeiten bei der Berufswahl erwartbar. Befragte aus den USA mit diesem Muster zeigten sich mit Blick auf die Berufswahl eher unentschlossen, hatten eher dysfunktionale Überzeugungen bezüglich der Entscheidungsfindung und weniger Kenntnisse über sich selbst. Sie äußerten auch Probleme im Zusammenhang mit unzuverlässigen Karriereinformationen und wiesen häufiger interne Konflikte bezüglich ihrer beruflichen Präferenzen sowie externe Konflikte mit anderen bezüglich ihrer Berufswahl auf. Vor allem die negative Sicht auf die Vergangenheit ist gemäß dieser Studie ein maßgeblicher Indikator. Umgekehrt führen eine starke Zukunftsorientierung und eine geringe fatalistische Sichtweise zu weniger Problemen bei der Motivation zur Berufswahl und in der Entscheidungsfindung. Eine geringe hedonistische Sichtweise verbunden mit einer negativen Sicht auf die Vergangenheit führen wiederum zu gemischten Befunden hinsichtlich der erwartbaren Schwierigkeiten (Taber 2013).

Heranwachsende, die noch unentschlossen sind, welchen beruflichen Weg sie nach der Schule gehen möchten, weisen eher eine negative Perspektive auf die Zukunft auf, schmieden weniger Pläne und setzen auch weniger Hoffnung in die Zukunft, wie eine Längsschnittstudie aus Japan von Tsuzuki (2015) belegt. Hier

waren Schüler*innen, die im Anschluss an die Sekundarschule eine Berufsschule besuchten, eher zukunftsorientiert und setzten mehr Hoffnung in die Zukunft. Im Vergleich dazu waren Schüler*innen, die mit einem Universitätsstudium anschließen wollten, weniger zukunftsorientiert, hatten aber den größten Wunsch nach einem Ziel in der Zukunft. Es ist naheliegend, dass junge Menschen in einer Berufsausbildung im Vergleich zu Universitätsstudierenden eher konkretere Vorstellungen über ihre zukünftige Arbeit haben und ihr Lernen zu Beginn der Ausbildung entsprechend auch mit ihrer Perspektive auf das Leben nach dem Abschluss verbinden können.

Inwiefern Heranwachsende einen hohen oder wenig Einsatz beim Lernen zeigen und schulisch erfolgreich sind, steht ebenfalls mit den Zeitperspektiven in Zusammenhang. Besonders die Sichtweise von Schüler*innen auf die Zukunft hat nach Peetsma und Veen (2011) maßgeblich Einfluss auf ihren Einsatz beim Lernen und somit auf die schulischen Leistungen. In ihrer Studie mit Schüler*innen in beruflicher Ausbildung in den Niederlanden unterscheiden Peetsma und Veen Zukunftsperspektiven in Bezug auf mehrere Lebensbereiche (Schule und berufliche Laufbahn, soziale Beziehungen, Freizeit). Differenziert betrachtet, kann im Bereich der Freizeit eine weite Sicht auf die Zukunft, die über die Zeitspanne des derzeitigen Schuljahres hinausgeht, einen negativen Effekt auf den Einsatz beim Lernen und den schulischen Erfolg von Schüler*innen haben. Hingegen hat eine weite Sicht auf die Zukunft in der Schule und im Beruf hier eine positive Auswirkung. Über die berufliche Ausbildung hinweg kann erwartet werden, dass diese langfristige Zeitperspektive im Bereich der Freizeit zu- und im Bereich von Schule und beruflicher Laufbahn abnimmt und somit auch der schulische Einsatz geringer wird.

Zusammenfassend können starke Zusammenhänge zwischen Faktoren der beruflichen Ausbildung und den individuellen Zeitperspektiven ausgemacht werden. Insgesamt kommt den Sichtweisen auf die Zukunft eine besonders große Bedeutung für den schulischen Einsatz in der Berufsausbildung zu. Ist die Orientierung an der Zukunft im Kontext schulischer und beruflicher Laufbahnen hoch, kann von höheren Erfolgen bei der Berufsausbildung ausgegangen werden. Aber auch den Sichtweisen auf Vergangenheit und Gegenwart kommt Relevanz zu, etwa bei der Berufs- und Ausbildungswahl. Positive Bewertungen der Vergangenheit und Gegenwart scheinen sich entsprechend positiv auf den Prozess einer zielbewussten Entscheidungsfindung auszuwirken. Die Ergebnisse der empirischen Studien untermauern aber auch die theoretischen Annahmen einer starken Heterogenität und Variabilität der Zusammenhänge zwischen individuellen Zeitperspektiven und beruflichen Karriereplänen und -laufbahnen. Als weitere maßgebliche Einflussfaktoren sind das Geschlecht, das Alter, das Freizeitverhalten sowie kulturelle bzw. länder-

spezifische Unterschiede und verschiedene Ausprägungen der beruflichen Ausbildung wirksam (z.B. Shell-Jugendstudie 2015; Tsuzuki 2015).

Abschließend bleibt noch der weite Zusammenhang von Zeitperspektiven und Identitätsbildung festzuhalten. Taber und Blankemeyer (2015) konnten diesbezüglich bei Studierenden Zusammenhänge zwischen den zeitlichen Sichtweisen und der Herausbildung einer beruflichen Identität feststellen. So ist in ihrer Studie eine diffuse berufliche Identität einerseits mit einer negativen Bewertung der Vergangenheit verbunden. Andererseits scheint eine erreichte berufliche Identität im Zusammenhang sowohl mit der Zukunftsperspektive als auch mit dem Erleben von Freude in der Gegenwart zu stehen. Es liegt nahe, dass individuelle Zeitperspektiven auch bei Heranwachsenden anderer Ausbildungswege einen ähnlichen Einfluss auf die Stabilisierung von Identitätsentwürfen haben.

Svenja Konowalczyk

LITERATUR

- Arnett, J. J. (2000): Emerging adulthood. A theory of development from the late teens through the twenties. In: *American Psychologist*, Jg. 55, Heft 5, S. 469-480.
- Hurrelmann, K./Bauer, U. (2015): Einführung in die Sozialisationstheorie. Das Modell der produktiven Realitätsverarbeitung (11., vollst. überarb. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Mello, Z. R./Worrell, F. C. (2015): The past, the present, and the future: A conceptual model of time perspective in adolescence. In: Stolarski, M./Fieulaine, N./Beek, W. van (Hg.): *Time perspective theory; review, research and application. Essays in Honor of Philip G. Zimbardo*. Cham: Springer, S. 115-129.
- Peetsma, T./Veen, I. van der (2011): Relations between the development of future time perspective in three life domains, investment in learning, and academic achievement. In: *Learning and Instruction*, Jg. 21, Heft 3, S. 481-494.
- Shell-Jugendstudie (Shell Deutschland Holding) (Hg.) (2015): *Jugend 2015. Die pragmatische Generation – Entwicklung einer Generationsgestalt*. (17. Shell-Jugendstudie). Frankfurt am Main: Fischer.
- Taber, B. J. (2013): Time perspective and career decision-making difficulties in adults. In: *Journal of Career Assessment*, Jg. 21, Heft 3, S. 200-209.
- Taber, B. J./Blankemeyer, M. S. (2015): Time perspective and vocational identity statuses of emerging adults. In: *The Career Development Quarterly*, Jg. 63, Heft 2, S. 113-125.
- Tsuzuki, M. (2015): Examination about the effects of future career choice on time perspective in Japanese high school students. In: *Spanish Journal of Psychology*, Jg. 18, Heft 17, S. 1-6.

Berufsorientierung

Diverse gesellschaftliche Entwicklungsprozesse seit Mitte des 20. Jahrhunderts gelten als kennzeichnend für den Übergang in die Spätmoderne. Dazu zählen u.a. die umfassende Verwissenschaftlichung sowie Technisierung, der von Raum und Zeit entkoppelte digitale Wissensaustausch und mit Blick auf den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt die Ausweitung des tertiären Sektors. Zu Letzterem zählen insbesondere professionelle Dienstleistungen zur Sicherung der Lebensqualität, z.B. im Gesundheits-, Rechts- und Bildungswesen (vgl. Suchanek 2008: 101). Für einen Arbeitsmarkt, der wie im deutschen Falle auf die Zertifizierung via Ausbildung oder Studium von fach- und berufsspezifischem Wissen als Zugangsvoraussetzung setzt, resultiert eine der spätmodernen Herausforderungen aus dem Umgang mit einer beständigen Revision des für die Erwerbstätigkeit nötigen Wissens. Durch eine überfachliche Kompetenzentwicklung kann diese stetige Wissensrevision konstruktiv gehandhabt werden, ohne aber die Relevanz eines fach- und berufsspezifischen Curriculums zu relativieren. Für angehende Arbeitnehmer*innen bedeutet dies, dass sowohl die entsprechenden Wissensbestände und Kompetenzen, wie das Zeitmanagement, nicht nur ausgebildet, sondern erkannt und in eigener Regie beständig weiterentwickelt werden müssen. Zusätzlich zu den Anforderungen einer Wissensgesellschaft sind es ökonomische Konjunkturen bzw. Krisen, die auf Berufslaufbahnen Einfluss nehmen und bewältigt werden müssen. So wurde bspw. aufgrund der Arbeitsmarktkrise in den 1980er Jahren die institutionell geförderte Arbeitsmarktintegration ausgebaut; mitsamt der Ausweitung von Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen sowie dem mittlerweile dauerhaften zweiten Arbeitsmarkt.

Unter Berücksichtigung dieser beiden Aspekte ist von einem (de-)standardisierten Lebenslauf und der unabdingbaren Bedeutung des lebenslangen Lernens für eine aussichtsreiche Berufslaufbahn und ein erfülltes Leben auszugehen. Dem hat in der Phase vorberuflicher Sozialisation auch die schulische Berufs- und Studienorientierung Rechnung zu tragen. Zum Repertoire der schulisch gerahmten Förderung des Berufsorientierungsprozesses gehört mittlerweile eine Reihe von Formaten, wie die Potentialanalyse, Betriebserkundungen und -praktika, Informations-

und Austauschangebote, z.B. durch Berufsmessen, Arbeitsagenturen, Kammern und Gesprächsrunden mit Expert*innen der jeweiligen Arbeitsfelder, Bewerbungstrainings, Projekte und Thematisierungen im Unterricht. Die Berufsorientierung bildet eine der vielen institutionalisierten Formen zur Förderung der Berufswahl und des gelingenden Übergangs nach dem Schulabschluss.

Stellt sich nun die Frage, nach der Bedeutung von Zeit für die schulische Berufs- und Studienorientierung als pädagogischem Handlungsfeld, dann lässt sich diese in drei Themenkomplexen bearbeiten. *Erstens* werden anknüpfend an die Einführung Rahmenbedingungen der schulischen Berufsorientierung mit gesellschaftshistorischen Zeitbezüge und messbar-organisatorischen Zeitbezüge beschrieben. *Zweitens* wird die Ausrichtung der schulischen Berufsorientierung auf die Jugendphase als Teil des Lebensverlaufes und somit der Lebenszeit thematisiert. Anschließend wird *drittens* auf die Zeitwahrnehmung und -praxis als Gegenstand einer Berufs- und Studienorientierung eingegangen.

Erstens kann mit Bezugnahme auf den gesellschaftshistorischen Zeitbezug festgestellt werden, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowohl im Rahmen einer berufswahltheoretischen Forschung als auch in bildungs- und wirtschaftspolitischen Diskursen vermehrt Fragen zur Arbeitsmarktintegration der nachwachsenden Generation diskutiert wurden. Damit einher ging bspw. die Institutionalisierung der Berufsberatung. Einige Jahrzehnte später wurde das Fach Arbeitslehre an den Volks- bzw. Hauptschulen eingerichtet, wodurch ein Großteil der Schüler*innen für eine systematische Auseinandersetzung mit den eigenen Interessen, Fähigkeiten und Chancen erreicht werden konnte. Dies fiel genau in die Phase der Arbeits- und Ausbildungskrise zu Beginn der 1980er. Erst in den 1990er Jahren wurde die Berufs- und Studienorientierung in die gymnasialen Rahmenlehrpläne eingebunden. Seit 2008 gibt es verbindliche Konzepte für die systematische Durchführung der schulischen Berufs- und Studienorientierung an allen weiterführenden Schulen. An Schulen, die auf die Vergabe eines Real- oder Hauptschulabschlusses ausgerichtet sind, werden nach wie vor deutlich mehr Aktivitäten angeboten und zeitlich umfassender durchgeführt. In Nordrhein-Westfalen gibt es bspw. nur für das Hauptschulsegment eine Rahmenordnung zur schulischen Berufsorientierung mit konkreten Zielformulierungen für einzelne Fächer.

Viele berufsvorbereitende und -orientierende Maßnahmen werden für Lernende angeboten, deren Abschluss der Sekundarstufe I gefährdet ist, z.B. die sogenannten BUS-Klassen. Lernende in diesen Klassen verbringen einen Teil ihrer schulpflichtigen Zeit bereits in den Betrieben und sollen quasi vor Ort auf eine Ausbildung vorbereitet werden oder die Gelegenheit nutzen, auch unabhängig von einem weniger anerkannten Schulabschluss ihre Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Besteht ein erhöhter Unterstützungsbedarf und die individuelle Begleitung wird nötig, dann

verzahnen sich die schulische Berufsorientierung und Jugendberufshilfe als Gebiet der Sozialen Arbeit miteinander. Die spezifische Ausrichtung auf Lernende der Sekundarstufe I und bildungsbenachteiligte Jugendliche ist kennzeichnend für die schulische Berufsorientierung seit ihren Anfängen. Zudem gibt es mittlerweile eine Vielzahl an Angeboten mit spezifischer Zielgruppenausrichtung, z.B. dient das niedersächsische SPRINT-Projekt der Sprachförderung und dem Berufseinstieg von Schüler*innen mit Migrationshintergrund und Fluchterfahrung.

Weiterhin ist für den gesellschaftshistorischen Zeitbezug einer schulischen Berufs- und Studienorientierung maßgeblich, dass sich zum einen zunehmend globale Krisen und Konjunkturen auf die Zielgruppenausrichtung auswirken. Zum anderen ist der technische Wandel ausschlaggebend für Veränderungen der Inhalte und Angebote selbst. So werden die Schüler*innen nun auch auf Online-Bewerbungen, Assessments, das Networking und die Selbstpräsentation im Internet vorbereitet. Mittlerweile deutlich nachgefragt wird eine Unterstützung für den Umgang mit Eignungs- und Interessenstests, die online durchgeführt werden sowie für effektive Recherchen zu passenden Berufs- und Studienfeldern.

Wird nun der Fokus auf den messbaren-organisatorischen Zeitbezug gerichtet, dann ist vorab anzumerken, dass die schulische Berufsorientierung durch bildungspolitische Bund- und Länderstrategien gesteuert und in enger Kooperation mit der Bundesagentur für Arbeit durchgeführt wird. Daraus resultiert eine Orientierung an einer zeitökonomischen Verwertungslogik. Studien- und Ausbildungsplatzbewerber*innen sollen möglichst ohne zeitliche Lücken im Lebenslauf einen passenden Platz erhalten und die damit verbundene Qualifikation auch abschließend erreichen. Bereits seit fast zwei Jahrzehnten wird mit dem Schlagwort „Übergangsproblematik“ der sogenannte „mismatch“ von Schulabsolvent*innen und freien Plätzen in der beruflichen und akademischen Bildung bezeichnet. Deutlich wird dieser „mismatch“ anhand von Zahlen an offenen Ausbildungsstellen und Ausbildungssuchenden sowie der Quote der vorzeitigen Ausbildungsvertragslösung (26 % für 2017) (vgl. BIBB 2019: 157) und der Studienabbruchquote (28 % für 2016) (vgl. Heublein/Schmelzer 2018: III). So werden Lernende aller Schulformen mittlerweile länger und frühzeitiger in die begleitete Berufswahl eingebunden. Das generelle Angebot auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt sowie die Ausbildungssituation, z.B. geringe Bezahlung und Schichtdienst als Aversionsmerkmale, die zu einer Abwahl von Berufen führen, stehen dagegen weniger im Fokus öffentlicher Debatten. Damit bildet die schulische Berufs- und Studienorientierung ein weiteres Beispiel für die Verantwortungsverlagerung auf den Einzelnen.

Wie genau die schulische Berufsorientierung zeitlich organisiert ist, wird durch Rahmenverordnungen auf der Ebene der Bundesländer vorstrukturiert. In der Regel werden Schüler*innen ab der 8. Jahrgangsstufe einbezogen, und dies mit zunehmen-

dem zeitlichem Umfang bis zum Schulabschluss. Dabei bleibt den Schulen selbst die zeitliche Organisation im Verlauf des Schuljahres vorbehalten. Einzelne Tage für Betriebserkundungen und Besuche von Berufs- und Ausbildungsmessen müssen gefunden werden, sowie längere Zeiträume von zwei bis drei Wochen für die Betriebspraktika in der 9. Jahrgangsstufe und der Oberstufe. Entscheidend ist auch das Im-Blick-Behalten von Bewerbungsfristen im Vorabgangsjahr. Dazu wird am Ende der Vorabgangsklasse eine Anschlussvereinbarung getroffen, die dem Übergangmanagement dient und das Verantwortungsgefühl seitens der Jugendlichen stärken soll. Jenseits der Stundenplanung müssen im schulischen Alltag Zeiträume für die beteiligten Lehrkräfte gefunden werden, um die Konzeptentwicklung voranzutreiben, an Weiterbildungen teilzunehmen und im Austausch mit den Betrieben und Hochschulen der Region zu stehen. Je nach Konzept können organisationsaufwendigere Formate etabliert werden, z.B. Projektwochen mitsamt Schüler*innenfirmenprogramm oder auch Praktika für die Lehrenden. Wie zeitlich intensiv Themen rund um Arbeitswelt und Lebensplanung fächerübergreifend in den Unterricht eingebunden werden, hängt allerdings vom schuleigenen Curriculum und den einzelnen Fachlehrer*innen ab. Eine festgeschriebene Stundenanzahl gibt es nicht.

Für den *zweiten* Themenkomplex zum Verhältnis von Zeit und schulischer Berufsorientierung, wird sich auf die Jugendphase als spezifische Lebenszeit im Lebensverlauf fokussiert. Der Berufsorientierungsprozess wird diesbezüglich als Teil der beruflichen Sozialisation verstanden und dazu zählen zunächst all jene Phasen des Lebens, in denen die Berufsbiografie an positionsbezogener Gestaltung bedarf. Von vorberuflicher Sozialisation ist die Rede, wenn Erfahrungen vor der tatsächlichen Erwerbstätigkeit gesammelt und Wissensbestände generiert werden, welche vermittelt durch die Tätigkeiten der Eltern und weiterer Bezugspersonen ausgebildet oder entscheidender durch eigene Erkundungen und Praktika entwickelt werden. Wird die Jugendphase in Abgrenzung zum Erwachsenenalter definiert, dann bildet u.a. die fehlende finanzielle Selbstständigkeit ein Merkmal, und der Übergang nach dem Schulabschluss eine entscheidende Voraussetzung dafür.

Eine Phase für sich ist die Jugend aufgrund des Zusammenfalls von Bildungs- und Freizeitmoratorium. Entfaltungsmöglichkeiten für Interessen, die Ausbildung von Stil- und Geschmackspräferenzen, den Hobbies, dem eigenen Werte- und Normensystem und dies im Prozess der Identitätsbildung sind in keiner anderen Lebensphase so grundlegend. Die Krux für die Berufsorientierung ist allerdings, dass zu einem gewissen Grad das selbstbezogene Wissen verfügbar sein muss, welches sich erst in der Jugendphase im für die Berufsorientierung relevanten Maße entwickelt. Schulische Berufs- und Studienorientierung ist also unnützlich, wenn sie zu früh und ohne reflexive Elemente durchgeführt wird. Noch grundsätzlicher spricht sich daher Heike Solga gegen Programme aus, die auf die frühzeitige Nennung von

Berufswünschen fokussiert sind: „Wäre es nicht erforderlich, eher eine Breite der beruflichen Interessen auszubilden als eine frühzeitige Engführung, um so auch für das lebenslange Lernen eine Grundlage zu schaffen und nicht mit 14 oder 15 Jahren den Schulbesuch und schulische Interessen auf ‚den‘ Beruf hin auszurichten?“ (Solga 2009, zit. n. Gaupp/Lex/Mahl 2013: 134)

Zukunfts- und Lebensplanung erfordern eine konstruktive Zeitwahrnehmung und -praxis, welche nun Gegenstand des *dritten* Themenkomplexes zum Verhältnis von Zeit und schulischer Berufsorientierung sind. Für den Schul- und Bildungsbe- reich finden sich grundlegende Hinweise zur Bedeutung von zeitbezogenen Kom- petenzen in den Beschreibungen der acht Schlüsselkompetenzen für das lebenslange Lernen im 21. Jahrhundert der Europäischen Union. Der Zusammenhang von Zeit und berufsbezogener Planung wird besonders sichtbar in den Erläuterungen zur unternehmerischen Kompetenz mit Fokus auf die vorausgesetzte Einstellung: „Eine unternehmerische Einstellung ist gekennzeichnet durch Eigeninitiative, das Be- wusstsein für die eigene Handlungsfähigkeit, vorausschauendes Handeln, Zukunfts- orientiertheit, Mut und Ausdauer beim Erreichen von Zielen.“ (EU 2018: 7) Zwei Elemente des nötigen Zeitmanagements werden hier deutlich: die Handhabung von Zeit an sich und die notwendige Motivation für die geplanten Handlungen. Je grö- ßer der Berg an zu erledigenden Aufgaben und je höher das Gefühl von Stress und Zeitnot sind, desto mehr Zeit muss für die Planung aufgewendet werden. Mögliche Motivationstiefs, z.B. aufgrund der schiereren Aufgabenmenge, einer bestimmten Tageszeit oder eines bevorstehenden negativen Ereignisses sollten bei der Planung berücksichtigt werden. Effektives Zeitmanagement beinhaltet also die Koordinie- rung von Handlungen unter der Maßgabe der schnellst- und bestmöglichen Aus- führung. Voraussetzung ist, dass alle Handlungen und Prozesse in dem gegebenen Zeitfenster ausführbar sind. Emotionale Distanzierung ist also auch notwendig, um sich rechtzeitig Hilfe holen zu können. Für Lernende am Übergang muss im Rahmen einer schulischen Studien- und Berufsorientierung deutlich werden, dass sie dieje- nigen sind, die ein Berufsziel oder mehrere anvisieren, aber die Planung und Um- setzung nicht alleine realisieren müssen.

Für jene, die diesen Prozess begleiten, ist es wiederum wichtig, über grundsätz- liche Mechanismen der Zeitwahrnehmung und -praxis Bescheid zu wissen. So kann die Zeitwahrnehmung nach Hartmut Kasten durch emotionale Tönung, Dringlich- keitsgrad eines anstehenden Bedürfnisses, Aktivierungsgrad, Abwechslung und Aufgabenqualität beeinflusst sein. Um bspw. ein Bedürfnis zu Gunsten der anlie- genden Aufgaben aufzuschieben, muss ein gewisses Maß an Volition gegeben sein. Volition ist nötig, um bei den getroffenen Handlungsentscheidungen zu bleiben, trotz anderer entgegenstehender Handlungstendenzen (vgl. Dornbach 2014: 95f.). Dabei können erschwerte Lebenslagen und -ereignisse, genau auf jene motivatio-

nale Basis wirken, die für den Orientierungsprozess nötig sind. Kommt es dann zu Rückschlägen bei der Übergangsplanung, z.B. durch ernüchternde Praktika oder gehäufte Absagen, ist eine immense Frustrationstoleranz gefordert.

Wie sich andeutet, sind Zeitdiversitäten auch für die Ausgestaltung einer schulischen Berufs- und Studienorientierung zu berücksichtigen, wenngleich aktuelle Studien zu den milieubezogenen Differenzen der Zeitwahrnehmung und -praxis nur vereinzelt vorliegen. So gibt es einige wenige Befunde zur Schichtspezifität und keine Befunde zu einer soziokulturellen Milieuspezifität. Jugendliche „unterer Schichten“ und in geringer qualifizierenden Schullaufbahnen schätzen ihre Zukunft schlechter ein, äußern sich tendenziell gegenwartsorientierter und planen weniger voraus. Jugendliche „höherer Schichten“ und in höherqualifizierenden Schulformen planen nicht nur ihre ferne Zukunft, sondern entwerfen auch mehrere Optionen (vgl. Leccardi 2013). Differenzen der Zeitwahrnehmung und -praxis aufgrund der ethnisch-nationalen Herkunft wären genauso relevant für eine auf Heterogenität ausgerichtete schulische Berufs- und Studienorientierung.

Sina-Mareen Köhler

LITERATUR

- BIBB (2019): Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2019. URL: https://www.bibb.de/dokumente/pdf/bibb_datenreport_2019.pdf [13.10.2019].
- Dornbach, S. (2014): *Zeitmanagement in der beruflichen Bildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- EU (= Europäische Kommission) (2018): Anhang des Vorschlags für eine Empfehlung des Rates zu Schlüsselkompetenzen für lebenslanges Lernen. URL: <https://publications.europa.eu/de/publication-detail/-/publication/395443f6-fb6d-11e7-b8f5-01aa75ed71a1/language-de> [07.10.2019].
- Gaupp, N./Lex, T./Mahl, F. (2013): Berufsorientierung und Übergangswege von Hauptschulabsolventinnen und -absolventen. In: Brüggemann, T./Rahn, S. (Hg.): *Berufsorientierung*. Münster: Waxmann, S. 134-144.
- Heublein, U./Schmelzer, R. (2018): Die Entwicklung der Studienabbruchquoten an den deutschen Hochschulen. URL: https://www.dzhw.eu/pdf/21/studienabbruchquoten_absolventen_2016.pdf [13.10.2019].
- Leccardi, C. (2013): Temporal perspectives in de-standardised youth life courses. In: Schröer, W./Stauber, B./Walther, A./Böhnisch, L./Lenz, K. (Hg.): *Handbuch Übergänge*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 251-269.
- Suchanek, J. (2008): Gesellschaft, sozialer Wandel und Gesellschaftstypen. In: Willems, H. (Hg.): *Lehr(er)buch Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-108.

Berufswechsel

Bei einem Berufswechsel wird der erlernte Beruf oder die zuvor ausgeübte Berufstätigkeit aufgegeben und der Einstieg in ein neues berufliches Tätigkeitsfeld gemeistert: Die Arbeitsaufgabe, das eingesetzte berufliche Wissen und Können und das Arbeitsumfeld verändern sich dadurch grundlegend, begleitet von informellen und (non-)formalen Bildungsprozessen. Der Berufswechsel ist zwiespältig. Mal ist er freiwillig gewählt und wird als Aufbruch und Neustart erfahren; mal ist er unfreiwillig und wird als Risiko und Zwang erlebt, die Kontinuität der Erwerbsbiografie eigenverantwortlich zu sichern. Statistisch betrachtet bleiben in Deutschland nur 30 % der Erwerbstätigen in ihrem Ausbildungsberuf tätig, weitere 30 % vollziehen einen vollständigen Berufswechsel und 40 % arbeiten in einem „verwandten“ beruflichen Tätigkeitsfeld. Die Daten des Mikrozensus zeigen, dass binnen des Jahres 2012 8 % der Erwerbstätigen unter 40 Jahren und 3,1 % der Erwerbstätigen über 40 Jahren den Beruf gewechselt haben (Wolnik/Holtrup 2017: 15). Diese Befunde sind weder überraschend noch völlig neu. Schon vor vierzig Jahren lag der Anteil der Berufswechsler bei ungefähr einem Drittel der Erwerbstätigen (ebd.: 50). Gewandelt hat sich jedoch der gesellschaftliche Hintergrund, aus dem heraus der Berufswechsel in Erscheinung tritt und seine Bedeutung bezieht (vgl. Schmid 2014).

Auf der tiefer liegenden Hintergrundstruktur gesellschaftlicher Transformation hat sich in den vergangenen Dekaden ein struktureller Wandel vollzogen, der das „Formprinzip der Reproduktion und Innovation von gesellschaftlicher Arbeit als Verberuflichung“ – d.h. die *Beruflichkeit von Arbeit* – betrifft (Kutscha 2008: 2). Die industriesoziologische Forschung war zuerst dafür wahrnehmungsfähig und hat ihre Befunde zusammen mit der alarmierenden Botschaft von der Erosion des Berufs in der Arbeitsorganisation der Industriearbeit zur Diskussion gestellt. Der in der Industriegesellschaft sozial vorstrukturierte standardisierte Fachberuf hatte im Wandel von der funktions- und berufsorientierten Arbeitsorganisation zu einer prozessorientierten Betriebs- und Arbeitsorganisation seine Strukturierungskraft für die Integration von Berufsausbildung, Arbeitsaufgabe und Position im betrieblichen Arbeitssystem eingebüßt. Der tertiäre Bereich der Dienstleistungen vollzog

diesen Umbruch zur postindustriellen Arbeitsorganisation gleichfalls. Entsprechend gilt das „Berufsprinzip“ einer engen Kopplung zwischen Ausbildung und Beschäftigung in fachspezifischen Arbeitsmärkten heute nicht mehr als zeitgemäß. Stattdessen wird der Vorteil von Ausbildungsflexibilität und überfachlichen Qualifikationen für die berufliche Mobilität erkannt. Die Breite und Qualität einer beruflichen Qualifikation sind Bedingung für ihr Transferpotential und sorgen somit für die zu erwartende berufliche Mobilität im Lebensverlauf vor. In historischer Perspektive wandelt sich der Beruf als zentrale Institution des Lebenslaufs von einer stabilen Ordnung der beruflichen Regulierung von Bildung, Berufseinstieg und Laufbahn zu dem regulativen Prinzip einer emergenten Vollzugsordnung relationaler Professionalisierung (Schicke 2014). Der „innere“ Beruf und der „äußere“ institutionalisierte Beruf sind in einem emergenten Lebensverlauf berufsbiografisch vermittelt, entsprechend wird der Begriff „Beruflichkeit“ temporal als biografischer Prozess gedeutet.

Der skizzierte Wandel des Berufs wird sozialtheoretisch als Biografisierung bzw. Individualisierung gefasst und ist ein entscheidender Begleitumstand der Moderne, der als Chance und Zwang zugleich erfahren wird, das eigene selbstbestimmte Leben unter neuen institutionenabhängigen Bedingungen und bei nicht kalkulierbaren Risiken zu führen. Im Kontext von Erwerbsarbeit weichen die „Vorgaben“ sozial vorstrukturierter Rahmungen der Entscheidungen zur Lebensführung auf und werden durch eine Vielfalt von Optionen ersetzt, die den gesellschaftlichen Rahmen für Entscheidungen erweitern – von den Subjekten jedoch ausgewählt und in ihre Lebensführung integriert werden müssen.

Der kollektive Berufsstatus und die sozial vorstrukturierte Erwerbslaufbahn als Ordnung beruflicher Statuspassagen, die Garanten einer langfristigen Sozialintegration waren, werden zugunsten eines individualisierten Verhältnisses zu Arbeit und Erwerb zurückgedrängt. Neue Ansprüche an Flexibilisierung stellen die soziale Praxis eines synchronisierenden Zeitregimes in Frage, das die zentralen Lebensbereiche Bildung, Arbeit, Familie und Freizeit über eine lange Zeit „von unsichtbarer Hand“ aufeinander abgestimmt hat. Im Gegenzug setzt sich die universelle Auffassung einer kulturell definierten Selbstverantwortlichkeit des Individuums durch.

Historisch betrachtet konnte sich das neue subjektive Verhältnis zur eigenen Biografie erst durchsetzen, seitdem ein langes Leben für Menschen normal und erwartbar ist. Mit der Aussicht auf ein langes Leben ist es möglich, die Zeit der frühen Jahre zu einer individualisierten Jugendbiografie auszuweiten. Und auch das Ende der Erwerbslaufbahn bietet oder erzwingt zunehmend flexible Optionen für eine biografische Gestaltung. Altersnormen, die Kopplung von Bildungs- und Erwerbschancen mit dem Lebensalter, werden kritisch hinterfragt – zumal sie gesellschaftliche Ungleichheit verfestigen. Entscheidungen zu Bildung, Beruf, Erwerb und

Familie haben nämlich oft nicht vorausgesehene und auch nicht beabsichtigte Auswirkungen, die sich im Lebensverlauf gegenseitig verstärken und Verwirklichungschancen auch einschränken können.

Um die Möglichkeitsräume in der Lebensverlaufsperspektive zu erweitern, wird deshalb eine zweite oder dritte Chance für die Berufsbildung gefordert. Eine solche Neuordnung von Zeitinstitutionen wird aktuell auch unter dem Veränderungsdruck der Digitalisierung diskutiert, da die Erneuerung des Humankapitals durch den Generationenwechsel dem beschleunigten technologischen Wandel nicht standhält. Die Verschiedenheit sozialer Zeiten und damit einhergehend die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen charakterisieren die Zeitverhältnisse der Moderne (vgl. Brose 2010). Darauf antworten Institutionen, die in sachlicher und sozialer Hinsicht völlig ungleichzeitige Ereignisreihen und Aktivitäten synchronisieren, z.B. die gesetzliche Elternzeit und vielfältige Angebote des Übergangsmangements. Für den Berufswechsel heißt dies nun, dass Zeitverhältnisse sozialräumlich als eine Frage der Herstellung von Synchronisation erfahren werden. In dem gesellschaftlichen Phänomen „Beruf“ bzw. „Beruflichkeit von Arbeit“ ist ein weitläufiges, soziale Teilsysteme übergreifendes Beziehungsgefüge mehr oder weniger lose gekoppelt.

Beruf bzw. Beruflichkeit von Arbeit ist relational vermittelt: zum Individuum (Lebensführung, Status, Identität, Wissen, Können, Anschlussfähigkeit); zur gesellschaftlichen, funktionalen Arbeitsteilung (Verberuflichung: neue Berufe/aussterbende Berufe, Wissensräume/Wissenschaft/Communities of Practice); zum Wirtschaftssystem (auf Erwerb gerichtete Arbeitsverrichtung, Arbeitsmärkte, Betrieb, Arbeitsorganisation, Personalwesen); zur Bildung (Berufsausbildung, Hochschulbildung, Zertifikate, Infrastrukturen beruflicher Weiterbildung); zum Staat (Ordnungspolitik, Daseinsvorsorge, z.B. Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsförderung).

Im beruflichen Übergang trifft die in der Eigenzeitlichkeit einer Person situierte Anschlussfähigkeit auf die sozialräumlich konstituierten Eigenzeiten sozialer Teilsysteme, von Organisationen, ihrer Verfahren und Ereignisreihen: So zeigt sich nach dem Studienabschluss bspw., dass entgegen optimistischer Aussagen über gute Berufschancen der neuartige und innovative Qualifikationszuschnitt in keiner Jobbörse nachgefragt wird. – Eine alleinerziehende Krankenschwester kündigt in der Elternzeit ihre Arbeitsstelle, weil die Zeitbedürfnisse ihrer Familie mit dem unflexiblen Schichtsystem des Krankenhauses nicht vereinbar sind. – Die Möglichkeiten des europäischen Arbeitsmarkts nutzend wurde von jemand Drittem die Anerkennung des Bildungsabschlusses erfolgreich beantragt und intensiv Deutsch für den Beruf gelernt. Trotzdem verlaufen die Bewerbungsaktivitäten schon seit geraumer Zeit ergebnislos im Sand.

Da es nun zu vermeiden gilt, dass Betroffene resignieren und sich voreilig äußeren Flexibilisierungserwartungen unterwerfen oder sich in den Suchprozessen

einer orientierungsarmen Transition weiter verstricken, bieten lebensbegleitende Bildung und Beratung Unterstützung in Übergangszeiten an. Institutionen des Übergangs sind selbsterklärermaßen für die rationale Lebensführung zuständig. Deshalb ist es wichtig, die implizite Steuerungslogik institutionell gestützter Übergangsprozesse zu durchschauen und reflexiv zu klären, ob diese Sichtweisen dem jeweiligen Fall eines Berufswechsels angemessen sind. Das methodische Werkzeug des relationslogischen Reframings (Schäffter 2018) schärft den Blick für die Konstruktion des Berufswechsels abhängig von der Steuerungslogik des Übergangsmangements. Es können drei Relationierungen differenziert werden:

Erste Relationierung: Berufswechsel als trennendes Verbinden substantiell eigenständiger Berufe. Im Alltagsverständnis einer „natürlichen“ Einstellung werden der zeitlich zuerst erworbene Beruf und der zweite noch zu erwerbende Beruf substantiell als eigenständige Qualifikationen und Ordnungsstrukturen betrachtet, die erst sekundär durch den Berufswechsel einer Person in Beziehung gebracht werden. Steuerungslogik ist hier: Der Berufswechsel wird aus der Außenperspektive als linearer Prozess strukturierter Statuspassagen konzipiert, der eine erneute Berufsbildungsphase vor dem Einstieg in den neuen Beruf vorsieht. Beispiele des Übergangsmangements sind: Umschulung; Studium ohne Abitur für Berufserfahrene; Qualifizierungsprojekt Quereinstieg in den Erzieherberuf; Vorbereitungskurs für die Externenprüfung; Aufstiegsfortbildung. Als historische Kontingenzzperspektive ergibt sich: Der Kompetenzdiskurs wirkt auf den Berufsbegriff zurück und das Berufsverständnis als Qualifikation und regulierte Ordnungsstruktur wird bestimmungsbedürftig. Es setzt sich die Auffassung durch, dass Beruflichkeit von Arbeit im Modus subjektiver Kompetenz zur Geltung gebracht wird.

Zweite Relationierung: Berufswechsel als verbindendes Trennen der Berufe mittels eines korrelativen beidseitigen Matchings von Kompetenzen und Kompetenzerfordernungen. Kompetenzen überspannen und verbinden die differenten Handlungsbezüge im berufsbiografischen Kontinuum „Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft“, so auch beim Berufswechsel. Die differenten Handlungsbezüge einer beruflichen Tätigkeit A (Ausgangsbereich) und einer beruflichen Tätigkeit B (Zielbereich) werden durch das wechselseitige Spannungsverhältnis von subjektiver Anschlussfähigkeit und beobachterabhängiger Abschlussfähigkeit von Kompetenz gefasst (Sydow u.a. 2003). Beim Übergang vom Ausgangsbereich A wird die Anschlussfähigkeit an die Erwartungen des Zielbereichs B bereits antizipiert. Handeln wird subjektiv nur dann als kompetent verstanden und bewertet, wenn es an vergangene Handlungen, Erwartungen, Ereignisse und Praktiken anschließt oder anschließbar erscheint. Unter Kompetenz wird zudem die Fähigkeit verstanden, eine konkrete Leistung zu erbringen oder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Ein avisiertes Ziel muss erreicht, ein Problem gelöst, eine Aufgabe erfüllt sein. Deshalb

ist die darzustellende Abschlussfähigkeit wesentlich, um im Kontext des Zielbereichs B von anderen als kompetent bewertet zu werden. Steuerungslogik ist hier: Der Berufswechsel erfolgt auf Basis der Anschluss- und Abschlussfähigkeit subjektiver Kompetenzen und wird aus einer Außenperspektive als Matching und somit als eine Anschlusssequenz in einem linearen, chronologischen Lebensverlauf konzipiert. Beispiele des Übergangsmagements sind: beschäftigungsorientierte Beratung und Vermittlung; Eingliederungszuschuss; Outplacement; Personalgewinnung.

Reflexion der zweiten Relationierung: Die Steuerungslogik des Übergangsmagements wird sozialpolitisch durch das Leitziel der Beschäftigungsfähigkeit gerahmt. In letzter Konsequenz höhlt die lineare Steuerungslogik, jeweils „nur“ den nächsten Übergang am Arbeitsmarkt zu überschauen, das Prinzip der Beruflichkeit aus, sofern das korrelative Kompetenzenmatching von den beteiligten Akteuren nicht im Namen der Beruflichkeit von Arbeit vollzogen wird. An dieser Problematik setzt die dritte Relationierung an.

Dritte Relationierung als eine relationslogisch reflektierte Re-Konzeptualisierung und Rehabilitation des „Zwischen“: Die Dichotomie der relationslogischen Sichtweisen auf das Phänomen des Berufswechsels wird auf einer beide Sichtweisen einschließenden höheren Ebene aufgelöst und in eine dritte Sichtweise überführt, die den Berufswechsel als emergente, in Erscheinung tretende Vollzugsordnung subjektiver Professionalisierung konstruiert. Im Namen der Beruflichkeit von Arbeit gilt es, den Blick achtsam auf ein relational tragfähiges Beziehungsgefüge zu richten, und zwar zwischen dem mehr oder weniger multioptionalen Transferpotential der bereits erworbenen Qualifikation(en) und Berufserfahrung, ggf. auch einer noch zu erwerbenden Qualifikation, und den optionalen Möglichkeiten eines unbestimmten und noch zu erschließenden beruflichen Zielbereichs. Steuerungslogik ist hier: Die Relationsordnung des Berufswechsels wird jetzt nicht mehr aus der objektivierenden Außensicht, d.h. von den Berufen ausgehend konzipiert, sondern aus der subjektiven Betroffenheit eines existenziellen sich Dazwischen-Vorfindens in einer situierten sozialräumlichen Spannungslage. Zuerst gilt es, die sozialräumliche Lage des Berufswechsels aus der Innenperspektive der Betroffenen zu erschließen. Temporal bekommt man es mit einem Wechsel der Zeitlichkeit zu tun. Statt der Vorgabe einer Zielsetzung und eines linearen Verlaufs aus einer objektivierenden Außensicht des Übergangsmagements kommt durch die Rehabilitation des Zwischen die immanent erfahrbare Zeit der betroffenen Subjekte zum Zuge. Das Zwischen tritt als eine bestimmungsbedürftige „Leerstelle“ in Form von bereits anwesender „Nicht-Sichtbarkeit“ in Erscheinung, gewisser Weise als Medium für die in Latenz verborgene Potentialität einer noch unbestimmten offenen Zukunft. Beispiele für Unterstützungsstrukturen im beruflichen Übergang wären:

Individuelle Beratung und Begleitung im Prozess der beruflichen Neuorientierung; selbstreflexive Bildungsformate; entwicklungsorientierte Karriereberatung. Es ist somit folgerichtig, dem Begriff „Berufswechsel“ den Begriff „Berufliche Neuorientierung“ an die Seite zu stellen.

Hildegard Schicke

LITERATUR

- Brose, H.-G. (2010): Das Gleichzeitige ist ungleichzeitig. Über den Umgang mit einer Paradoxie und der Transformation der Zeit. In: Soeffner, H.-G. (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen, Band 1. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 547-562.
- Kutscha, G. (2008): Beruflichkeit als regulatives Prinzip flexibler Kompetenzentwicklung – Thesen aus berufsbildungstheoretischer Sicht. In: bwp. Berufs- und Wirtschaftspädagogik Online, Ausgabe 14: Berufliche Lehr-/Lernprozesse – Zur Vermessung der Berufsbildungslandschaft. URL: http://www.bwpat.de/ausgabe14/kutscha_bwpat14.shtml [19.05.2019].
- Schäffter, O. (2018): Relational Reframe. Die relationstheoretische Rekonzeptualisierung des Forschungsgegenstands. URL: https://www.researchgate.net/profile/Ort-fried_Schaeffter/project/pradigm-change/attachment/5aa16fce4cde266d58901ced/AS:601957911760906@1520529358758/download/Relational+Reframe+Die+relationstheoretische+Rekonzeptualisierung.doc?context=ProjectUpdatesLog [05.06.2019].
- Schicke, H. (2014): Beruflicher Übergang im Kontext reflexiv individualisierter Beruflichkeit. In: Felden, H. von/Schäffter, O./Schicke, H. (Hg.): Denken in Übergängen. Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen. Wiesbaden: Springer VS, S. 85-109.
- Schmid, G. (2014): Wann wird der Arbeitsmarkt erwachsen? Folgen aus dem Strukturwandel für die Übergänge zwischen Bildung und Beschäftigung? In: Felden, H. von/Schäffter, O./Schicke, H. (Hg.): Denken in Übergängen. Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen. Wiesbaden: Springer VS, S. 135-169.
- Sydow, J./Duschek, S./Möllering, G./Rometsch, M. (2003): Kompetenzentwicklung in Netzwerken. Eine typologische Studie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Wolnik, K./Holtrup, A. (2017): Berufswechsel – Chancen und Risiken. Ausmaß, Motive, Gestaltungserfordernisse. (Reihe Arbeit und Wirtschaft in Bremen, Band 22). Bremen: Institut für Arbeit und Wirtschaft/Arbeitnehmerkammer Bremen.

Beschleunigung

Die progressive Beschleunigung des sozialen Lebens und die damit einhergehende Verkürzung von Zeithorizonten kann als ein verbindendes Kernelement aller modernen Gesellschaften verstanden werden (Rosa 2005). Sie lässt sich seit dem 18. Jahrhundert in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen, insbesondere in der Wirtschaft, in der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, aber auch in der alltäglichen Lebensführung beobachten.

Der Begriff der Beschleunigung umfasst dabei drei logisch und analytisch unterscheidbare Phänomenbereiche, die erst in ihrem Zusammenwirken die moderne Beschleunigungsgesellschaft hervorbringen. Dies sind, erstens, die *technische Beschleunigung*, welche insbesondere die gewaltigen Tempogewinne im Transportwesen, in der Kommunikation und Informationsübermittlung und schließlich in der Produktion von Gütern und zum Teil auch Dienstleistungen beschreibt. Durch technische Beschleunigung zielgerichteter Prozesse werden systematisch Zeitressourcen eingespart und für andere Tätigkeiten freigesetzt. Davon unterscheiden lässt sich, zweitens, die *Beschleunigung des sozialen Wandels*, d.h. die Steigerung der Veränderungsraten in den Wissens- und Praxisformen, in den Handlungsmustern und Assoziationsverhältnissen moderner Gesellschaften. Diese Veränderungen sind nicht zielgerichtet, ihre Dynamisierung bedeutet eine abnehmende Stabilität der Hintergrundbedingungen des Lebens und Handelns. Die Akteure müssen sich infolgedessen auf sich immer rascher verändernde Verhältnisse einstellen. Drittens schließlich sind moderne Gesellschaften auch durch eine *Steigerung des Lebenstempos* gekennzeichnet. Dies bedeutet, dass soziale Akteure versuchen, die Zahl der Erlebnis- und/oder Handlungsepisoden pro Zeiteinheit (also etwa pro Tag, Jahr oder auch in ihrem Leben) systematisch zu erhöhen (Wajzman 2015; Cray 2014). Dazu wiederum setzen sie drei unterscheidbare Strategien ein: Zum Ersten versuchen sie die Handlungsgeschwindigkeit selbst zu erhöhen (etwa im Fast Food, Speed-Dating oder Power-Nap), zum Zweiten versuchen sie die Handlungssequenzen so zu synchronisieren, dass dazwischen keine Pausen, Warte- oder Leerzeiten entstehen, und zum Dritten setzen sie Multitaskingstrategien ein, um die Tätig-

keitsmenge zu erhöhen. Die Erhöhung des Lebenstempos ist dabei eine Reaktion auf eine empfundene Zeitknappheit.

Überraschenderweise sind moderne Gesellschaften durch wachsende Zeitknappheit gekennzeichnet, obwohl sie beispiellos effizient sind im Einsparen von Zeitressourcen. Dieser paradoxe Zusammenhang lässt sich durch den Beschleunigungszirkel erklären: Die technischen Beschleunigungen treiben den sozialen Wandel voran und dieser erzeugt für die Akteure das Gefühl, sie müssten immer schneller laufen, um „auf dem Laufenden“ zu bleiben, d.h. mit den Veränderungen Schritt zu halten. Dieser Beschleunigungszirkel wird aber auch durch den umfassenden sozialen Wettbewerb angetrieben, der die Verteilungsmuster moderner Gesellschaften definiert und insbesondere dem kapitalistischen Wirtschaftssystem zugrunde liegt. Zudem sind es die kulturellen Ideale der säkularen Moderne: Freiheit, Selbstbestimmung und Glück werden nunmehr mit Beschleunigung verknüpft. Beschleunigung wird zu einer Art Ewigkeitsersatz, weil sie ein ewiges Leben vor dem Tod verspricht.

Der Beschleunigungsprozess der Moderne vollzieht sich in der Regel wellenförmig, wobei die Akzelerationswellen häufig durch technische Entwicklungen und Veränderungen des Produktionsregimes angetrieben werden. So liegen bspw. die Neuerungen der Informations- und Kommunikationstechnologien, aber auch die veränderten „postfordistischen“ Produktionsweisen und die Konsequenzen aus der Globalisierung und Digitalisierung der Finanzmärkte an der Wurzel der jüngsten, „spätmodernen“ Beschleunigungswelle, die etwa seit den 1990er Jahren verstärkt beobachtbar ist. Beschleunigung bedeutet hier einerseits, dass fast alle Güter und viele Dienstleistungen in wachsendem Tempo, mit geringerem Aufwand und aufgrund der hohen Innovationsraten in verbesserter Form produziert werden können. Andererseits führt sie aber auch zu einer Entwertung von Erfahrung und Expertise, und sie zwingt die Akteure insbesondere in Kontexten der Berufsarbeit zu einem stetigen Prozess des Umlernens und des sich Anpassens unter Zeitdruck. Werden die Veränderungsrate und der Zeitdruck zu hoch, kann dies zu Phänomenen der Entfremdung führen, die durch einen Mangel an Identifikation mit und Aneignung von biografisch relevanten Kontexten gekennzeichnet sind und im schlimmsten Fall psychische Stresserkrankungen wie den *Burnout* hervorrufen (vgl. dazu etwa die Diskussionen um Alain Ehrenberg in Fuchs/Iwer/Micali 2018). Dieser scheint weniger durch ein hohes Arbeitspensum per se gekennzeichnet zu sein als vielmehr durch die Wahrnehmung eines „rasenden Stillstandes“, d.h. einer Situation, in der die Subjekte von Jahr zu Jahr schneller rennen und mehr leisten müssen, ohne voranzukommen, d.h. nur um ihren Platz zu halten und nicht zurückzufallen.

Im Blick auf den Lebensverlauf stellen die Beschleunigungsprozesse und die mit ihnen verknüpften Steigerungszwänge die Subjekte vor verschärfte und zum

Teil neuartige Herausforderungen hinsichtlich der biografischen Synchronisation und Integration der relevanten Zeitebenen. Grundsätzlich lassen sich im Zeitbewusstsein der Akteure drei Zeitebenen unterscheiden, die bei allen Handlungsvollzügen gleichsam „ko-präsent“ sind, wenngleich in der Regel immer nur eine thematisch wird: Alltagszeit, Lebenszeit, historische Zeit. Zumeist dominiert dabei die Ebene der *Alltagszeit*, die häufig aus repetitiven Routinen und aus kleinteiligen Synchronisations- und Koordinationszwängen besteht: Hier geht es etwa darum, den Bus zu erreichen, vor dem Abendessen noch rechtzeitig einzukaufen, die Tochter rechtzeitig aus dem Kindergarten abzuholen oder hinzubringen, den richtigen Termin für die Sitzung zu finden etc. Beschleunigungszwänge wirken sich hier häufig in einer Verknappung von Zeitressourcen aus: Das für die Abarbeitung der *To-do-Liste* erforderliche Zeitvolumen übersteigt das tatsächlich zur Verfügung stehende Zeitbudget.

Solche alltagszeitlichen Muster und Routinen bedürfen jedoch der zumindest gefühlten Integration in einen *lebenszeitlichen Horizont*, der die Zeitspanne zwischen Geburt und Tod umfasst, einen linearen Charakter hat und eine sowohl gesellschaftlich als auch individuell geprägte Phasenstruktur aufweist. Diese Phasenstruktur wird in der Moderne durch das, was Martin Kohli die erwartbare „Normalbiografie“ bzw. das „Lebenslaufregime“ genannt hat, und durch die individuellen Prägungen und Abweichungen davon gebildet: Danach lassen sich etwa die Phasen der Vorschulzeit, der Ausbildung, der Berufstätigkeit, des Rentenalters, oder auch des Lebens in der Herkunftsfamilie, der experimentellen Übergangsphase, der eigenen Familiengründung, der mittleren Lebensphase, des „empty nest“ nach dem Auszug eigener Kinder und schließlich das hohe Alter unterscheiden (Kohli 1986). Dieser lebenszeitliche Horizont ist in der Regel im Alltagsvollzug nur wenig bewusst, er wird aber einerseits in Übergangsphasen – etwa zu Beginn oder am Ende des Studiums – und andererseits in Krisenphasen relevant, wenn die Alltagsvollzüge und -routinen entweder fragwürdig oder problematisch geworden sind bzw. nicht mehr zu den lebenszeitlichen Entwürfen zu passen scheinen. „So habe ich mir mein Leben nicht vorgestellt“ oder „es ist Zeit für eine Veränderung“ sind dann etwa Reflexionen, die eine Spannung zwischen diesen beiden Zeitebenen und den durch sie jeweils ausgebildeten Horizonten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anzeigen. Wo sich die alltagszeitlichen Muster und Vollzüge nicht in einen lebenszeitlichen Horizont integrieren lassen, wo sie desynchronisiert erscheinen, wächst bei den Subjekten tendenziell die Erfahrung von Entfremdung: Die Alltagsvollzüge lassen sich dann lebenszeitlich nicht mehr „aneignen“; die biografische Frage „Was mache ich hier eigentlich?“ findet keine befriedigende Antwort. Eine Re-Integrationsstrategie angesichts des alltagszeitlichen Beschleunigungsdrucks, der sich in explodierenden To-Do-Listen manifestiert (vgl. Rosa 2017), kann

dabei darin bestehen, dass vor allem berufstätige Elternpaare insbesondere in der so genannten „Rushhour des Lebens“ (etwa zwischen 25 und 40 Jahren) oder überhaupt in der Phase der Erwerbstätigkeit die Hoffnung auf eine ausgeglichene oder befriedigende „Work-Life-Balance“ aufgeben und stattdessen mit einer „Work-Age-Balance“ kalkulieren, d.h. mit einem lebenszeitlichen Horizont, bei dem das intensive „Leben“ nach Beendigung der Erwerbsarbeit, also mit dem Ruhestand, beginnt (Rosa 2014).

Eine Ursache für solche Desynchronisation kann indessen auch die Akzeleration der gesellschaftlichen Veränderungen sein. Denn auf der dritten Zeitebene müssen sowohl die Alltagszeit als auch die Lebenszeit in die gesellschaftliche Zeit der Epoche, in die Geschichtszeit integriert werden. Der biografische Entwurf muss zumindest rudimentär passförmig zu den (wahrgenommenen) Erfordernissen der Zeit sein. Der biografische Wunsch, Schriftsetzer, Bergarbeiterin oder Uhrmacher zu werden etwa, „passt nicht mehr“ in die heutige Zeit, ist anachronistisch geworden. „Nicht mehr in die Zeit zu passen“, „die Zeit nicht mehr zu verstehen“ oder „von der Zeit überholt worden zu sein“ sind die entsprechenden Wahrnehmungsformen bei dieser Art der Desintegration. Dabei lässt sich argumentieren, dass die klassische Moderne seit der von Reinhart Koselleck (1989) identifizierten Sattelzeit um 1800 von einer gleichsam „generationalen Synchronisation“ zwischen Lebenszeit und Geschichtszeit geprägt war: Generationen wurden dabei zu den Innovationsträgern, sodass Großeltern und Enkel bzw. später Enkel und Kinder das Bewusstsein hatten, in „verschiedenen Welten“ zu leben: „Meine Welt ist anders als Deine Welt“, oder: „Zu meiner Zeit wäre diese Form der Liebe (oder der Arbeit) nicht möglich gewesen“, sind Zeitwahrnehmungen, welche dieses temporale Generationenverhältnis zum Ausdruck bringen. Tatsächlich gilt die kulturelle und strukturelle Neuerfindung in der klassischen Moderne als konstitutiver biografischer Auftrag: „Finde Deinen eigenen Beruf (der Deine lebenslängliche Berufsidentität prägen wird)!“ „Gründe Deine eigene Kernfamilie!“ „Definiere Deine religiöse und politische Position!“ etc. lautet der generationale Auftrag. Die Adoleszenz wird dabei als die Phase der generationalen Neudefinition begriffen. Anders als noch in der frühen Neuzeit werden dabei die familiären, politischen, religiösen und beruflichen Muster nicht einfach inter-generational reproduziert, sondern individuell entwickelt. Identitäten werden dabei zwar noch als über ein Erwachsenenleben hinweg stabil gedacht, aber nicht mehr als gleichsam „vorgeburtlich-gesellschaftlich“ festgelegt. Deshalb lässt sich hier von stabiler Identität a posteriori reden (Rosa 2012).

In der Spätmoderne dagegen scheint das Tempo des sozialen Wandels über die Geschwindigkeit der Generationenfolge hinausgewachsen zu sein, es ist gleichsam intra-generational geworden: Berufe, Familienstrukturen, aber auch politische oder

religiöse Orientierungen stehen nicht mehr unter der „normalbiografischen“ Erwartung, über eine ganze Lebensspanne hinweg Bestand zu haben. Ihre jeweilige Dauer wird nun selbst „verzeitlicht“, was zu gleichsam situativen Identitäten führt: Subjekte *sind* nicht einfach mehr Bäcker, Münchner, Ehepartner von X, katholisch und konservativ, sondern sie arbeiten im Moment in einer Bäckerei, leben derzeit in München und sind mit X zusammen, haben sich vor drei Jahren einer katholischen Gemeinde angeschlossen und das letzte Mal konservativ gewählt etc. Diese beschleunigungsinduzierte Veränderung, so hat es den Anschein, verändert tendenziell die Art und Weise, in der sich Subjekte in die Welt gestellt fühlen: Lebenszeit und historische Zeit werden nicht mehr als vorwärts gerichtete Bewegung erfahren, in der Lebenszeit und Geschichtszeit integriert sind, sondern als „ziellose“ und oft erratische Veränderung und damit: als *rasender Stillstand* (Virilio 1998; Rosa 2005).

Hartmut Rosa

LITERATUR

- Crary, J. (2014): *24/7: Late Capitalism and the Ends of Sleep*. London: Verso.
- Fuchs, T./Iwer, L./Micali, S. (Hg.) (2018): *Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1986): *Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne*. In: Berger, J. (Hg.): *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren (Soziale Welt, Sonderband 4)*. Göttingen: Schwartz, S. 183-207.
- Koselleck, R. (1989): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rosa, H. (2012): *Situative Identität. Zwischen Selbstthematizierung und Artikulationsnot? Situative Identität als Fluchtpunkt von Individualisierung und Beschleunigung*. In: Rosa, H.: *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung*. Berlin: Suhrkamp, S. 224-265.
- Rosa, H. (2017): *De-Synchronization, Dynamic Stabilization, Dispositional Squeeze: The Problem of Temporal Mismatch*. In: Wajcman, J./Dodd, N. (Hg.): *The Sociology of Speed: Digital, Organizational, and Social Temporalities*. Oxford: Oxford University Press, S. 25-41.
- Virilio, P. (1998): *Rasender Stillstand*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wajcman, J. (2015): *Pressed for Time: The Acceleration of Life in Digital Capitalism*. Chicago: The University of Chicago Press.

Bildung

Mit den folgenden Betrachtungen sollen Wechsel- und Spannungsverhältnisse, in denen sich Zeit und Bildung zueinander befinden, näher beleuchtet werden. Diese gehen weit über triviale chronologische Beziehungen (z.B. als lineare Verläufe von Bildungsprozessen in einem Vorher-Nachher) oder chronometrische Maßstäbe (z.B. als möglichst effiziente zeitliche Ausrichtung von Bildung) hinaus und zeugen davon, dass der Bildungsbegriff, wie wir ihn heute kennen, sich überaus vielschichtig entwickelt hat. Darüber hinaus gibt das gesellschaftliche Begreifen von Zeit (vergangenheitsbezogen, gegenwartsgestaltend, zukunftsorientiert, rekursiv, zyklisch, linear usw.) wichtige Hinweise auf unterschiedliche Geltungsbestimmungen von Bildung. Das Aufkommen des Bildungsbegriffs drückt auch ein verändertes Begreifen von Zeit aus: Im Übergang vom passiven Erleben der Zeit mit einem ungewissen Schicksal zu einer aktiven Gestaltungsabsicht und moralischen Verpflichtung entstehen mit der sogenannten „Neuzeit“ vielfältige erzieherische Schriften zum verantwortungsvollen Umgang mit der eigenen Lebenszeit.

Man hat es also mit einer Vielzahl, auch widersprüchlicher Zeitphänomene und Zeitlichkeiten im Kontext von Bildung zu tun. Über zwei miteinander verschränkte Analyseebenen soll diese Vielschichtigkeit herausgearbeitet werden: historisch-zeitdiagnostisch bzw. problemgeschichtlich exegetisch (Stichwort: *Bildung in der Zeit*) und temporal-semantisch bzw. systematisch geltungstheoretisch (Stichwort: *Zeit(en) in der Bildung*). Dabei stehen diese beiden Ebenen keinesfalls trennscharf zueinander. Zeit ist gleichsam „geschichtlicher Kontext“, in dem sich bildungstheoretische Auslegungen firmieren, wie auch Bildung „semantisches Medium“ ist, in dem je spezifische Zeit(en) Eingang finden. Zeigt die zweite Perspektive, wie sich im Bildungsbegriff sich wandelnde Zeitnormen, -funktionen und Zeitmodalitäten ausdrücken, so verweist die erste Perspektive auf problemgeschichtlich wechselnde Diskurse um Bildung im Wandel der Zeit. Zusammengenommen bieten sie zeittheoretische Fluchtlinien, in denen sich gleichzeitige Ungleichzeitigkeiten von Entwicklungen für das Konzept von Bildung zeigen, die weder monokausal noch linear verlaufen.

Zunächst ist Bildung als Ereignis in der Zeit historisch geprägt durch das gesellschaftliche Begreifen und Auslegen von Zeit selbst (vgl. Schmidt-Lauff 2012). Neben der zu beantwortenden klassischen Frage, ab wann in der Geschichte Aspekte von Bildung zu finden sind, interessiert hierbei insbesondere, ob und wie bestimmte Epochen Bildung z.B. zukunftsfixiert, gegenwartsdominiert oder vergangenheitsorientiert verstehen und welche unterschiedlichen Folgen sich daraus für ein Bildungsverständnis ergeben.

Einige historische Analysen schauen zurück bis in die Antike und fassen erste Ansätze für einen „Bildungsauftrag“ bereits im *Paideia*-Gedanken: „Nicht die überzogene Förderung der intellektuellen Fähigkeiten und das äußerliche Obsiegen im Disput, sondern das sich Gebunden-Wissen in der Verantwortung vor sich selbst, vor der Gesellschaft und vor dem Gotte stellen den innersten Kern des Bildungsauftrages dar.“ (Ruprecht 1985: 10) Das „Hier und Jetzt“ (ebd.) sind der Ort und die Zeit, an denen sich die Norm für menschliches Handeln in der *Polis* ausdrückt. Trotzdem blieb die gesellschaftliche „Wirklichkeit“ zugleich auch gespeist und orientiert an „Ideen“, sodass Bildung sowohl eine zentrale Gegenwartsfunktion („für die Entfaltung von Staat und von Individuum“), als auch über die konkrete raumzeitliche Struktur hinaus weiterreichende Entfaltungsfunktion erhielt („Sinndimension“). Es entspricht den gesellschaftlichen Verhältnissen jener Zeit, dass diese Konzeption nur für die Führungseliten entworfen war und die Masse des Volkes ausschloss (ebd.: 11).

Mit dem Nahen der Frühaufklärung finden sich etymologische Hinweise auf weitere vormoderne Bildungsvorstellungen in einem anders gearteten Gegenstandsverständnis, der christlichen Imago-Dei-Lehre. Im Verständnis einer Gottesebenbildlichkeit ging es hier um das „Einbilden Gottes in die Seele des Menschen“ (Pongratz/Bünger 2008: 111). Erst mit dem Übergang zur Neuzeit entwickelte sich ein Verständnis, in der das irdische Leben nicht mehr allein als Vorbereitung auf das ewige Leben verstanden wird und Bildung nicht mehr auf „Nachbildung in der Nachfolge Christi“, sondern auf „Hervorbringung“ setzt (ebd.). Dabei steht das früh-aufklärerische Denken für ein aus heutiger Sicht naives und positiv überhöhtes lineares Denken im Glauben an die Emanzipation der Menschheit. In Johan Amos Comenius' (1592-1670) *Pampaedia* spiegelt sich das „neu heraufziehende Zeitalter“ (ebd.: 112), indem er eine moderne, mit beinahe utopischem Zug anmutende Vorstellung über ein Lernen für alle Lebensstufen des Menschen entwirft: „Wie für das ganze Menschengeschlecht die Welt eine Schule ist, vom Anbeginn der Zeit bis zu ihrem Ende, so ist auch für jeden einzelnen Menschen sein ganzes Leben eine Schule, von der Wiege bis zur Bahre.“ (Comenius, zit. n. Schäfer 2007: 35) Problemgeschichtlich eingebettet sind es die „Wirren der Zeit“ (Dreißigjähriger Krieg), die Erfahrung gesellschaftlicher Umbrüche und mangelnder Orientierung,

die Comenius dazu veranlassen, das Ziel von Bildungsarbeit unter anderem im „fundamentalen Anliegen“ zu verorten, „ein Ordnungswissen in den Subjekten aufzubauen, das ihnen erlaubt, in den Lauf der Dinge ordnend einzugreifen“ (Pongratz/Bünger 2008: 113).

Nach der frühaufklärerischen Aufbruchsstimmung, die gekennzeichnet ist durch die emphatische Hoffnung auf ein lineares Fortschreiten und Lösen von Krisen bzw. gesellschaftlichen Umbrüchen in eine bessere Zukunft hinein, verdichtet man auf dem „Zenit des bürgerlichen Bildungsdenkens“ Bildung zu einer „überindividuellen Lebensform“: Gerade weil gesellschaftliche Umbrüche sich derart „beschleunigen“, dass „zukünftige Entwicklungen der Vorstellungskraft entgleiten“, werden Bildungsprozesse „offen für eine Vielzahl von noch unbestimmten Zukunftsprojektionen. Entsprechend gewinnt die Idee der Bildung einen zugleich abstrakten und dynamischen Grundzug“ (ebd.).

Bei Wilhelm von Humboldt (1767-1835) ist Bildung als möglichst umfassende Entfaltung menschlicher Entwicklungspotenziale auf die Auseinandersetzung des Menschen mit einer „Welt ausser sich selbst“ angewiesen: „Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Natur ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen.“ (Humboldt, zit. n. Koller 2012: 11) Zeitdiagnostisch befindet sich die humanistische Bildungstheorie jedoch bereits an ihrem Scheitel- oder Umkehrpunkt im Kontext zunehmend problematischer werdender Gegenwartserfahrungen sich beschleunigender und entfremdender Modernisierungsschübe und gesellschaftlicher (Um-)Brüche.

Am Ideal einer allseits gebildeten Persönlichkeit hält das Bürgertum allerdings bis in das 20. Jahrhundert fest, – auch dann noch, als es längst brüchig zu werden begann“ und der „große bildungstheoretische Entwurf Humboldts [...] im Schutt des Dritten Reichs“ untergeht (Pongratz/Bünger 2008: 114). In der historischen Folge finden sich im Nachkriegsdeutschland große kritische Gegenentwürfe, die sich in anachronistischer Weise zwar klar vom „abgewirtschafteten Bildungsidealismus des 19. Jahrhunderts“ abgrenzen, zugleich aber am Bildungsgedanken selbst festhalten. In Theodor W. Adornos (1903-1969) Kritik an einem zwar gefährlichen Bewusstseinszustand „sozialisierter Halbbildung“ steckt zugleich die klare Forderung, „an Bildung festzuhalten, nachdem die Gesellschaft ihr die Basis entzogen“ (ebd.). Adornos Begriff der Halbbildung verweist im Kontext einer rasant bedeutsamer werdenden ökonomischen (Ver-)Wertungslogik und zunehmend wirtschaftlichen (neo-liberalen) Anforderungen auf eine ihr eigentümliche Zerrissenheit in „die Anpassung an das gesellschaftlich Benötigte (Qualifikation) und die ohnmächtige Welt des schönen Scheins (Kultur)“ (ebd.). Mitthematisierte Zeitaspekte wie Dynamik, Kontingenz, pausenlose Unruhe sind temporal problematische Modalitäten, die Bil-

dungsauseinandersetzungen, ihre Verwendungsweisen wie ihr Selbstverständnis bis heute prägen. Wo sich globale Transformationen auf allen Ebenen (ökologisch, ökonomisch, sozial, individuell) derart beschleunigen, dass zukünftige Entwicklungen der Vorstellungskraft immer mehr entgleiten, werden vielfach Forderungen laut, Bildungsprozesse zu universalisieren und zu formalisieren, evidenzbasiert zu gestalten und zielgerichtet zu steuern. Bildung im klassisch emanzipatorischen und mündigkeitsorientierten Verständnis widersetzt sich aber immer wieder und „bis heute der ständigen Versuchung, den Menschen als Mittel zu irgendwelchen Zwecken zu ge- und missbrauchen, sie ist als menschenmögliche Praktik der Freiheit ein unverlierbares Recht des Menschen“ (Dörpinghaus/Uphoff 2012: 114).

Konträr zeigen sich aber auch deutliche Ablehnungen des Bildungsbegriffs, der abwertend als pädagogisches Projekt der Moderne bezeichnet wird, weil er fiktiv auf ein „zukünftiges Wirkliches“ (Ehrenspeck/Rustemeyer 1996: 369) hin orientiert sei (s.u.). Bildung markiere genau die problematische „Differenz von Virtuellem und Realem und codiert diese temporal als je gegenwärtiges Versprechen auf Zukunft“ (ebd.: 369). Entsprechend lösen Dörpinghaus und Uphoff (2012) den Bildungsbegriff aus der klassisch-kultugeschichtlichen Logik von Aufklärung – wonach die Freiheit des Menschen im Intelligiblen und damit außerhalb der Zeit liege – und verorten ihn neu als „eine Freiheit des Menschen *in* der Zeit“ (ebd.: 114). Sie fordern für Bildung ein Verständnis von Zeit, „das sich der Rationalitätsform der irreversiblen Linearität [...] versperrt“ (ebd.: 121). Bildung stellt sich dann gegen eine überhöhte (linear fortschreitende) Zukunftsgläubigkeit und gegen eine reine Vernutzung. Zugleich bleibt die Kontingenz im Bildungsbegriff als offener Möglichkeitsraum akzeptiert und konstitutiv.

Wo Bildungsrezeptionen der Gegenwart immer „Traditionslinien im Rücken“ haben (Ehrenspeck/Rustemeyer 1996: 371) – sich von diesen abgrenzen oder eben genau auf sie beziehen –, zeigt sich dies im inhaltlich überdauernden, wie heteronomen Kern der Auseinandersetzungen als Minimalkonsens von Subjekt-Welt-Relationen wie auch im tradierenden Duktus von Begriffen wie „Emanzipation“, „Freiheit“, „Mündigkeit“ und „Verantwortung“. Die gegenwärtige Zeitsozietät spiegelt sich vor allem in relationierenden Bezügen zum Lernbegriff wider, in transformatorischen Modalitäten von Bildung oder in theoretischen wie bildungspolitisch (global) steigenden Einflussnahmen. Bildung als widerständiger wie stabiler „Substratbegriff“ (Tenorth 1997: 976) wird wieder zukunftsfähig im Zusammenhang einer „reflexiven Selbstüberschreitung der Moderne. [...] Ein zeitgemäßes, kritisches Bildungsverständnis entspringt nicht einfach dem Bruch mit aller bisherigen Bildungsgeschichte, sondern nimmt deren Herkunft in verwandelter Form mit“ (Pongratz/Bünger 2008: 112).

Für Ehrenspeck und Rustemeyer (1996) hingegen bergen „semantische Traditionen“ eine „fixierende“ Gefahr in institutionellen Ausdifferenzierungen wissenschaftlicher Disziplinen, indem sie „kontingenten Sinn in bestimmten transformieren“: „Der Bildungsbegriff prägt unter Abstützung auf Theorieelemente der Aufklärungsphilosophie seit etwa zweihundert Jahren die Selbstreflexion der Pädagogik, wobei er sie auf ein Erkenntnis- und Handlungsprogramm konditioniert, das auf der Differenz von Subjekt und Objekt, Individuum und Gesellschaft, Reflexion und Vollzug basiert und das zugleich die Aufhebung dieser Differenz qua ‚Bildung‘ verspricht“ (ebd.: 368). Zeittheoretisch nicht uninteressant sind die beherrschende Kraft (vergangenheitsbezogen) und der zugleich „utopische Akzent“ (gegenwarts- und zukunftsorientiert) dieser „differenzfixierten Reflexionssemantik“ (ebd.). Hatte Bildung in pädagogischen Texten der 1990er Jahre eigentlich gar keine Zukunft mehr, weil sie übersehen, nicht behandelt oder scheinbar ausreichend formuliert worden war, so zeigt sich dies seit einiger Zeit wieder anders. Zwar bleibe „[k]aum ein pädagogischer Grundbegriff [...] so strittig wie der der Bildung“ (Pongratz/Bünger 2008: 110), doch muss man ihn mit Tenorths Worten „bei strengeren theoretischen und methodischen Ansprüchen [...] nicht etwa meiden, nur ist doch immer notwendig, ihn zu präzisieren“ (1997: 972).

Im Anschluss an theorie- und begriffsgeschichtliche Auseinandersetzungen wird Bildung zum „Anstoß zu einem Leben und Denken, das sich der modernen Erfahrung der Vorläufigkeit und Überholbarkeit aussetzt“ (Pongratz/Bünger 2008: 117). Der Wert von Bildung und ihre Wirkungen leiten sich aus ihrer kritischen wie holistischen Relevanz ab, indem „Bildung als Überschreitung bedeutet, sich nicht in den Ruinen der eigenen Vergangenheit einzurichten, sich nicht im Identitätspanzer eines festgefügt Selbst zu verschließen“ (ebd.). Bildung kennt Übergänge ebenso wie die Bewältigung des Wandels als „Lernprozesse höherer Ordnung“ (Koller 2012), die über die Be- und Verarbeitung „krisenhafter“ Erfahrungen eine Bewältigung von Problemlagen und in Folge veränderte Selbst- und Weltentwürfe ermöglichen. Es wäre aber simplifizierend, im Überschreiten ein im traditionellen Bildungsdenken grundsätzlich angelegtes Besser oder Höher zu verorten, das zugleich Gefahr läuft, eine gewisse Finalität bereits in sich zu tragen. Vielmehr ist auf ein changierendes statt normatives Moment zu setzen. In der Auflösung substanzieller Potenzialität geht es nicht um das eindeutige Lösen von Irritationen oder Krisen zu einem bestimmten Zeitpunkt und als Fortschritt. Stattdessen sind perpetuierende Bildungsbewegungen und relationale Zeitmodalitäten anzunehmen.

Bildung zeigt sich in gegenwärtigen Vergangenheiten (z.B. semantische Traditionen und biografische Spuren), ebenso wie in der Gegenwart der Zukunft (z.B. Emanzipationsgedanke und lebensentfaltendes Lernen), der Zukunft der Zukunft (z.B. Utopie und Selbstfindung) oder der Gegenwart der Gegenwart (Verantwortung).

tung und Eigensinn). Dabei kann Bildung „dem Fragmentarischen der modernen Existenz nicht ausweichen. Die Erfahrung mit gebrochener Identität ist schmerzlich; doch bringt sie ein Moment von Freiheit ins Spiel, das aller kritischen Bildung unterliegt: das Recht, ein anderer zu sein, das Recht auf Nichtidentität, das Recht auf Differenz“ (Pongratz/Bünger 2008: 117). Vielleicht ist es auch eine Frage des Blickwinkels, ob ich im Aktuellen nur den Wandel, die Kontingenz und das Sich-Auflösende erkenne oder auch Kontinuitäten und Dauer ausmachen kann. Bildung betont darin offene Möglichkeitsräume und die menschliche Leistung eines sich entwerfenden Denkens.

Als interferierende Bezüge von Mensch, Welt und Selbst intendiert Bildung einen Zustand (hier eher als Prozess denn als Absicht) auf Veränderung innerhalb gesellschaftlicher Institutionen, der Distanz-, Emanzipations- wie Mündigkeitsansprüche fördert und befördert. Bildung kann darin als Gegenstand einer kulturellen Form der Nachhaltigkeit und Achtsamkeit auch Grenzziehungen ermöglichen.

Sabine Schmidt-Lauff

LITERATUR

- Dörpinghaus, A./Uphoff, I. K. (2012): Die Abschaffung der Zeit. Wie man Bildung erfolgreich verhindert. Darmstadt: WBG.
- Ehrenspeck, Y./Rustemeyer, D. (1996): Bestimmt unbestimmt. In: Combe, A./Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 368-390.
- Koller, H.-C. (2012): Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformativischer Bildungsprozesse. Stuttgart: Kohlhammer.
- Pongratz, L. A./Bünger, C. (2008): Bildung. In: Faulstich, P./Faulstich-Wieland, H. (Hg.): Erziehungswissenschaft – Ein Grundkurs. Reinbek: Rowohlt, S. 110-129.
- Ruprecht, H. (1985): Kriterien einer Grundlagentheorie der Erwachsenenbildung in systematischer und historischer Sicht. In: Ruprecht, H./Sitzmann, G. H. (Hg.): Erwachsenenbildung als Wissenschaft. München: Weltenburger Akademie, S. 5-16.
- Schäfer, E. (2007): Die „Pampaedica“ (vor 1670) von Johann Amos Comenius. In: Koerrenz, R./Meilhammer, E./Schneider, K. (Hg.): Wegweisende Werke zur Erwachsenenbildung. Jena: IKS, S. 35-48.
- Schmidt-Lauff, S. (2012): Grundüberlegungen zu Zeit und Bildung. In: Schmidt-Lauff, S. (Hg.): Zeit und Bildung. Annäherungen an eine zeittheoretische Grundlegung. Münster: Waxmann, S. 11-60.
- Tenorth, H.-E. (1997): „Bildung“ – Thematisierungsformen und Bedeutung in der Erziehungswissenschaft. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 43, Heft 6, S. 969-986.

Biografie

Die Aufforderung, aus der eigenen Biografie zu erzählen oder diese unter bestimmten Hinsichten darzustellen, z.B. in einem Bewerbungsgespräch, einer Talkshow oder einem sozialwissenschaftlichen Interview, würde heutzutage kaum Irritation hervorrufen – und falls doch, wäre diese vermutlich auf den Rahmen oder die Art der Aufforderung bezogen, die z.B. als unangemessen, zu „persönlich“ oder zu unklar erscheinen mögen. Die Frage, was eine Biografie überhaupt ist, würde vermutlich nicht gestellt. Das Konzept Biografie kann, bei allen Unklarheiten im Detail, als allgemein bekannt vorausgesetzt und in unterschiedlichsten Situationen aufgerufen werden.

„Biografie“ ist mithin ein „sozialweltliches Orientierungsmuster“ (Fischer/Kohli 1987: 26), das in modernen Gesellschaften zum Alltagswissen gehört und das wir als Ordnungsschema für unser Handeln und Denken nutzen. Es gibt vielfältige Formen und Medien, mit denen Biografien dargestellt und hergestellt werden, und verschiedene Anlässe, die mit jeweils spezifischen Erwartungen, Regeln und Deutungsmustern verbunden sind. Auch wenn es keine festen Regeln für biografische Darstellungen gibt, so wissen wir doch intuitiv, dass wir in einem Bewerbungsgespräch keine Geschichten aus der Kindheit oder über unsere Probleme in der Partnerschaft erzählen, sondern uns eher an den Punkten des schriftlich eingereichten Lebenslaufs orientieren sollten. Ebenso wissen wir, dass wir im zeitlich begrenzten Arztgespräch zwar über die Vorgeschichte unserer Erkrankung erzählen sollten, nicht aber über unsere Liebe zur Musik, und dass wir, wenn wir einen Menschen kennenlernen wollen, der uns sympathisch ist, nicht die Chronologie unserer Bildungsabschlüsse und Anstellungsverhältnisse aufzählen oder gar unseren schriftlichen CV vorlesen. Unterschiedliche Formate biografischer Selbst- und Fremddarstellung sind uns also geläufig, und wir können sie schriftlich und mündlich im Allgemeinen flexibel und situationsgerecht handhaben. Die dahinter liegenden Regeln sind nur zu einem geringeren Teil als normative Vorschriften explizit formuliert, wie sie etwa Schüler*innen im Unterricht als Anleitungen zur Anfertigung eines „Lebenslaufs“ vermittelt werden. Der Großteil der Regeln für

biografische (Selbst-)Darstellungen und biografische Kommunikation ist durch Routinen und kollektiv geteiltes Alltagswissen verbürgt und wird in konkreten Interaktionen immer wieder neu ausgehandelt und variiert.

Was aber bedeutet „Biografie“? Das aus dem Griechischen stammende Wort meint zunächst „Lebensbeschreibung“. Heutzutage sprechen wir eher von *Lebensgeschichte* oder *Lebenslauf*, meist ohne die Begriffe zu definieren. Fragt man jedoch genauer, was so unterschiedliche Phänomene wie die Erzählungen der Großmutter über ihre Kindheit, den in einem Bewerbungsverfahren eingereichten Lebenslauf oder ein Filmportrait über das Leben einer berühmten Schriftstellerin miteinander verbindet und als Ausdruck einer Biografie ausweist, so lassen sich anhand dieser Beispiele aus dem Alltag wichtige Merkmale biografischer Thematisierungen herausarbeiten: Es geht um die *zeitlich geordnete Abfolge* von Ereignissen im Lebens eines Menschen (a). Diese ist keine beliebige Ansammlung von Einzeldaten und auch keine sachliche Chronologie, sie bildet vielmehr einen *Sinnzusammenhang*, der mit Erfahrungen, Perspektiven und Bewertungen verknüpft ist (b). Dabei geht es um die *Besonderheit* eines individuellen Lebens, das eingebettet ist in *allgemeinere historische und gesellschaftliche Verhältnisse* (c). Schließlich lässt sich unterscheiden, ob eine Lebensgeschichte aus der *Perspektive des autobiografischen Subjekts* dargestellt wird oder aber aus einer *Außenperspektive*, wie bspw. in literarischen Biografien oder historischen Dokumentationen (d).

Die heutige Alltagsvorstellung, dass jede*r eine Biografie „hat“ und diese auch situationsgerecht darstellen kann, wird in der *sozialwissenschaftlichen Biografieforschung* keineswegs als selbstverständlich betrachtet, sondern als hoch voraussetzungsvolles „soziales Konstrukt“ konzipiert (vgl. Fischer/Kohli 1987; Alheit/Dausien 2009). Dieses beruht auf komplexen sozialen Regeln und kulturellen Mustern, die sich in modernen Gesellschaften herausgebildet haben und sich fortlaufend weiterentwickeln. In der Analyse der historischen Genese und der gesellschaftlichen Funktion des Biografiekonzepts werden üblicherweise zwei eng miteinander verzahnte und sich wechselseitig bedingende Prozesse unterschieden: die „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli 1985), d.h. die Etablierung des Lebenslaufmodells als gesellschaftliches Regelsystem, und die „Biografisierung“ des Lebens, d.h. die Herausbildung von Biografie als kulturellem Muster für die Herstellung und Darstellung individueller Identitäten und Zugehörigkeiten (vgl. Hahn 2000). Beide Prozesse werden im Sinn der Individualisierungsthese (Beck 1986) als Antwort auf die Dynamisierung und Komplexitätssteigerung moderner Gesellschaften begriffen, in denen Individuen ihr Leben kaum noch anhand stabiler, altergebrachter sozialer und kultureller Ordnungsstrukturen führen können. Sie sind vielmehr gefordert, sich in einer „pluralisierten“, durch soziale Mobilität und globale Migration dynamisierten Welt zurechtzufinden, die vermeintlich unendliche

Optionen bereithält, deren Zukunft ungewiss ist und die individuell oft als „riskant“ erlebt wird. Individuen haben – so die These – die zwiespältige, mit neuen Chancen und Zwängen verbundene Verantwortung, ihr Leben „selbst in die Hand zu nehmen“, d.h. prospektiv zu entwerfen, zu planen und retrospektiv immer wieder zu bilanzieren und für sich und andere mit „Sinn“ zu versehen.

Für diese komplexe Aufgabe bieten der *Lebenslauf* als gesellschaftlich institutionalisierte und normierte Erwartungsstruktur und die *Lebensgeschichte* als sozial vermittelbare und mehr oder weniger anschlussfähige und erzählbare Sinnstruktur eine Art „Gerüst“ oder „Format“ an. Die oben angedeutete Systematisierung kann nun genauer erläutert werden (vgl. auch Dausien 2010).

Ad (a): Das vorrangige Merkmal des Biografiekonzepts ist gewiss seine *Zeitlichkeit*. Biografie ist eine Prozesskategorie: Der Lebenslauf wird als „gesellschaftliches Ablaufprogramm“ gefasst (vgl. Kohli 1985), die Lebensgeschichte als narrative „Prozessstruktur“ für die zeitliche Ordnung oder „Aufschichtung“ von Ereignissen, Erlebnissen, Erfahrungen und Deutungen (vgl. Schütze 1984). Während im Alltagsverständnis biografische Zeit häufig als lineare Entwicklung konzipiert wird und mit normativen Erwartungen und Bewertungen verknüpft ist, geht die Forschung von einer vielschichtigen und mehrdimensionalen „biografischen Strukturierung“ individueller und sozialer Zeit aus (vgl. Fischer 2018).

In der biografischen *Erzählung* werden Vergangenheit und Zukunft aus einer je spezifischen Gegenwart heraus entworfen und miteinander verknüpft. Dabei wird das autobiografische Selbst als Gewordenes und Werdendes zugleich konstruiert. In biografischen Thematisierungen bringen Subjekte ihre Erfahrungen, Handlungen und Deutungen in eine individuelle zeitliche Ordnung. In einer konkreten Gegenwart erzählen sie ihre Vergangenheit („wie es dazu kam, dass...“) und entwerfen zugleich Ausblicke und Perspektiven auf die Zukunft („wie es weitergehen könnte...“). Der Kulturosoziologe Alois Hahn bezeichnet deshalb Biografie als eine „verzeitlichte“ Identitätsdarstellung (vgl. Hahn 2000), die sich von statischen Formaten der Identitätsdarstellung unterscheidet. Die verzeitlichte Form wurde, so Hahn, mit den Anforderungen der modernen Gesellschaft notwendig. Sie erlaubt es Individuen, sich auch über soziale Veränderungen und Brüche hinweg als „dieselben“ zu reflektieren und darzustellen, eben als Individuen, die sich verändert, „entwickelt“ oder „gebildet“, kurz: die eine *Geschichte* haben.

Einerseits nutzen Individuen also das kulturell vorhandene Zeitformat Biografie, andererseits „produzieren“ sie mit der Praxis biografischen Erzählens aber auch soziale Zeit. Soziale „Tatsachen“ wie Klassenzugehörigkeit, Geschlecht, Arbeitslosigkeit oder eine Krankheit werden im Erzählen *prozessualisiert*. Abstrakt gesagt: Die biografische Logik prägt sozialen Ordnungen wie „Geschlecht“ oder „Klassenzugehörigkeit“ und alltagsweltlich relevanten Differenzkategorien wie „gesund/

krank“ oder „erwerbstätig“/„arbeitslos“ eine Geschichte auf. Biografie ist somit eine *temporalisierte* Konstruktion und ein *temporalisierendes* Konstrukt (vgl. Fischer 2018).

Mit dieser komplexen Temporalstruktur kann „Biografie“ als *eigenständige Zeitgestalt* betrachtet werden, die sich von anderen Zeitgestalten abhebt, insbesondere von der zyklischen Struktur der Alltagszeit und von der lang dauernden Zeitgestalt der Gesellschafts- oder Institutionengeschichte. Biografie steht gewissermaßen „dazwischen“ und ordnet Prozesse, die sich über die Zeitspanne eines individuellen Lebens (und in gewissem Rahmen auch über dessen intergenerationale Verschränkung) erstrecken.

Ad (b): Mit der zeitlichen An- und Um-Ordnung biografischer Ereignisse und Erfahrungen sind *Sinnkonstruktionen* verbunden, denn der Zusammenhang zwischen u.U. weit auseinanderliegenden Ereignissen wird nicht durch bloße Datierung, sondern durch deren Interpretation und Bewertung, die immer aus einer spezifischen Perspektive erfolgt, hergestellt. Anders gesagt, eine Biografie ist keine chronologische Aneinanderreihung von Daten, sondern eine *Geschichte*, die ihren Sinn aus der Relation der Einzelereignisse zueinander gewinnt. So haben viele Menschen Bildungsinstitutionen besucht, einen Beruf erlernt, sich aus dem Elternhaus gelöst, Freund*innen und Lebenspartner*innen gefunden und wieder verloren, den Lebensort gewechselt, Krankheit erlebt usw., aber erst in der Art und Weise, wie diese Ereignisse zeitlich miteinander verkettet sind, durch Reihenfolge und Dauer, Gestalt und Dichte, ergeben sich deren Bedeutung und die Besonderheit, ja „Einmaligkeit“ einer Biografie.

Ein wichtiger Modus für die Herstellung, Affirmation oder Variation solcher Bedeutungsstrukturen ist die Narration. Im lebensgeschichtlichen *Erzählen* – in ganz unterschiedlichen Formen, Medien und Settings – beziehen sich handelnde Subjekte reflexiv auf ihre Geschichte, entwickeln Deutungen und Umdeutungen. Aber auch andere Formen der biografischen Selbst- und Fremddarstellung werden für die Konstruktion biografischen „Sinns“ genutzt, etwa institutionelle oder professionelle biografische „Formulare“ (Fischer 2018: 466), die der Deutung und (professionellen) „Verarbeitung“ individueller Lebensverläufe und Lebenspraxen dienen und diese zugleich anschlussfähig machen für institutionelle Prozessabläufe und auch dazu taugen, mögliche Synchronisationsprobleme zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Zeitsystemen zu bewältigen (vgl. ebd.). So gelingt es etwa, die widersprüchlichen Anforderungen zwischen Bildungssystem, Arbeitsmarkt und Familiengründung durch den Entwurf eines biografischen Nacheinanderns abzufedern, d.h., zumindest idealtypisch zu verbinden und Legitimationsprobleme auf die Ebene individueller Bedeutungskonstruktion zu verlagern.

Gesellschaften verfügen über eine Vielzahl biografischer Schemata und Erzählformen, die durch „Biografiegeneratoren“ (Hahn 2000) angeregt und kulturell tradiert werden. Beispiele dafür sind der Lebenslauf in Bewerbungsverfahren, Selbsterzählungen in therapeutischen Settings oder literarische Formen wie die Autobiografie oder der Bildungsroman. Dabei handelt es sich nicht um starre Vorgaben, sondern um „generative“ Muster, die in je konkreten Situationen von je konkreten Subjekten im Rahmen je konkreter institutioneller Erwartungen „ausgehandelt“ und damit erneut hervorgebracht werden.

Die Rede von biografischem Sinn bedeutet somit weder eine Beschränkung auf den „gemeinten“, den intentionalen oder reflexiv gewussten Sinn, der etwa in einer Befragung als *explizites* Wissen über das eigene oder ein fremdes Leben ermittelt wird, noch eine Beschränkung auf die Perspektive eines individuellen Bewusstseins. Der biografische Sinn ist ein *gesellschaftlicher Sinn*, und er hat zu großen Teilen den Charakter *impliziten* Wissens. Er wird in interaktiven Praxen und in geteilten kulturellen Sinnhorizonten konstruiert, z.B. wenn Menschen sich wechselseitig aus ihrem Leben erzählen, zuhören, sich befragen, bewerten und darstellen und sich dabei auf einen geteilten Sprach- und Wissenshorizont beziehen, ohne den sie sich nicht (miss-)verstehen könnten.

Biografische Erzählungen sind zugleich aber auch das immer wieder neu hervorgebrachte und überarbeitete Produkt einer je besonderen Geschichte eines Subjekts, das in unterschiedlichen Situationen, mit je bestimmten Funktionen und Formaten hervorgebracht wird. Der biografische Sinn ist also auch *individuell*, die besondere Geschichte eines einmaligen Subjekts.

Ad (c): Das dritte Merkmal des Biografiekonzepts ist die *Dialektik von Individuum und Gesellschaft*. „Biografie“ meint nicht die Geschichte eines isolierten Individuums, sondern thematisiert eine Lebensgeschichte in Relation zu konkreten sozialen Anderen und zu historisch-gesellschaftlichen Kontexten. Biografien sind eingebettet in soziale Welten und verortet in einem durch Ungleichheits- und Machtrelationen strukturierten sozialen Raum. Das sozialwissenschaftliche Biografiekonzept impliziert den Anspruch, die dialektische Verschränkung individueller und gesellschaftlicher Strukturierungsprozesse zu erfassen. Diesem Gedanken korrespondiert die genannte Unterscheidung von „Lebenslauf“ und „Lebensgeschichte“. Biografien sind subjektive Sinnkonstruktionen *und zugleich* soziale Verlaufsstrukturen, die in einem sozialen Raum positioniert sind, von diesem hervorgebracht und „prozediert“ werden.

Auch diese Bestimmung des Biografiekonzepts hat eine zeitliche Dimension, denn die sozialen Welten und Räume, in die Biografien eingeflochten sind, verändern sich im historischen Verlauf: Gelegenheitsstrukturen öffnen und schließen sich, etwa durch politische Umbrüche oder Reformen, technologische Sprünge oder

ökologische Veränderungen, und wirken mehr oder weniger unmittelbar auf die biografischen Gestaltungsmöglichkeiten von Individuen und Generationen ein. Wie komplex diese Zusammenhänge sind, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass sich im historischen Verlauf viele unterschiedliche „Linien“ mit je eigenen, kürzer oder länger laufenden Prozessstrukturen und Reichweiten überlagern, durchkreuzen und zu neuen, nicht vorhersehbaren Möglichkeitsräumen führen. Determination und Kontingenz spielen somit immer zusammen. Der Zusammenhang zwischen individuellen Biografien und historisch-gesellschaftlichen Kontexten kann deshalb nicht aus allgemeingültigen Analyserastern abgeleitet werden, sondern muss – unter Anwendung theoretischer und fachspezifischer Instrumente – jeweils „am Fall“ rekonstruiert werden. Dabei geht es nicht nur um die Zeitgestalt der individuellen Lebensgeschichte, sondern auch um kollektive Biografien, die gruppen- oder auch generationstypische Erfahrungs- und Verlaufsmuster aufweisen.

Die Kontextualität von Lebensgeschichten hat drei Konsequenzen für die Biografieforschung: Sie bedeutet erstens, dass diese Kontexte in der empirischen Analyse biografischer Materialien, also schriftlich oder mündlich erzählter Lebensgeschichten und anderer „Ego-Dokumente“, systematisch berücksichtigt werden muss, um einen Fall in seiner Besonderheit angemessen zu „verstehen“. Zweitens geht es bei der Rekonstruktion von Biografien nicht nur und nicht primär um den Einzelfall. Dies mag zwar bei Forschungen zu „herausragenden“ oder „historischen“ Personen der Fall sein, in der Mehrzahl der Forschungen geht es aber darum, durch die (vergleichende) Analyse von Lebensgeschichten hindurch eben jene komplexen gesellschaftlichen Verhältnisse und Veränderungen zu rekonstruieren, die diese Biografien z.B. im Kontext von Migration, Krieg, sozialen Bewegungen, ökonomischen oder politischen Prozessen geprägt haben und die aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Blickwinkeln untersucht werden. Dabei sind Biografien jedoch nicht nur „Material“ für die soziologische oder geschichtswissenschaftliche Rekonstruktion gesellschaftlicher Prozesse, denn der biografieanalytische Zugang eröffnet, drittens, auch den Blick auf die andere Seite der postulierten Subjekt-Kontext-Relation: auf das soziale Gestaltungspotenzial und die „Biografizität“ (Alheit/Dausien 2000), die in den individuellen und kollektiven Handlungen der biografischen Subjekte enthalten sind. Anders gesagt: Biografien sind nicht nur gesellschaftlich *strukturierte* Erfahrungs- und Deutungsstrukturen, sondern auch *strukturierende* soziale Konstruktionen, die die sozialen Welten, in denen sie eingelagert und durch die sie geprägt sind, bilden und verändern.

Ad (d): Die Merkmale des Biografiekonzepts gelten unabhängig von der Frage, ob die eigene Lebensgeschichte oder die Biografie eines anderen dargestellt wird. Biografie ist eine soziale Konstruktion, die in Wechselwirkung zwischen den Handlungen und Perspektiven sozialer Individuen entsteht. Das bedeutet, dass auch

Selbst- und Fremdperspektive miteinander verschränkt sind. Unsere Lebensgeschichten sind miteinander verwoben. In meiner Biografie sind die Geschichten anderer „eingebaut“; wenn ich meine Geschichte erzähle, rekonstruiere ich auch Ausschnitte aus den Biografien anderer Personen, wie diese umgekehrt an meiner Geschichte „mitschreiben“. Autobiografie und Biografie sind deshalb keine säuberlich zu trennenden Einheiten, sondern bezeichnen zwei unterschiedliche *Blickwinkel der Reflexion einer Lebensgeschichte* und weisen damit auf die Perspektivität und Standortgebundenheit von Biografien hin. Sie müssen in der Analyse differenziert, aber auch in ihrem Zusammenwirken analysiert werden.

Bettina Dausien

LITERATUR

- Alheit, P./Dausien, B. (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen. In: Hoerning, E. M. (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 257-283.
- Alheit, P./Dausien, B. (2009): ‚Biographie‘ in den Sozialwissenschaften. Anmerkungen zu historischen und aktuellen Problemen einer Forschungsperspektive. In: Fetz, B. (Hg.): Die Biographie – Zur Grundlegung ihrer Theorie. Berlin: De Gruyter, S. 285-315.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dausien, B. (2010): Biografieforschung. In: Becker, R./Kortendiek, B. (Hg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie (3., erw. und durchges. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 362-375.
- Fischer, W. (2018): Zeit und Biographie. In: Lutz, H./Schiebel, M./Tuider, E. (Hg.): Handbuch Biografieforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 461-472.
- Fischer, W./Kohli, M. (1987): Biografieforschung. In: Voges, W. (Hg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich, S. 25-50.
- Hahn, A. (2000): Biographie und Lebenslauf. In: Hahn, A.: Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 97-115.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiografischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler, S. 78-117.

Biografiearbeit

Biografiearbeit stellt einen inzwischen in der Bildungsarbeit weit verbreiteten Praxisansatz dar, der bspw. in der Schule, der Erwachsenenbildung, der Kinder- und Jugendhilfe, der Altenarbeit oder der Pflege Anwendung findet (ausführlich Miethe 2011: 101-142). Im Unterschied zur Biografieforschung geht es bei der Biografiearbeit nicht darum, allgemeine sozialwissenschaftliche Kenntnisse zu erzeugen, sondern um die Arbeit an der Biografie der Personen selbst. Dabei ist eine begriffliche Abgrenzung dessen, was Biografiearbeit ist, nicht einfach, und Begriffe wie „biographische Selbstreflexion“ (Gudjons/Pieper/Wagener 1994), „biographische Arbeit“ (Lindmeier 2004) oder „biographisches Lernen“ (Rogal 1999) finden ebenso Anwendung. Im weiteren Verlauf hat sich jedoch zunehmend der Begriff der Biografiearbeit durchgesetzt, sodass auch Gudjons, Pieper und Wagener in der überarbeiteten Neuauflage ihres Buches (2008) den ursprünglich gewählten Begriff der biografischen Selbstreflexion durch den der Biografiearbeit ersetzen.

Obwohl sich der Begriff der Biografiearbeit weitgehend durchgesetzt hat, ist keinesfalls immer eindeutig, was genau damit gemeint ist. Vielmehr wird der Begriff oft genug inflationär genutzt. Abgrenzungen sind vor allem in drei Richtungen erforderlich: zum einen in Richtung eines Ansatzes, der als biografisch orientierte Didaktik bezeichnet werden kann (Miethe 2011: 28). Dabei wird Biografie lediglich dazu benutzt, Lernsituationen anregender zu gestalten. Ein so verstandenes biografisches Lernen „ermöglicht eine außerordentlich individuelle Form der Auseinandersetzung des Subjekts mit fachlichen Inhalten“ (Rogal 1999: 8), die Arbeit an der Biografie selbst ist jedoch nicht das explizite Ziel. Zum anderen ist eine Abgrenzung in Richtung der Therapie erforderlich. Diese Abgrenzung bleibt jedoch sehr unscharf, was vor allem in der Vielzahl der therapeutischen Ansätze begründet ist (vgl. Miethe 2011: 29f.). Und letztlich muss Biografiearbeit von einem alltagsweltlichen Verständnis abgegrenzt werden, da letztlich jedes menschliche Leben jederzeit auch biografische Arbeit ist. Ein solch breites Verständnis ist jedoch kaum hilfreich, um einen funktionalen Begriff von Biografiearbeit zu entwickeln, sondern beschreibt eher eine Art (selbstverständlicher) alltäglicher Biografiearbeit, die 24 Stunden am Tag und die gesamte Lebensspanne umfasst.

Um somit eine Eingrenzung auf eine professionelle Methode zu ermöglichen, soll in diesem Beitrag unter Biografiearbeit „eine strukturierte Form der Selbstreflexion in einem professionellen Setting, in dem an und mit der Biographie gearbeitet wird“ (Mieth 2011: 24), verstanden werden. Die strukturierte Form der Selbstreflexion beschreibt eine Abgrenzung zu alltagsweltlichem biografischen Arbeiten. Ein professionelles Setting macht deutlich, dass es sich um ein Arbeitsfeld handelt, in dem professionelle, mit diesem Ansatz vertraute Personen tätig sind. Eine Diskussion im Freundeskreis, bei der über das bisherige Leben und die Zukunftsperspektiven nachgedacht wird, ist damit bspw. ausgeschlossen. „An und mit der Biografie“ meint, dass die Biografie der explizite Gegenstand ist. Biografiearbeit kann damit abgegrenzt werden von Veranstaltungen, bei denen es zwar auch zu biografischen Erkenntnissen kommen kann oder biografische Aspekte mitgenutzt werden, die Arbeit an der Biografie aber nicht das Hauptziel der pädagogischen Arbeit ist.

Biografiearbeit erfordert sowohl fundierte Kenntnisse über die inzwischen sehr vielfältigen Methoden (z.B. Ruhe 1998; Gudjons/Pieper/Wagener 1994) als auch Grundwissen über die Entstehung und die Funktion von Biografien. Für letzteres ist der Zeitaspekt von zentraler Bedeutung. Dies in mehrfacher Hinsicht:

Biografiearbeit findet immer in der Gegenwart statt. Teilnehmende treffen sich zu einem Seminar oder zu einem Einzeltermin im Hier und Jetzt. Allerdings ist in der Biografiearbeit selbst gerade die aktuelle Gegenwart nicht der Gegenstand der Auseinandersetzung. Anlass zur Teilnahme an Biografiearbeit ist vielmehr zumeist der Wunsch, die bisherige Biografie besser verstehen zu können, um (in der Zukunft) neue Möglichkeiten des Handelns und Verstehens entwickeln zu können. Wenn somit Biografiearbeit auch immer in der aktuellen Situation durchgeführt wird, so bewegt sich die Zielrichtung der Arbeit zwischen Vergangenheit und Zukunft. Biografiearbeit erfolgt folglich unter einem dreifachen zeitlichen Fokus: Sie findet in der aktuellen Gegenwart der Teilnehmenden statt, hat aber die Vergangenheit, nämlich die bisherige Biografie im Fokus und erforscht diese mit dem Ziel, Zukunft neu gestalten zu können. Biografiearbeit bewegt sich von daher in einem fortwährenden Changieren zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft.

Gegenwart: Auch wenn der Fokus der Biografiearbeit nicht auf die Gegenwart gerichtet ist, spielt diese doch eine wesentliche Rolle, denn die in der Biografiearbeit eingenommene Perspektive auf die eigene Biografie ist auch bestimmt durch die gegenwärtige Situationswahrnehmung. Diese so genannte „Gegenwartsschwelle“ (Fischer-Rosenthal 1995: 54) bestimmt ganz wesentlich, was aus der Biografie zum momentanen Zeitpunkt wie erinnert, erlebt und mitgeteilt wird. Die Gegenwartsschwelle bezieht sich jedoch nicht nur auf das aktuelle Jetzt, vielmehr spricht Fischer-Rosenthal (ebd.) von einer „ausgedehnten Gegenwart, die sich erfahrungszeitlich an einem Erlebnis festmachen lässt, das Vergangenheit und Gegenwart

trennt.“ Gemeint sind damit prägnante, d.h. die weitere Wahrnehmung der Biografie prägende Erlebnisse wie z.B. Eintritt in das Rentenalter, Mitteilung einer unheilbaren Erkrankung, Scheidung o.ä. Auch wenn diese mehr oder weniger lange zurückliegen können, beeinflussen sie im Sinne eines „Interpretationspunktes“ die aktuelle Wahrnehmung der eigenen Biografie. Die Wahrnehmung der jeweiligen Gegenwartsschwelle von Teilnehmenden an Biografiearbeit ist daher sehr wesentlich, um die Perspektive der Person zu verstehen.

Vergangenheit: Biografie wird zwar immer wieder im aktuellen Verzug hergestellt und ist somit zum Zeitpunkt von Biografiearbeit prinzipiell unabgeschlossen. Dennoch liegt der größte Teil der Biografie in der Vergangenheit. Hier wurden Erfahrungen gemacht, die in jeweils spezifischer Art und Weise erlebt und erinnert werden können. Auf Basis von Biografien können dabei nur begrenzt Aussagen darüber getroffen werden, was „damals“ wirklich passiert ist. Vielmehr stellen Biografien immer subjektive Konstruktionen der Wirklichkeit dar. Je nach den eigenen Relevanzen und Verarbeitungsprozessen werden ganz unterschiedliche Teile des gelebten Lebens erinnert und anderen mitgeteilt. Biografie ist in diesem Sinne gelebte Vergangenheit, wird jedoch im Prozess des Erinnerns und Erzählens immer auch in der Gegenwart weitergeschrieben. In diesem Sinne ist Vergangenheit eine unvollendete und fortlaufend im Prozess begriffene Vergangenheit. Für die Biografiearbeit bedeutet dies, dass es nicht darum gehen kann herauszubekommen, wie das Leben „wirklich“ war, sondern darum zu verstehen, welche biografische Funktion ein vergangenes Ereignis für die Biograf*innen in der Vergangenheit wie auch der Gegenwart hat.

Gleichzeitig ist die Wahrnehmung der Vergangenheit nicht willkürlich, sondern folgt gewissen Regelmäßigkeiten. So kann – im Unterschied bspw. zu einer fiktiven Geschichte – davon ausgegangen werden, dass die Biografie durchaus auch Hinweise auf „objektive“ Daten des eigenen Lebens wie des gesellschaftlichen Kontextes enthält – auch wenn Erinnerung bzw. Erzählung nicht identisch mit dem Ereignis ist. Auch lagern sich Erinnerungen in der sequenziellen Abfolge ihrer Erfahrungen ab. D.h., alles was erlebt wurde, wird vor dem Hintergrund der zuvor gemachten Erfahrungen wahrgenommen und interpretiert. Der Umkehrschluss gilt hier jedoch nicht, denn früher gemachte Erfahrungen lassen sich nicht durch spätere erklären. In der Biografiearbeit ist beim Versuch vergangenes Leben zu verstehen, immer auch danach zu fragen, was eine Person zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt überhaupt wissen konnte und was nicht. Diese Rekonstruktion ist nicht einfach, bedeutet doch die Tatsache der Sequenzialität der Erfahrung keinesfalls, dass eine Biografie auch in sequenzieller Abfolge erinnert und erzählt wird. Vielmehr gelten hier ganz andere Prinzipien wie bspw. das thematischer Ähnlichkeiten oder die Wirkung der jeweiligen biografischen Gesamtsicht der Biograf*innen, die

ihrerseits die Auswahl und Einbettung von Ereignissen strukturiert (vgl. Rosenthal 1995: 149ff.).

Zukunft: Wenn Menschen an Biografiearbeit teilnehmen, machen sie dies mit der Absicht, die dort gefundenen Erkenntnisse für den eigenen weiteren Lebensweg nutzen zu können. Entsprechend definiert Ruhe (2004: 4) Biografiearbeit als „die gegenwärtige Gestaltung eines gesamten Lebens in der Reflexion der Vergangenheit zur Gestaltung der Zukunft“. Biografiearbeit ist von daher in der Reflexion der Vergangenheit prinzipiell auf die Zukunft ausgerichtet. Dies kann verändertes biografisches Handeln implizieren oder aber auch nur eine veränderte Perspektive auf das eigene So-Gewordensein. Mit der Frage nach der eigenen Biografie steht die Lebensspanne insgesamt zur Debatte, womit sich direkt oder indirekt auch die Frage nach dem Ende derselben stellt, d.h. dem eigenen Tod. Biografiearbeit umfasst daher die gesamte Lebensspanne von der Geburt bzw. der dieser vorgelagerten Familiengeschichte bis hin zum Ende des eigenen Lebens, wobei sie hier dazu beitragen kann, die noch zur Verfügung stehende Zeit aktiv zur weiteren Arbeit an der Biografie zu nutzen. Unsere Vergänglichkeit ist damit genauso Thema von Biografiearbeit wie unser So-Gewordensein.

Betrachten wir diese drei Zeitdimensionen, wird ersichtlich, dass sie unmittelbar relevant für Biografiearbeit sind. Deutlich wird aber auch, dass diese allenfalls analytisch zu trennen sind und Biografie selbst sich immer in einem Perspektivwechsel zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bewegt. Hier zeigt sich, welche große Bedeutung die dreifache zeitliche Dimension für die Entwicklung und das Verstehen von Biografien hat. Ein Bewusstsein um die verschiedenen zeitlichen Ebenen sollte daher zum Grundrepertoire einer jeden Biografiearbeit gehören.

Ingrid Mieth

LITERATUR

- Fischer-Rosenthal, W. (1995): Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben. Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten. In: Fischer-Rosenthal, W./ Alheit, P. (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 43-86.
- Gudjons, H./Pieper, M./Wagener, B. (1994): Auf meinen Spuren. Das Entdecken der eigenen Lebensgeschichte. Vorschläge und Übungen für pädagogische Arbeit und Selbsterfahrung. Hamburg: Bergmann + Helbig (völlig neu bearbeitete und aktualisierte Auflage 2008 im Klinkhardt-Verlag).
- Lindmeier, C. (2004): Biografiearbeit mit geistig behinderten Menschen. Ein Praxisbuch für Einzel- und Gruppenarbeit. Weinheim: Juventa.

- Miethe, I. (2011): Biografiearbeit. Lehr- und Handbuch für Studium und Praxis. Weinheim: Juventa.
- Rogal, S. (1999): Schul-Spuren. Möglichkeiten biographischen Lernens im Pädagogikunterricht. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. Frankfurt am Main: Campus.
- Ruhe, H.-G. (1998): Methoden der Biografiearbeit. Lebensgeschichte und Lebensbilanz in Therapie, Altenhilfe und Erwachsenenbildung. Weinheim: Beltz.

Biografizität

Das Konzept der Biografizität schließt im soziologischen Diskurs an konstruktivistische Überlegungen an. Einen ersten Hinweis finden wir in einem Überblicksartikel von Martin Kohli, in dem er Biografizität als „Code von personaler Entwicklung und Emergenz“ definiert (1988: 37). Diese sehr vorläufige Charakterisierung muss präzisiert und auf den konstruktivistischen Diskurs bezogen werden.

In der Biografieforschung selbst sind nämlich konstruktivistische Ansätze seit den 1980er Jahren *en vogue*. In einem interessanten Aufsatz hat Uwe Schimank (1988) im Anschluss an Luhmanns Autopoiesis-Konzept die provokante These vertreten, dass „das Verhältnis zwischen den gesellschaftlichen Kommunikationen, denen eine Person ausgesetzt ist, und ihrem biographischen Bewußtsein [...] strikt *konstruktivistisch*“ verstanden werden müsse (ebd.: 58). „Die Konstruktion der je eigenen Biographie durch eine Person vollzieht sich“, so Schimank, „im radikalen Sinn des Wortes autonom. Alle Einflüsse aus der gesellschaftlichen Umwelt, ob gezielt oder absichtslos, werden gemäß den internen Strukturen des personalen Systems verarbeitet, gleichsam von *withinputs* abgefangen und eskortiert und können allein so überhaupt biographische Bedeutung erlangen.“ (Ebd.)

Dieser Gedanke kann plausibel auf eine Reihe empirisch beobachtbarer Phänomene zurückgreifen – so bspw. auf die triviale Tatsache, dass bestimmte soziale Einflüsse in einer Biografie geradezu gegenteilige Wirkungen zeitigen können wie dieselben Inputs in einer anderen Biografie. Deshalb ist es sinnvoll, „Sozialität“ konsequent aus der biografischen Perspektive wahrzunehmen – nicht um den „objektiven“ Charakter struktureller Außeneinflüsse zu dementieren, sondern um die Semantik zu verstehen, mit der „psychische Systeme“ Soziales zu codieren pflegen. Dass also „gesellschaftliche Kommunikationen“, wie Schimank sich ausdrückt, eher als selbstreferenzielle *intakes* begriffen werden müssen und gerade nicht als *inputs*, die erwartbare *outputs* hervorbringen, erscheint überzeugend. Wie nun freilich der einzigartige „Code“ der biografischen Erfahrungsverarbeitung seinerseits zustande kommt, wie er in temporaler Perspektive eben als durch soziale Einflüsse „konstituiert“ gedacht werden muss, wie also Struktur und Emergenz, soziale Kon-

stitution und individuelle Konstruktion in einem gelebten Leben eine spezifische Melange ausbilden, darüber lässt uns Schimanks intelligente Abhandlung noch im Unklaren.

Die folgenden Überlegungen erheben den vorsichtigen Anspruch, diesem schwierigen soziologischen Problem auf die Spur zu kommen. Dabei wird zunächst der anregende Einfluss der modernen Neurobiologie diskutiert. Im Anschluss daran soll auf Innovationen und Bornierungen einer systemtheoretisch reformulierten Biografietheorie eingegangen werden. Deren Selbstreferenzialitätsblockaden lassen sich besonders anschaulich am Problem der sozialen Konstruktion von „Geschlecht“ verdeutlichen, bei der wir allerdings auch an die Grenzen des interaktionistischen Konstruktionsbegriffs stoßen. Aus diesem theoretischen Diskurs entsteht ein eigenes Konzept, das zumindest implizit an den bisher nur vorsichtig entfalteten Begriff der *Biografizität* anschließt.

Biografietheoretisch relevant ist ohne Frage die Entdeckung, dass kognitive Wirklichkeitsverarbeitung, also die synthetischen Codierungsleistungen unseres Gehirns, *selbstreferenziell* strukturiert sind, sich eben nicht durch den Charakter von äußeren Einflüssen, sondern allein durch eine zuvor bereits existente innere „Logik“ bestimmen lassen. Dieser Vorgang scheint jedoch – folgt man Gerhard Roth und seiner Arbeitsgruppe (An der Heiden/Roth/Schwegler 1986) – gerade nicht „autopoietisch“ zu sein, sondern von der relativen Autopoiese einer umgebenden Systemstruktur (Organismus) abzuhängen, deren Überleben wiederum von den selbstreferenziellen Leistungen des Gehirns profitiert. Wir hätten es gewissermaßen mit der relativen (inneren) Autonomie einer prinzipiellen Abhängigkeitsstruktur zu tun – ein soziologisch zweifellos hochinteressantes Modell.

Eine konzeptionelle Parallele ließe sich zwischen Biografie und sozialer Umwelt konstruieren. Biografien besitzen die Struktur einer *nach außen offenen Selbstreferenzialität* (vgl. Alheit 2009). Diese Öffnung „zur Gesellschaft hin“ setzt eine gemeinsame Semantik voraus, die „Soziales“ biografisch codierbar und „Biografisches“ sozial transponierbar macht. Wie deutlich „Soziales“ in das personale System einbricht und die Unterstellung einer interaktiven Semantik zwischen Individuum und Gesellschaft notwendig macht, soll am Beispiel der Gender-Kategorie gezeigt werden.

Konstruktionsprozesse auf Seiten der Subjekte sind „mehr“ als festgelegte Reaktionen auf historisch-soziale Rahmenbedingungen einerseits oder Interakte „frei flottierender Konstrukteure“ (Lindemann 1993: 22ff.) in kontingenten Situationen andererseits. Es gilt, die relative Autonomie der handelnden Subjekte zu erfassen, die – unter konkreten historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen – durch wechselnde Situationen hindurch und in Interaktion mit anderen ihre je individuelle „Geschichte“ z.B. des *Frau-* oder *Mann-Werdens* konstruieren. In diesem Sinne

kann gerade „doing gender“ als eine *biografische Struktur* gedeutet werden, die jenem interaktiven Modus der „Herstellung“ von Geschlecht eine temporale Tiefendimension und ein verbindendes Gestaltprinzip verleiht.

An dieser Stelle wird die feministische Diskussion unmittelbar für eine empirische Kritik systemtheoretischer Biografiekonzeption relevant. Gildemeister und Wetterer (1992) z.B. schlagen eine Forschungsperspektive vor, die an einer „De-Konstruktion“ essentieller Genderkonzepte interessiert ist, dieses Vorgehen jedoch zunächst als wissenschaftliche *Re-Konstruktion* begreift. Sie fordern, die „Geschlechterklassifikation als generatives Muster der Herstellung sozialer Ordnung“ zu analysieren (ebd.: 229). Damit rückt der Modus des *Konstruierens* selbst in den Mittelpunkt. Er wird jedoch weder als kognitiver Akt eines individuellen Bewusstseins, noch als „Effekt“ eines Diskurses ohne Subjekte betrachtet, sondern als *soziale Praxis*, mit der Individuen in ihrem Alltagshandeln die Kategorie Geschlecht (in der Form der Zweigeschlechtlichkeit) fortgesetzt produzieren und reproduzieren. Die Analyse des sozialen Geschlechts wird mit dem Konzept des *doing gender* (West/Zimmerman 1987) gewissermaßen empirisch „situiert“.

Dem Gedanken zur *biografischen Struktur* des Geschlecht-Werdens ist nun mit dem bloßen Hinweis nicht Genüge getan, dass jener interaktive Gender-doing-Prozess „als Basis für die Identität der Person betrachtet“ werden muss (Gildemeister/Wetterer 1992: 245). Er geht über herkömmliche Ansätze zur „geschlechtsspezifischen Sozialisation“ hinaus. Gerade sozialisationstheoretische Konzepte (vgl. zsf. Nunner-Winkler 1994) sind nämlich durch die (de-)konstruktivistische Kritik betroffen. Unabhängig davon, ob sie eher lerntheoretisch oder psychoanalytisch orientiert sind, unterliegen gerade sie der Gefahr einer essentialistischen Interpretation von Geschlecht (vgl. das Beispiel „weiblichen Arbeitsvermögens“ oder „weiblicher Moral“). Sie teilen die Stärken und Schwächen ihrer Herkunftstheorien und neigen entweder zu einer Überbetonung der gesellschaftlichen Prägung oder zur Annahme einer biologisch verankerten, inneren Triebdynamik. Der Prozess des *Geschlecht-Werdens* erschöpft sich allerdings auch nicht in der ontogenetischen Aneignung interaktiver Regeln zur Darstellung des Geschlechts. Er muss als biografischer Prozess der Erfahrungsaufschichtung und -konstruktion begriffen werden (vgl. Dausien 1996).

Diese Sichtweise verfolgt die individuellen „Wege“ der Aneignung des Geschlechts – nicht als geschlossene autopoietische Struktur, sondern als Interaktionsgeschichte. Sie verfolgt den Aneignungsprozess durch die sich historisch verändernden „Handlungsumwelten“, die ihrerseits immer geschlechtercodiert sind und spezifische Erfahrungsräume und -grenzen zur Verfügung stellen. So sind z.B. die Möglichkeiten, eine Biografie als Homosexueller zu leben, abhängig von historisch-kulturellen Rahmenbedingungen, vom konkreten sozialen Milieu, von fami-

liären Konstellationen, von Beziehungsmöglichkeiten im sozialen Nahbereich, von der Zugänglichkeit „schwuler“ Subkulturen etc. Auch die Chancen, als Frau einen „normalen“ Lebensentwurf zu verwirklichen, in dem Beruf und Familie nach den eigenen Vorstellungen miteinander verknüpft werden können (vgl. ebd.), sind nicht weniger limitiert als die Möglichkeit, ein Leben zu führen, das „aus der Rolle fällt“. Ohne die Reflexion der konkreten biografischen Bedingungen ist der Schritt zur Pauschalisierung und damit zur Reifizierung sozialer Konstrukte nicht weit.

Die Analyse der biografischen Konstruktion von Geschlecht (vgl. ebd.) bleibt jedoch nicht dabei stehen, die individuelle „Route“ zu rekonstruieren, die weibliche oder männliche Reisende in einer geschlechtercodierten Welt zurücklegen, um ein Bild von Roth (1987) aufzugreifen. Es geht vor allem um die Rekonstruktion der jeweils eigenen biografischen Erfahrungsaufschichtung, die ein Individuum als Frau oder Mann auf diesem Weg herausgebildet hat und die ihrerseits die jeweils nächsten Schritte mitbestimmt. Empirische Rekonstruktionen biografischer Erzählungen zeigen, dass die Geschichte des Geschlecht-Werdens untrennbar in die einmalige biografische Erfahrungsgestalt hineinverwoben ist (Dausien 1996). Auf diese Weise wird umgekehrt die soziale Konstruktion von Geschlecht durch alle individuellen und historischen Wandlungsprozesse hindurch re-konstruiert. Deshalb kann De-Konstruktion nicht die Abschaffung der Geschlechterkategorie bedeuten, sondern allenfalls deren Umgestaltung.

Dass „Geschlecht“ eben nicht auf intellektuellem Wege „dekonstruiert“ werden kann, liegt also nicht an seiner Unhintergebarkeit als vorgeblich biologisches Faktum, sondern an der Tatsache, dass es im Laufe einer Biografie konkreter Frauen und Männer, ja, auch von Menschen, die sich intergeschlechtlich bewegen, erworben, angeeignet und immer neu „hergestellt“ wird. Um eine Metapher aus der Sprachtheorie zu nutzen: Die „Semantik“ des Geschlechtercodes mag in den sich historisch wandelnden institutionalisierten Interaktionsordnungen oder in den Routinen sozialer Praktiken verborgen sein, ihre „Grammatik“ liegt in den biografischen Handlungsressourcen der Individuen, in ihrer *Biografizität*, selbst. Und diese Grammatik erzeugt Performanzen, die zum Konzept der Dekonstruktion nicht passen wollen, weil auf sie noch andere Semantiken einwirken: z.B. der in der klassischen soziologischen Diskussion lange ins Zentrum gestellte semantische Code sozialer Ungleichheit („Klasse“), aber auch die im Zuge der postindustriellen Moderne mit ihren globalen Kolonisierungsprozessen und Migrationsbewegungen immer wichtiger werdende Semantik der Ethnizität („Rasse“). Auch die Weltregion, in der wir geboren werden, oder die historische Zeit, die uns prägt, können semantische Codierungen sein. In den betroffenen Individuen wirken diese Semantiken zusammen. Und die „mentale Grammatik“, die jedes Individuum ausbilden muss, die zur Basis seiner Lebensführung wird und die Performanzen seines Alltagshandelns bestimmt,

eben die *Biografizität*, ist nicht nur eine schlichte Addition jener semantischen Codes; sie ist eine einzigartige produktive Ressource des Umgangs mit sich selbst und der Welt – eine Art „*Erzeugungsprinzip*“ der temporal abgeschichteten Performanzen einer konkreten Biografie (Alheit 2019).

Biografizität als einzigartige soziale Grammatik des Individuums entsteht im biografischen Erfahrungsprozess durch selbstreferenzielle Verarbeitung externer Impulse. Durch Umgang mit den verschiedenen Semantiken des konkreten sozialen Umfeldes wächst eine „*innere Logik*“, die sich durch neue externe Impulse immer wieder auch verändern kann. Aber sie wandelt sich nicht nach einem, den Impulsen inhärenten Bestimmungsprinzip, sondern im Rahmen dieser inneren Logik selbst. Für die Art vergleichbarer Veränderung haben Maturana und Varela die überzeugende Metapher des „Driftens“ vorgeschlagen (vgl. 1987: 14f., 86f., 119ff.), einer Bewegung, die nicht abrupt die Richtung verändert, sondern im Toleranzpegel eines vorgängig existenten dominanten Basisimpulses sehr allmähliche Verschiebungen erlaubt.

Peter Alheit

LITERATUR

- Alheit, P. (2009): „Individuelle Modernisierung“. Zur Logik biographischer Konstruktion in modernisierten modernen Gesellschaften. In: Hradil, S. (Hg.): Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses für Soziologie 1996 in Dresden. Frankfurt am Main: Campus, S. 941-952.
- Alheit, P. (2019): Biograficitat. Aspectes d'una nova teoria de l'aprenentatge social. Xàtiva: L'Ullal Edicions.
- An der Heiden, U./Roth, G./Schwegler, H. (1986): Die Organisation der Organismen: Selbsterstellung und Selbsterhaltung. In: Funktionelle Biologie und Medizin, Band 5, S. 330-346.
- Dausien, B. (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat.
- Gildemeister, R./Wetterer, A. (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A. (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität. Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In: Brose, H.-G./Hildenbrandt, B. (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen: Leske + Budrich, S. 33-53.

- Lindemann, G. (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl.* Frankfurt am Main: Fischer.
- Maturana, H. R./Varela, F. J. (1987): *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens.* Bern: Scherz.
- Nunner-Winkler, G. (1994): Zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. In: Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen.* Berlin: Akademie, S. 61-83.
- Roth, G. (1987): *Autopoiese und Kognition. Die Theorie H.R. Maturanas und die Notwendigkeit ihrer Weiterentwicklung.* In: Schmidt, S. (Hg.): *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus.* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 256-286.
- Schimank, U. (1988): *Biographie als Autopoiesis – eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität.* In: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende.* Opladen: Leske + Budrich, S. 55-72.
- West, C./Zimmerman, D. H. (1987): *Doing Gender.* In: *Gender and Society*, Jg. 1, Heft 2, S. 125-151.

Dating

Die Zeiten der Liebe werden meist in biografischen Dimensionen gemessen. „Bis dass der Tod uns scheidet“, geloben sich viele Paare auch heute noch. Andere heiraten zwar nicht, sprechen aber trotzdem von ihrer „Lebensgefährtin“ oder ihrem „Lebensgefährten“. Die Liebe hat etwas Episches, sie wird in ausgreifenden Zeit-horizonten gedacht – teils kontrafaktisch, denn tatsächlich dauern Beziehungen im Durchschnitt ja längst nicht mehr so lange wie früher einmal. Aber ganz zu Beginn, wo alles anfängt, da gibt es ein Ereignis, bei dem die ganze epische Breite der Liebe momenthaft zusammenschnürt auf einen einzelnen Termin. Ein Ort, ein Zeit-punkt, ein meist mehr oder weniger offenes Ende, mehr nicht – das Date.

Das Wort stammt vom lateinischen *data* („gegeben“) ab und hat seine Herkunft in einer gebräuchlichen Formel, mit der früher Briefe datiert wurden (im Sinne von „gegeben am“). Diese profane Bezeichnung kann jedoch kaum verschleiern, dass Dates keine Termine wie alle anderen sind. Vielmehr bilden sie Elemente eines komplexen sozialen Rituals der Beziehungsanbahnung, dessen Zeitlichkeit hier aus zwei Perspektiven analysiert werden soll: einmal hinsichtlich seiner biografischen Verortung, zum anderen im Hinblick auf die zeitliche Mikrostruktur dieses Rituals und seines typischen Ablaufs.

Historisch betrachtet markiert die Erfindung des Dates nicht weniger als eine soziale Revolution in den gesellschaftlichen Mustern der Beziehungsanbahnung (Weigel 2018). Dating, wie wir es heute verstehen, taucht als soziales Phänomen zuerst Ende des 19. Jahrhunderts in den amerikanischen Großstädten auf. Junge Menschen strömen vom Land und von den Schiffen der Einwander*innen in die Städte, wo sie vor allem in der wachsenden Industrie Arbeit finden. Dies hat drei wesentliche Konsequenzen für die Muster der Beziehungsanbahnung:

Erstens erweitern sich die sozialen Kreise, in denen die Menschen agieren, über den engen familiären und dörflichen Kontext hinaus. Dies vergrößert auch die Kontaktmöglichkeiten zu potenziellen Partner*innen, macht es aber auch mehr als früher nötig, sich zur Beziehungsanbahnung gezielt zu verabreden. Zweitens ist das aufkommende Dating Ausdruck eines kulturellen Wandels, im Zuge dessen junge

Menschen die eigene Partner*innenwahl zunehmend selbst in die Hand nehmen. Sich in der städtischen Öffentlichkeit zu einem Date zu verabreden, setzt voraus, aus dem direkten Einfluss des Elternhauses herauszutreten, das die Partner*innenwahl bis anhin maßgeblich bestimmt und gesteuert hatte. Drittens öffnet sich damit in der biografischen Zeitstruktur ein Raum zwischen der Ablösung von der eigenen Herkunftsfamilie und der Gründung einer eigenen Familie, der in dieser Form zumindest für die Frauen historisch neu ist. Es entsteht eine Phase des Übergangs, in der junge Menschen alleine leben, arbeiten und sich zu Dates verabreden, um zukünftige Beziehungsoptionen auszuloten. Allerdings wird dieser neue Freiraum – insbesondere der jungen Frauen – von weiten Teilen der Gesellschaft zunächst sehr kritisch beobachtet. Dating gerät in den Verdacht, eine bedenkliche Nähe zur Prostitution aufzuweisen, und wird teilweise sogar polizeilich verfolgt (Weigel 2018: 17ff.).

Nach und nach institutionalisiert und normalisiert sich diese Praxis jedoch immer mehr. Dating wird zu einem festen Bestandteil der kulturellen Normen der Beziehungsanbahnung. Interessanterweise führt dies jedoch zunächst dazu, dass sich die Phase des Übergangs zwischen Ablösung vom Elternhaus und eigener Familiengründung eher verkürzt: Sowohl in den USA als auch in Deutschland sinkt das durchschnittliche Heiratsalter vom Beginn des letzten Jahrhunderts bis in die frühen 1960er Jahre deutlich ab. Seitdem steigt es wieder an; vor allem aber steigen auch die Scheidungs- und Trennungsraten. Damit verliert das Dating tendenziell seinen Charakter eines Übergangsphänomens zwischen Jugend und Erwachsenenalter und wird zu einer sozialen Praxis, die heute auch in späteren Phasen der Biografie immer wieder auftreten kann.

In zeitlicher Hinsicht ist aber nicht nur diese biografische Verortung interessant. Dates sind auch in ihrer Mikrostruktur stark ritualisierte soziale Interaktionen, die einem spezifischen zeitlichen Verlaufsmuster folgen. In der Forschung wird dieses als „Dating Skript“ beschrieben (Rose/Frieze 1993). „Skripte“ im hier verwendeten Sinne sind kulturelle Schemata, die für einen Typ von Ereignissen eine typische Sequenz von Handlungen festlegen und auch die Rollen der Akteure darin bestimmen. Natürlich determinieren diese das Handeln der Beteiligten nicht vollkommen – individuelle Abweichungen sind immer möglich. Aber Skripte schaffen starke wechselseitige Verhaltenserwartungen. Wer davon abweicht, muss mit Unverständnis oder sogar mit einem Beziehungsabbruch rechnen.

Aus den vielen Studien zum Thema soll hier die klassische Untersuchung von Suzanna M. Rose und Irene Hanson Frieze (1993) herausgegriffen werden, die die Elemente des Dating-Skripts detailliert beschrieben haben. In ihrer Studie mit jungen Collegestudierenden gaben sie den Befragten die Aufgabe, zunächst den Ablauf eines typischen Dates zu beschreiben, dann den Verlauf ihrer letzten eigenen

Verabredung. In beiden Beschreibungen ist, trotz mancher individuellen Besonderheit, eine von den meisten Befragten geteilte, typische Sequenz von Handlungen erkennbar, die als Dating-Skript beschrieben werden kann (ebd.: 504f.). Diese Sequenz beginnt damit, dass ein Date ausgemacht und geplant wird, führt dann über die konkreten Vorbereitungen („sich zurechtmachen“; „nervös sein“, „die Person abholen“) und den Verlauf des Treffens („Unterhalten; Witze machen“; „Kino oder Party besuchen“; „Essen gehen“) bis hin zur ritualisierten Abschiedszeremonie („Nachhause bringen“; „Abschiedskuss“). Erwartungsgemäß sind die geschilderten Verläufe der tatsächlichen Dates komplexer und folgen nicht in jeder Hinsicht dem typischen Verlaufsmuster. Aber selbst darin zeigt sich noch die Relevanz des Dating-Skripts, denn diese Abweichungen werden häufig als etwas beschrieben, das „schief ging“, also nicht dem eigentlichen Plan folgte – bspw. aufgrund unerwarteter Ereignisse (Autopanne) oder einem unangebrachten Verhalten des Gegenübers (ebd.: 506f.).

Ein herausstechendes Merkmal des Dating-Skripts ist, dass sich – zumindest im Fall heterosexueller Verabredungen – die Rollen von Männern und Frauen darin sehr stark unterscheiden. So beschreiben die von Rose und Frieze befragten Männer vor allem selbst-initiierte Handlungen, wie etwa ein Date auszumachen und zu planen, die Frau abzuholen oder eine sexuelle Annäherung zu unternehmen. Die Frauen dagegen beschreiben nicht nur ihre eigenen Handlungen, sondern auch, was die Männer taten – also bspw., dass er ihr die Autotür aufhielt oder sie zum Abschied küsste. Auch ansonsten unterscheiden sich die männlichen und weiblichen Schilderungen vor allem dadurch, dass die Frauen sich selbst eine eher reaktive Rolle zuweisen (bspw. „dem Mann sagen, dass es einem gefallen hat“), die Männer dagegen als proaktiv auftreten. Dies entspricht weitgehend den klassischen Geschlechterstereotypen, weshalb Rose und Frieze (ebd.: 508) auch zu dem Schluss kommen, dass der gesellschaftliche Wandel der Geschlechterrollen und -normen offenbar wenig Auswirkungen auf die Skripte der wechselseitigen Annäherung in dieser frühen Beziehungsphase hatte. Neuere Ergebnisse (Eaton/Rose 2011) deuten darauf hin, dass sich dies bis heute nicht wesentlich verändert hat.

Allerdings gibt es auch in der klassischen Studie von Rose und Frieze (1993) bereits einzelne Ergebnisse, die sich nicht ganz in dieses Bild fügen. So besteht z.B. bei der Initiierung sexueller Handlungen zwar die klare Erwartung, dass dies vom Mann ausgeht. Aber die klassisch den Frauen zugeschriebene Rolle der „Gatekeeperin“, die sich diesen sexuellen Avancen entzieht, sie stoppt oder hinauszögert, lässt sich so nicht belegen. Sex beim ersten Date ist zwar die Ausnahme, aber es liegt nicht unbedingt an den Frauen, die dies verhindern. Eine Befragte berichtete sogar im Gegenteil enttäuscht von ihrem letzten Date: „He never touched me the whole night [...] and I began to wonder about him“ (ebd.: 507).

Die Forschungen zum Dating-Skript reichen bis in die 1970er Jahre zurück und zeigen eine erstaunliche Konstanz dieses Musters über die Jahrzehnte hinweg. Allerdings sind die soeben referierten Untersuchungsergebnisse ja nun auch bereits gut 25 Jahre alt und es fragt sich, ob sich inzwischen nicht doch signifikante Veränderungen ergeben haben. Eine wichtige Neuerung, die Rose und Frieze so noch nicht vorhersehen konnten, ist der Siegeszug des Online-Datings, also die Etablierung des Internets als neuem und wichtigem Ort des Kennenlernens. Man könnte erwarten, dass dies auch die Skripte der wechselseitigen Annäherung nachhaltig verändert hat. Aber Forschungsergebnisse zu diesem Thema – einschließlich meiner eigenen Untersuchungen, die ich zusammen mit Olivier Voirol durchgeführt habe (Dröge/Voirol 2011) – deuten eher in die umgekehrte Richtung. Tatsächlich zeigen sich Tendenzen zu noch stärkeren Standardisierungen der Beziehungsanbahnung im Netz und es weist auch vieles darauf hin, dass dabei das Dating keineswegs neu erfunden wurde, sondern klassische Muster Eingang in das neue Medium gefunden haben. Drei wesentliche Gründe sprechen dafür:

- Die Distanz der medienvermittelten Kommunikation, die Schriftlichkeit und der Wegfall der nonverbalen Kommunikationsebene erschweren Spontaneität und verleiten dazu, in eher konventionelle Muster der „Anmache“ zurückzufallen.
- Die Algorithmen und die gesamte Struktur der Online-Dating-Plattformen geben recht strikte Handlungssequenzen vor. Abweichungen sind schon rein technisch oft nicht möglich. Um Akzeptanz für dieses neue Medium zu erreichen, haben sich die Entwickler*innen stark an bekannten Mustern orientiert. Das klassische Dating-Skript wurde also gewissermaßen in die Plattformen hineinprogrammiert.
- Die schier unerschöpfliche Auswahl und schnelle Verfügbarkeit potenzieller Partner*innen im Netz hat zur Konsequenz, dass Nutzer*innen von Dating-Plattformen oft sehr viele Personen in rascher Folge treffen. Diese Vielzahl an Dates führt zu Prozessen der Routinisierung und Standardisierung (Illouz 2006), weshalb auch die Treffen außerhalb des Mediums meist recht klassischen Verlaufsmustern folgen.

Dieser letzte Punkt deutet allerdings bereits darauf hin, dass sich mit dem Bedeutungsgewinn des Internets als Ort des Kennenlernens doch wichtige Veränderungen in der zeitlichen Struktur des Datings ergeben haben. Zwar blieb der ritualisierte Ablauf grundlegend gleich, aber er hat eine starke Beschleunigung und Verdichtung erfahren. Dating wird serieller und gerät dadurch unter Effizienz- und Zeitdruck. So erzählt uns bspw. Miriam, eine 33-jährige Angestellte einer Investmentgesellschaft, im Interview, dass ihr die Treffen mit ihren Onlinebekanntschaften am Abend viel zu zeitaufwändig geworden seien. Deshalb verabrede sie sich

jetzt nur noch in der Mittagspause, „weil dann ist es nach einer Stunde wirklich fertig, ob es jetzt super gewesen ist oder schlecht gewesen ist, aber nach einer Stunde kann man einfach gehen.“

Hinzu kommt, dass das Date mit der starken Verbreitung der mobilen Internet- und App-Nutzung auch einen Teil seiner zeitlichen Exklusivität einbüßt. Die klassische Form der Verabredung ist ja dadurch gekennzeichnet, dass hier ein vom Rest des Alltages abgegrenzter zeitlicher Raum reserviert wird, in dem sich zwei Personen wechselseitig ihre volle Aufmerksamkeit schenken können. Werden Elemente dieser Interaktion und Kommunikation jedoch in digitale Medien verlagert, geht diese zeitliche Exklusivität häufig verloren. Dating wird zur Nebenbeschäftigung im Alltag: Nachrichten werden aus der U-Bahn, vom Arbeitsplatz oder während anderer Freizeitaktivitäten ausgetauscht. Außerdem wird oft parallel mit mehreren Kontakten kommuniziert.

Serialität, Effizienzorientierung, Routinisierung, Veralltäglichere – diese Merkmale eines verdichteten Datings über digitale Medien stehen im deutlichen Kontrast zu der klassisch-romantischen Erzählung darüber, wie „sich Verlieben“ abläuft und sich anfühlt: die Exklusivität der Beziehung zweier Menschen, Erfahrungen von Außeralltäglichkeit, eine Dehnung der Zeit. Dies mag zu einem gewissen Teil erklären, warum es dank digitaler Partner*innensuche zwar heute wohl leichter denn je geworden ist, Dates zu finden, aber nicht unbedingt einfacher, daraus auch eine langfristige Liebesbeziehung zu entwickeln (Dröge 2013).

Aber geht es darum eigentlich noch? Teilweise hat man den Eindruck, dass dieser langfristige zeitliche Horizont gar nicht mehr so wichtig ist, dass Dating also von einem Mittel zum Zweck zu einem Selbstzweck geworden ist. Ein Hinweis darauf ist die in den vergangenen Jahren stark angewachsene Popularität der Dating-App *Tinder*. Mit ihr hat sich eine neue Form der medienvermittelten Kontaktaufnahme etabliert, die tatsächlich einige Unterschiede zum klassischen Dating-Skript aufweist. Um diese Unterschiede zu verstehen, muss man auf die gewissermaßen „analoge“ Vorgeschichte von *Tinder* zurückschauen. Schon seit einigen Jahren hat sich vor allem an den amerikanischen Colleges eine neue, eher unverbindliche Beziehungsform etabliert, die nicht mehr als Dating, sondern als „hooking up“ beschrieben wird (Bogle 2007). Dabei geht es um primär sexuelle Beziehungen, die durchaus über eine gewisse Zeit andauern können, aber von einer wechselseitigen emotionalen Bindung weitgehend entkoppelt sind. Auch das „hooking up“ folgt einem Skript, aber dieses ist sehr viel weniger komplex und kennt auch kaum die für das Dating so typischen geschlechtsspezifischen Rollen. Der sexuelle Kontakt entsteht meist ohne vorherige Verabredung aus einer kollektiven Partysituation heraus und kann sowohl vom Mann als auch von der Frau initiiert werden. Alkohol spielt dabei oft eine wichtige Rolle (ebd.: 777).

Die Dating-App *Tinder* überträgt die Prinzipien des „hooking up“ in die digitale Sphäre. Zwar hat sie noch ein weiteres wichtiges Vorbild, die populäre App *Grindr* aus der schwulen Community. Aber der große Erfolg von *Tinder* lässt sich nur damit erklären, dass die App ebenso an eine etablierte heterosexuelle Praxis anschließen konnte. Inzwischen hat *Tinder* auch in Deutschland viele Anhänger*innen gefunden und dabei auch ein Stück amerikanischer College-Beziehungskultur gleich mit importiert.

Allerdings haben „hook ups“ auch in den USA das klassische Dating nicht ersetzt, sondern lediglich ergänzt. Sie erlauben es, sexuelle Erfahrungen zu sammeln und unverbindliche Kontakte („friends with benefits“) zu pflegen, ohne sich dauerhaft und exklusiv an eine Person zu binden. Wenn diese Phase des Experimentierens vorbei ist und eine dauerhafte Beziehung gesucht wird, kommt das klassische Dating-Skript aber wieder ins Spiel. Auch im Internet hat *Tinder* die anderen Dating-Plattformen nicht verdrängt, sondern sich parallel dazu etabliert. All dies weist darauf hin, dass der schon häufig angekündigte Tod des klassischen Datings noch keineswegs gekommen zu sein scheint.

Kai Dröge

LITERATUR

- Bogle, K. A. (2007): The Shift from Dating to Hooking up in College. In: *Sociology Compass*, Jg. 1, Heft 2, S. 775-788.
- Dröge, K. (2013): Zur Entstehung von Intimität im Internet. (IfS Working Paper Nr. 2). Frankfurt am Main: Institut für Sozialforschung. URL: <http://www.ifs.uni-frankfurt.de/veroeffentlichungen/working-papers/> [02.07.2019].
- Dröge, K./Voirol, O. (2011): Online dating: the tensions between romantic love and economic rationalization. In: *Zeitschrift für Familienforschung*, Jg. 23, Heft 3, S. 337-357.
- Eaton, A. A./Rose, S. (2011): Has Dating Become More Egalitarian? A 35 Year Review Using Sex Roles. In: *Sex Roles*, Jg. 64, Heft 11, S. 843-862.
- Illouz, E. (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rose, S./Frieze, I. H. (1993): Young singles' contemporary dating scripts. In: *Sex Roles*, Jg. 28, Heft 9-10, S. 499-509.
- Weigel, M. (2018): *Dating. Eine Kulturgeschichte*. München: btb.

Depression

Die Depression (Major Depression) ist eine der verbreitetsten psychischen Erkrankungen, oft verbunden mit großem Leidensdruck. Kernsymptome sind Antriebslosigkeit und affektive Verflachung: Häufig wird eher von genereller Gefühlslosigkeit als von einer besonderen Betonung negativer Emotionen berichtet (Bonde 2008: 438). Weniger allgemein bekannt ist, dass viele Patient*innen, die an einer Depression leiden, berichten, dass die Zeit in auffällig veränderter Weise vergehe. So schildert Straus (1947: 255) verschiedene derartige Patientenäußerungen, wie „Die Zeit scheint gar nicht in Bewegung zu sein“ („Time doesn't seem to move at all“) oder „Alles ist zeitlos, sich unverändernd, hoffnungslos“ („All is timeless, unchanging, hopeless“). Deutlich wird hier die beschriebene Beziehung zwischen Zeit als etwas, das assoziiert ist mit Bewegung und Veränderung, und dem quälenden Empfinden von Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. So könnte die Hoffnung auf eine (positive) Veränderung der Situation durch den starken Eindruck der Zeitlosigkeit oder Zeitverlangsamung erschwert bzw. verhindert werden. Die genauen Zusammenhänge zwischen der Veränderung der Zeitwahrnehmung bei Depression und den klassischen (Kern-)Symptomen der Erkrankung sind bislang jedoch ungeklärt (vgl. Kent u.a. 2019).

Empirische Untersuchungen zur veränderten Zeitwahrnehmung bei Depression konnten weitgehend übereinstimmend feststellen, dass sich die Veränderung der Zeitwahrnehmung primär auf die erlebte *Geschwindigkeit des Zeitflusses* bezieht und letztere bei Patient*innen mit einer Depression gegenüber einer nicht an Depressionen leidenden Kontrollgruppe signifikant reduziert (verlangsamt) ist (vgl. Bschor u.a. 2004; Wyrick/Wyrick 1977). Untersucht wird dies in der Regel mithilfe von Ratingskalen, bei denen Proband*innen z.B. auf einer Skala von 1 (sehr langsam) bis 10 (sehr schnell) angeben sollen, wie schnell die Zeit für sie im Allgemeinen oder in der spezifischen Situation vergeht. Neben dem Erleben des Zeitflusses (Zeit als Bewegung) stellt das Erleben von *Zeitdauer* (Zeit als Ausdehnung) einen besonderen qualitativen Aspekt der Zeitwahrnehmung dar. Eine typische Aufgabe in der experimentellen Untersuchung der Wahrnehmung von Zeitdauern

besteht darin, dass ein Reiz (etwa ein Quadrat auf einem Bildschirm) für eine bestimmte objektive Zeitdauer (z.B. 30 Sekunden) dargeboten wird und die Proband*innen die Darbietungsdauer auf einer Sekundenskala schätzen. Aus der Beobachtung, dass Zeit im Zustand der Depression sehr langsam zu vergehen scheint, lässt sich nun die Hypothese ableiten, dass in dieser Aufgabe Zeitdauern (auch zeitliche Intervalle genannt) von depressiven Patient*innen überschätzt werden. Bei gleicher objektiver Darbietungsdauer sollten also die depressiven Proband*innen im Mittel längere Zeitdauerschätzungen abgeben als eine nicht depressive Kontrollgruppe. In den zurückliegenden 50 Jahren haben über 30 empirische Studien diese Hypothese der veränderten Dauerwahrnehmung bei Depression untersucht – mit uneinheitlichen Resultaten. Eine aktuelle Überblicksarbeit und Metaanalyse der bestehenden Forschungsarbeiten (Thönes/Oberfeld 2015) kommt zu dem Ergebnis, dass trotz des Erlebens eines signifikant verlangsamteten Zeitflusses keine ähnlich systematischen Veränderungen in der Wahrnehmung von Zeitdauer (z.B. Überschätzungen) bei an Depression erkrankten Personen festzustellen sind. Dieses Befundmuster zeigt zum einen, dass die Art der Veränderung der Zeitwahrnehmung bei Depression einen systematischen und sehr spezifischen Charakter besitzt (verlangsamteter Zeitfluss bei unveränderter Dauerwahrnehmung) und insofern als ein konkret beschreibbares und spezifisches (Begleit-)Symptom der Erkrankung gewertet werden kann. Zum anderen belegt der spezifische Charakter der Zeitwahrnehmungsveränderung unter Depression eine gewisse Unabhängigkeit bzw. Dimensionalität der verschiedenen Teilaspekte von Zeitwahrnehmung (hier: Zeitfluss und Zeitdauer).

Während die bei Depression erlebte Verlangsamung des Zeitflusses häufig als quälend beschrieben wird und mit Leidensdruck verbunden sein kann, treten bei intakter Dauerwahrnehmung keine planungs- und handlungsrelevanten Urteilsfehler, wie z.B. grobe Überschätzungen von Pausen- und Wartezeiten oder Verweildauern auf.

Die (neuro-)biologischen Ursachen der veränderten Zeitwahrnehmung bei Depression sind bislang nicht abschließend geklärt. Diskutiert wird u.a. eine Beteiligung des dopaminergen Neurotransmittersystems, das bei Patient*innen mit einer Depression in der Regel Störungen aufweist (reduzierte Aktivität; vgl. Ebert/Lammers 1997) und gleichzeitig eine wichtige Rolle bei der zeitbezogenen Informationsverarbeitung spielt (Cheng/Ali/Meck 2007). Letzteres bezieht sich jedoch primär auf die Wahrnehmung von Dauer und kann die veränderte Zeitflusswahrnehmung unter Depression entsprechend nicht gut erklären. Möglicherweise sind in diesem Zusammenhang klassische kognitionspsychologische und phänomenologische Erklärungsansätze vielversprechender als biologisch-neurophysiologische Modelle. So liegt ein durchaus enger Zusammenhang zwischen Aufmerksamkeits- und Gedächtnisprozessen und dem, was qualitativ als Zeitfluss erlebt wird, nahe.

Welche Rolle spielt hierbei das Erleben von Langeweile im Sinne eines Zustands, in dem viel Aufmerksamkeit auf einen Mangel an Veränderung (fehlende Bewegung) gelegt wird? Inwiefern stellt der Eindruck von Zeitfluss die Rekonstruktion von Gedächtnisspuren dar und wie hängt der erlebte Zeitfluss von der Reichhaltigkeit und Detailgenauigkeit der frischen Erinnerungen (Gedächtnisinhalte) ab? Diese für unser Verständnis von Zeitwahrnehmung generell und von Zeitwahrnehmung bei Patient*innen mit einer Depression im Speziellen interessanten Fragen sind momentan noch weitgehend ungeklärt.

Systematischer Forschung zu anderen zentralen Größen, die Einfluss auf unser Zeiterleben nehmen, bspw. Alter, kognitive Be- und Auslastung (Flow-Erleben versus Langeweile) kommt hierbei eine bedeutende Rolle zu. Sind es vielleicht ähnliche kognitive Mechanismen, die eine Veränderung des erlebten Zeitflusses unter Langeweile (Verlangsamung; vgl. Watt 1991), im höheren Erwachsenenalter (Beschleunigung; vgl. Lemlich 1975) und im Zustand der Depression erklären können? Aktuelle Arbeiten diskutieren in diesem Zusammenhang eine mögliche Interpretation von Zeitflussveränderung im Sinne eines aversiven Reizes, der dem Organismus ineffiziente Informationsverarbeitung signalisiert, welche aus perzeptueller und/oder kognitiver Über- (Beschleunigung) bzw. Unterforderung (Verlangsamung) resultiert (z.B. Zakay 2014; Thönes u.a. 2018). Das Angebot an Information aus der Umwelt sollte dann entsprechend erweitert (bei Langeweile) oder reduziert (bei Überforderung) werden, um ein optimales (mittleres) Niveau an kognitiver Auslastung erreichen zu können. So illustriert etwa Zakay (2014: 2) das folgende Beispiel einer Wartesituation: Wenn eine Warteperiode, wie sie durch ein Unterangebot an Information charakterisiert wird, länger dauert als erwartet, dann erlebt das wartende Individuum eine unangenehme Verlangsamung des Zeitflusses, die dem Subjekt signalisiert, dass „etwas nicht stimmt“ und das Informationsangebot erweitert werden sollte. Der Mangel an Information kann dann dadurch kompensiert werden, dass entweder der Ursache des längeren Wartens (konstruktiv) nachgegangen wird (Beispiel Arztwartezimmer: Nachfrage beim Personal, wann man an der Reihe ist) oder auf eine Zwischenbeschäftigung (Zeitschriftenlesen) ausgewichen wird. Die häufig berichtete Beschleunigung des Zeitflusses im Alter könnte entsprechend daraus resultieren, dass das Informationsangebot aus der Umwelt bei sinkender Verarbeitungskapazität und -geschwindigkeit als übermäßig (zu dicht) bewertet und empfunden wird. Das schnellere Vergehen der Zeit wäre dann damit zu erklären, dass die Verarbeitung von Information nicht mehr Schritt halten kann mit der (unverändert) großen Dichte an Information, die über die Sinneskanäle ins System gelangt. Bei einer Depression hingegen könnte die affektive und perzeptuelle Verflachung den gegenteiligen Effekt bewirken (Verlangsamung des Zeitflusses durch Mangel an zu verarbeitender Information).

Vielversprechend an einem solchen Ansatz ist sein integrativer Anspruch, verschiedene Konzepte der Kognition, Wahrnehmung und Informationsverarbeitung (Stichwort „optimales Erregungsniveau“) auf dem Feld der Zeitwahrnehmung miteinander zu verbinden. Möglicherweise können auf diesem Weg verschiedene, zunächst „phänomen-spezifische“ Teilforschungsbereiche der Zeitwahrnehmung zu einem umfassenderen Verständnis der menschlichen Psyche und Informationsverarbeitung insgesamt beitragen.

Sven Thönes & Daniel Oberfeld-Twistel

LITERATUR

- Bonde, J. P. E. (2008): Psychosocial factors at work and risk of depression: a systematic review of the epidemiological evidence. In: *Occupational and Environmental Medicine*, Jg. 65, Heft 7, S. 438-445.
- Bschor, T./Ising, M./Bauer, M./Lewitzka, U./Skerstupeit, M./Müller-Oerlinghausen, B./Baethge, C. (2004): Time experience and time judgment in major depression, mania and healthy subjects. A controlled study of 93 subjects. In: *Acta Psychiatrica Scandinavica*, Jg. 109, Heft 3, S. 222-229.
- Cheng, R. K./Ali, Y. M./Meck, W. H. (2007): Ketamine “unlocks” the reduced clock-speed effects of cocaine following extended training: Evidence for dopamine-glutamate interactions in timing and time perception. In: *Neurobiology of Learning and Memory*, Jg. 88, Heft 2, S. 149-159.
- Ebert, D./Lammers, C. H. (1997): The central dopaminergic system and depression. In: *Nervenarzt*, Jg. 68, Heft 7, S. 545-555.
- Kent, L./Doorn, G. van/Hohwy, J./Klein, B. (2019): Bayes, time perception, and relativity: The central role of hopelessness. In: *Consciousness and Cognition*, Band 69, S. 70-80.
- Lemlich, R. (1975): Subjective acceleration of time with aging. In: *Perceptual and Motor Skills*, Jg. 41, Heft 1, S. 235-238.
- Straus, E. W. (1947): Disorders of personal time in depressive states. In: *Southern Medical Journal*, Jg. 40, Heft 3, S. 254-259.
- Thönes, S./Arnau, S./Wascher, E. (2018): Cognitions about time affect perception, behavior, and physiology—A review on effects of external clock-speed manipulations. In: *Consciousness and Cognition*, Band 63, S. 99-109.
- Thönes, S./Oberfeld, D. (2015): Time perception in depression: A meta-analysis. In: *Journal of Affective Disorders*, Jg. 175, S. 359-372.
- Watt, J. D. (1991): Effect of boredom proneness on time perception. In: *Psychological Reports*, Jg. 69, Heft 1, S. 323-327.

- Wyrick, R. A./ Wyrick, L. C. (1977): Time experience during depression. In: Archives of General Psychiatry, Jg. 34, Heft 12, S. 1441-1443.
- Zakay, D. (2014): Psychological time as information: the case of boredom. In: Frontiers in Psychology, Jg. 5, Artikel 917, S.1-4.

Digitale Kommunikation

Der Begriff der digitalen Kommunikation vereint in sich unterschiedlichste Bedeutungsfacetten. Er steht für die Kommunikation in und über „soziale“ Medien und Plattformen ebenso wie für Mensch-Maschine-Kommunikation oder das Internet der Dinge, in dem Geräte und Software eigenständig „interagieren“ und „handeln“. Konsens besteht in der Forschung dahingehend, dass sich mindestens in den „westlichen“ Gesellschaften mehr und mehr Kommunikation in digitalen Formen vollzieht. Auch die drei massenmedialen „Dinosaurier“ Zeitung, Radio und Fernsehen, die historisch für das analoge Medienzeitalter stehen, senden bzw. kommunizieren längst digital, betreiben netzbasierte Ableger, und nutzen digitale Plattformen wie Twitter und Facebook, um ihr Publikum zu binden und Interaktivitätspotenziale anzuzeigen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Spektrums der Kommunikationsformen sieht es nicht anders aus. Natürlich gibt es weiterhin die kopräsente, nicht technisch-medial vermittelte Kommunikation. Denken wir jedoch an Videofonieanbieter wie Skype oder Instant-Messaging-Plattformen wie WhatsApp, wird deutlich, dass auch ein beträchtlicher Teil der interpersonalen Kommunikation heute digital vonstatten geht. Und selbst wenn wir ohne Messenger-, Videochat- und Netzwerkdienst in Beziehung treten, sind die in digitalen Medien aufgeschichteten Inhalte und Kommunikationssedimente häufig ein wesentlicher Bezugspunkt.

Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf die *Mediatisierung der sozialen Beziehungen* durch digitale Medien in zeitlicher Hinsicht. Diese Mediatisierung könnte im Prinzip auf ganz unterschiedliche Weise erfolgen. Faktisch wird sie dominiert von einigen großen Dienstleistern, die zunehmend auch das klassische Telefonieren in ihr Funktionsspektrum eingemeinden. Private Firmenmarken wie Facebook, WhatsApp, Instagram (alle drei konzentriert in der Facebook Inc.) oder Snapchat und TikTok vermitteln im Wortsinn unsere Beziehungen zur Umwelt. Mit ihren Plattformen und Apps sind wir mit der Welt verbunden – mit Freund*innen, Angehörigen, Bekannten, Kolleg*innen und Fremden, aber auch mit Marken, Vereinen, Medienhäusern, Parteien usw. All diese Akteur*innen versuchen ihrerseits, über diese Plattformen (Ver-)Bindung zu uns herzustellen. Phänomenologisch be-

trachtet steht jede*r von uns im Mittelpunkt vielfältiger Netzwerke, die sich um uns gruppieren. In all diesen Netzwerken wird kommuniziert. Die kommunizierenden Akteur*innen sind Individuen und Kollektive bzw. ihre medialen Personae oder auch technische Akteure wie Bots. Wenig überraschend verändert diese mediatisierte Eingebundenheit durch digitale Kommunikation Alltagsrhythmen, Zeiterleben und zeitbezogene Lebensführungsmuster.

Medien und Zeit sind in der Kulturgeschichte eng miteinander verwoben. Schon das Medium Zeitung und später die elektronischen Massenmedien waren wichtige *soziale Zeitgeber*. Eingebettet in Alltags- und Nutzungsroutinen hatten sie im Tagesablauf ihre Zeiten und forderten diese ein. Die Medien- und Kommunikationswissenschaftlerin Irene Neverla verknüpft in ihren Arbeiten Erkenntnisse zur kulturhistorischen Zeitordnung mit der Geschichte der Medienentwicklung. Blicke man primär auf ihre Produktionsbedingungen, so Neverla (2010), durchliefen die (Massen-)Medien seit der Neuzeit eine Entwicklung von der „occasionellen“ Zeitordnung (z.B. Flugblätter) über die „zyklische“ bzw. periodische Zeitordnung (Zeitschrift und Zeitung im 19. Jahrhundert) hin zur „abstrakt-linearen Zeitordnung“ der elektronischen Medien Funk, Fernsehen und Internet. Abstrakt und linear meine hierbei, dass die letztgenannten Medien dem Prinzip nach „weder Anfang noch Ende [kennen], weder Pausen noch Unterbrechungen, keine Transport- und Vertriebszeiten und kaum noch Wartungszeiten, wie sie für die Printmedien noch notwendig waren“ (ebd.: 190). Was sich in diesem Gedankenbogen andeutet, ist ein Leitmotiv in Medientheorie und Mediengeschichte: Die Produktionsbedingungen und die Logistik der Distribution medialer Kommunikation unterliegen ebenso einer *Beschleunigung* wie sie diese evozieren. Oder kurz und knapp: Immer mehr Information kann immer schneller und „gleichzeitiger“ verbreitet werden. In der digitalen Kommunikation findet diese Steigerungslogik ihren vorläufigen Höhepunkt. Wir sollten die Beschleunigungsrhetorik aber auch nicht überstrapazieren. Dazu weiter unten.

Unter den Medientheoretikern kommt Paul Virilio als (selbsternanntem) Begründer der „Dromologie“, der Wissenschaft der Geschwindigkeit, eine zeittheoretisch herausgehobene Bedeutung zu. Viele seiner Visionen wirken, sofern man seinen Hang zum Untergangsszenario teilt, erstaunlich aktuell. 1990 veröffentlichte er seinen berühmten Essay *Rasender Stillstand* (Virilio 1997). Grundton dieser Schrift: Wo zunächst die Transportrevolution den Raum zerstörte, wirbeln die modernen Telekommunikationsmedien das Zeiterleben durcheinander. Der französische Philosoph beschwört das heraufziehende „Zeitalter der intensiven Zeit“: Wenn alles simultan erscheine und audiovisuell nach Hause komme, trete der Mensch rastlos und ohnmächtig auf der Stelle. Als Virilio seinen Essay veröffentlichte, stand das World Wide Web gerade noch am Anfang. Die Diskurse, die wir seit der Jahrtausendwende um digitale Medien führen, mittels derer nicht nur Jugendliche „al-

ways on“ und „permanent vernetzt“ sind (vgl. Steinmaurer 2016 zu einer Geschichte mediatisierter Konnektivität), können in mancher Hinsicht als nachträgliche Bestätigung dieser Diagnose gelesen werden.

„*Ein Film zu werden*, das scheint unser gemeinsames Schicksal zu sein“, orakelt Virilio im genannten Essayband. Fünfzehn Jahre nach seiner Vorahnung nahm Facebook den Dienst auf. Seither arbeiten viele Menschen ruhelos an ihren eigenen und den Lebens-Filmen bzw. Text- und Bildströmen der anderen. Mal als Akteur*innen, mal als Zuschauer*innen, mal als Claqueure. Die *Timeline* kann als erste Programmzeitschrift bezeichnet werden, die das Programm nicht vorhersagt, sondern von der Gegenwartsschwelle in die Vergangenheit schreibt. Das ändert allerdings nichts daran, dass wir als digitale Medienveranstalter*innen unserem Publikum verpflichtet sind: „The show must go on.“

Die aktuelle Medienlandschaft macht es uns einfach, argumentativ auf die Geschwindigkeits- und Simulationszüge eines Virilio aufzuspringen: Wir brauchen Zeit für die Bewältigung der Kommunikationsströme, in die wir eingebunden sind. Wir brauchen Fähigkeiten, um mit der Gleichzeitigkeit der Ereignisse und Informationen umzugehen, die auf uns einprasseln. Wir brauchen Zeit für die medien-gerechte Inszenierung unseres eigenen Alltags zum Zwecke seiner Teilbarkeit. Viele Menschen fühlen Stress angesichts dieser zeitlichen Verdichtung und des aus rezi-proken Kommunikationserwartungen resultierenden (Erwartungs-)Drucks. Dennoch ist „Aussteigen“ für die wenigsten eine realistische Option. Wer kann es sich schon leisten, sein Beziehungsnetz hinter sich zu lassen? Digitale Kommunikation mag oft spielerisch und lustig daherkommen. Wahrscheinlich aber war der aus the-rapeutischen Kontexten stammende Begriff der Kommunikations- und Beziehungs-arbeit noch nie so global gültig wie heute.

Wir sind im Zuge der aktiven Nutzung digitaler Medien zudem in *Plattform- und Bewertungslogiken* eingebunden. So rechnen die großen Tech-Firmen mit unserer beschränkten Zeit und Informationsverarbeitungskapazität und prägen mit ihren Rankings von Suchtreffern und mit ihren algorithmisch gesteuerten Hervorhebungs- und Ausblendungspraktiken die Kommunikationsstränge, die uns überhaupt erreichen. Außerdem vermessen und qualifizieren sie die Zeit, die wir zunächst gelebt und dann geteilt haben: „Null Menschen gefällt das?“ – für viele ein Albtraum. Aktivitäten, die sich gegen ihre mediale Aufbereitung verwehren und sich nicht in einen Informations- oder Unterhaltungswert verwandeln lassen, sind aufmerksamkeitsökonomische Verlustgeschäfte. Noch schlimmer ist es, Zeit ungenutzt zu lassen. Ungenutzte Zeit scheint mit dem digitalen Zeitgeist nicht vereinbar. Die letzten Inseln im Meer der digitalen Kommunikation waren die Wege von A nach B sowie die Warte- und Verweilzeiten. Heute macht sich verdächtig, wer sich unterwegs oder im Wartezimmer nicht diszipliniert in sein Display vertieft.

Mit dem Zusammenwachsen von Telefon und Internet ist Virilios rastlose Bewegungslosigkeit ziemlich mobil geworden. Self-Tracking-Applikationen schicken sich an, mit dem Schlaf eine weitere Bastion zu Fall zu bringen, auch diese Zeit der vermessenden Qualifizierung zuzuführen und uns über digitale Kommunikation zurückzuspielen, wie viele Tiefschlafminuten wir hatten und wie weit wir im Minus stehen.

Wir könnten mit der Aufzählung mühelos fortfahren und etwa mit dem Soziologen Hartmut Rosa (2019) den Verlust an Zeit beklagen, die mit Erfahrungen gefüllt sein könnte, die Resonanz ermöglichen. Digitale Kommunikation, so die *medienkritische Quintessenz*, verstärkt zwei Zeitregime: Sie setzt jedermann und jede-frau in das Beschleunigungskarussell, das insbesondere elektronische Medien immer schon angetrieben haben. Und sie rechnet unsere Zeit sekundengenau ab. Plattformen und ihre Displays machen sie vergleichbar als (investierte) Produktionszeit, Verweil- und Feedbackzeit. Die Pflege unserer sozialen Beziehungen wird so unter ein (quasi-)ökonomisches Primat gestellt: „Zeit ist Geld“ gilt nicht mehr nur im Berufsleben.

Ist damit alles gesagt? Zum Glück nicht. Denn zum einen konkurriert das Beschleunigungsnarrativ mit einem anderen und ebenso etablierten Digitalisierungsnarrativ. Und zum anderen konkurrieren alle primär aus der medialen Logik abgeleiteten Thesen mit der sozialen Logik der Praxis und Medienaneignung.

In „analogen Zeiten“ war es Medientheorie gewohnt, sich an Einzelmedien ab-zuarbeiten und diese möglichst trennscharf zueinander in Stellung zu bringen. Eine wichtige Einsicht ist, dass mit der digitalen Repräsentation, Verarbeitung und Ver-netzung von Daten und Informationen Einzelmedien (und ihre Theorien) über kurz oder lang obsolet werden. Zwar gab und gibt es Ansätze, die etwa von einem Com-puter- oder Internetdispositiv sprechen und/oder die Eigenschaften wie Multime-dialität als Charakteristika herausstellen. Wenigstens im starken Wortsinn unterläuft digitale Medientechnik jedoch fixe strukturelle (An-)Ordnungen, Funktionalitäten und Wahrnehmungskonfigurationen, wie man sie noch bei einem Dispositiv Kino oder Radio plausibel machen kann. Die Universalmaschine Computer ist im Ver-bund mit (globalen/lokalen) Datennetzen in der Lage, alle vorangegangenen Ein-zelmedien in sich aufzunehmen, sie zu reproduzieren und neue Ligaturen, Hybride und Legierungen zu produzieren. Digitale Medientechnik scheint in besonderem Maße *plastisch und gestaltbar* zu sein. Für Zeiterleben und medial konstituierte Zeit-ordnungen bedeutet das, dass digitale Kommunikation alle früheren (medialen) Zeit-ordnungen potenziell in sich aufnimmt, diese teils reproduziert, teils zu etwas Neu-em hybridisiert und amalgamiert. Neverla (2002) spricht in diesem Zusammen-hang von *polychronen Zeitordnungen*, die im Wechselspiel mit der sozialen Logik der Praxis und Medienaneignung zu denken sind. Ihre Digitalisierung (allein) be-

deutet nämlich nicht, dass historisch eingespielte Medien- und Kommunikationspraktiken notwendig ihre kulturelle Stabilität verlieren. Wenn wir den Liebsten abends einen Gruß zur guten Nacht schicken, zum Geburtstag gratulieren oder ein frohes, neues Jahr wünschen, folgen wir einer zyklischen und ritualisierten Kommunikation, die mit dem Beschleunigungsnarrativ nicht zu fassen ist. Dominante Kultur erzeugt zudem Gegenkultur. Nur halbironisch greift in Teilen der Bevölkerung die Sehnsucht nach einem „digital detox“ um sich. Es gibt mittlerweile sogar Ablagestationen, die dazu da sind, dass man das Mobiltelefon mal bewusst nicht nutzt.

Der Wandel von Kommunikations- und Medienpraktiken lässt sich also nicht einfach aus den zugeschriebenen Charakteristika digitaler Medialität ableiten, sondern ist das Produkt der sozialen und kulturellen Aneignung von Medien sowie ihrer gesellschaftlichen Institutionalisierung. So betrachtet eröffnet digitale Kommunikation auch neue Möglichkeiten und Freiräume der *Zeitgestaltung*, der *Resonanz-erfahrung* oder auch des (*Wieder-*)*Erlebens vergangener Zeit(en)*: Wir gewinnen Flexibilität und können in einem gewissen Rahmen selbst entscheiden, wann wir etwas anschauen, anhören und wann wir antworten. Termine und Verabredungen können gerade im Privaten flüssiger und situativer gestaltet werden. Digitale Medien geben uns die Möglichkeit, signifikante Erfahrungen im Hier und Jetzt synchron präsent zu machen und mit denen zu teilen, die, aus welchen Gründen auch immer, in diesem Moment nicht bei uns sind. Diese Form der Gleichzeitigkeit ist weder per se eine kognitive Überforderung der Wahrnehmung noch ein Mangel an Präsenz in der „primären“ Situation vor Ort (diese Differenz ist überholt). Sie ist eine neue Form *verteilter Präsenz* und eines *Zeiterlebens*, das sich nicht mehr nur chronologisch (erst-dann-...), sondern auch diachronisch ausdifferenziert (jetzt-parallel-auch-...). Vielleicht ist es gerade die Eingebundenheit in die gemeinsam im sozialen Netzwerk erzeugten Text- und Bildströme, die in der mobilen Gesellschaft und angesichts multilokaler Lebensführungsmuster Menschen heute Halt und „ontologische Sicherheit“ vermittelt (vgl. Reißmann 2014). Wie wichtig mithin die zeitlich synchrone Koordination paralleler Handlungen und Ereignisse ist, zeigt die Nutzung digitaler Medien in repressiven und autoritären Staaten, etwa im Kontext von Demonstrationen und Aufständen. Aber das wäre ein Thema für sich. Ebenso eröffnet die Vermessung der Zeit über Trackingpraktiken Formen der Sinnhaftigkeit, die über eine rein numerisch-vergleichende Selbstoptimierung hinausgehen. Daten sind immer auch potenzielle Reflexionsanlässe.

Zu guter Letzt: Zeitgestaltung durch digitale Kommunikation erschöpft sich nicht im Gegenwartsbezug. In ihrer Gesamtheit erzeugen Video- und Materialplattformen wie YouTube oder Musik-Streamingdienste wie Spotify riesige Kulturarchive. Und wenn diese Einbindung finden, bspw. in Facebook-Gruppen, konstitu-

ieren sich *Erinnerungsräume*, in denen individuelle und kollektive Vergangenheit („Die 80er“, „Leben in der DDR“ usw.) nicht nur repräsentiert, sondern kommunikativ verhandelt werden (vgl. Menke 2019). Im Grunde aber bietet schon jede beliebige Profildseite das Potenzial der Begegnung mit dem vergangenen Selbst. Wir müssen nur herunterscrollen.

Sowohl das globale Lamento als auch die Flucht in die medienökologische Esoterik der Abstinenz verdecken also die Vielfalt des Zeiterlebens durch und in digitale/r Kommunikation. So wichtig die aus ihnen abgeleitete Kritik für das Problembewusstsein ist, Technik- und Geschwindigkeitsdeterminismus, Vermessungs- und Zeitoptimierungspostulate greifen zu kurz.

Wolfgang Reißmann

LITERATUR

- Menke, M. (2019): Mediennostalgie in digitalen Öffentlichkeiten. Zum kollektiven Umgang mit Medien- und Gesellschaftswandel. Köln: Herbert von Halem.
- Neverla, I. (2002): Die polychrone Gesellschaft und ihre Medien. In: *medien & zeit*, Jg. 17, Heft 4, S. 46-52.
- Neverla, I. (2010): Medien als soziale Zeitgeber im Alltag. Ein Beitrag zur kultursoziologischen Wirkungsforschung. In: Hartmann, M./Hepp, A. (Hg.): *Die Mediatisierung der Alltagswelt*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S.183-194.
- Reißmann, W. (2014): Vom „home mode“ zum „image stream“? Domestizierungstheoretische Überlegungen zum Wandel privater Bildpraxis. In: *Studies in Communication Sciences*, Jg. 14, Heft 2, S. 121-128.
- Rosa, H. (2019): *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung* (2. Auflage). Berlin: Suhrkamp.
- Steinmaurer, T. (2016): *Permanent vernetzt. Zur Theorie und Geschichte der Mediatisierung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Virilio, P. (1997): *Rasender Stillstand. Essay*. Frankfurt am Main: Fischer.

Erinnern

Nicht nur in unserem Alltagsverständnis begreifen wir das Gedächtnis mit Hilfe von Bildern und Metaphern. Darunter fallen z.B. Vorstellungen vom Gedächtnis als Speicher, Bibliothek und Archiv oder eine Reihe von Bildern, die den Umstand des zeitweiligen Vergessens veranschaulichen sollen: Man hat dann ein Gedächtnis wie ein Sieb, muss im Gedächtnis kramen, ist momentan unaufgeräumt oder sucht nach etwas, das dem Gedächtnis gerade entfallen ist.

Da sich das Gedächtnis nicht direkt beobachten lässt, kommt solchen Metaphern eine wichtige Rolle zu. Sie eröffnen zuallererst den Zugang zu diesem Phänomen, wie die Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann schreibt. Metaphern prägen unsere Vorstellung vom Gedächtnis dabei auf weitreichende Weise: „Die Frage nach Gedächtnis-Bildern wird damit zugleich zur Frage nach unterschiedlichen Gedächtnismodellen, ihren Kontexten, Bedürfnissen, Sinnfigurationen“ (Assmann 1996: 16). Wird das Gedächtnis als Speicher, Bibliothek oder Archiv vorgestellt, imaginiert man es als löchriges Sieb oder unaufgeräumte Rumpelkammer, dann steckt hinter diesen Bildern immer die Idee eines mehr oder weniger geordneten und ausgedehnten Raums, aus dem Gedächtnisinhalte – die Erinnerungen – prinzipiell hervorgeholt und wieder abgelegt werden können.

Die Gedächtnismetapher des Raums bzw. die Vorstellung des Gedächtnisses als Speicher stößt jedoch schnell an ihre Grenzen. Dies lässt sich gut am Beispiel von Liebeskummer verdeutlichen: Findet eine Liebesbeziehung ihr Ende, kann die Erinnerung daran in der unmittelbaren Zeit danach schmerzhaft sein und das einst erlebte oder erhoffte Beziehungsglück in einem eher dunklen Licht erscheinen. Mit der Zeit jedoch werden der Trennungsschmerz und die Enttäuschung verblasen, sodass in der Folge die schönen Seiten der mittlerweile länger zurückliegenden Beziehung wieder zum Vorschein kommen oder aber die Einsicht einkehrt, dass es doch sein Gutes hatte, wie es letztlich (nicht) gelaufen ist. Und eines Tages erinnern wir uns womöglich gar nicht mehr an diese Episode in unserem Leben.

Die zeitliche Distanz zum Geschehen führt somit zu einer veränderten Erinnerung an die Vergangenheit. Unsere Gefühle und Emotionen sind andere, unser so-

ziales Umfeld ist nicht mehr dasselbe, und wir haben zugleich mit anderen Herausforderungen und Aufgaben zu tun, die unseren aktuellen Alltag bestimmen. Nicht nur unser Standpunkt in der Zeit, unser zeitliches Dasein wandelt sich, sondern auch unsere Wahrnehmung und unsere Perspektive auf die Vergangenheit. Der Soziologe Maurice Halbwachs (1877-1945), ein Schüler Émile Durkheims und einer der Klassiker der Soziologie und Kulturwissenschaft des Gedächtnisses, entfaltet diesen Gedanken an der sozialen Figur der Identität. Es lohnt sich, an dieser Stelle ein etwas längeres Zitat wiederzugeben:

„Wir bewahren aus jeder unserer Lebensepochen einige Erinnerungen, die wir immer wieder reproduzieren, und durch diese hindurch hält sich wie in einer kontinuierlichen Verkettung das Gefühl unserer Identität. Aber gerade weil es sich um Wiederholungen handelt, weil sie in der Folge in den verschiedenen Lebensabschnitten immer in sehr verschiedene Begriffssysteme eingespannt worden sind, haben sie ihre Form und ihren Aspekt von einst verloren. Es handelt sich nicht um die intakten Wirbel fossiler Tiere, die es als solche gestatteten, das Lebewesen zu rekonstruieren, dessen Teile sie vordem waren; man würde sie eher mit den Steinen vergleichen, die man in bestimmten romanischen Gebäuden verbaut findet, und die als Baumaterial in sehr alte Bauwerke eingegangen sind, die ihr Alter nur durch die vagen Spuren alter Schriftzeichen verraten, was weder ihre Form noch ihr Aussehen erraten lassen würde.“ (Halbwachs 2006: 132)

Das, was wir als Gegenwart wahrnehmen und empfinden, stellt lediglich einen kleinen Ausschnitt aus dem Fluss der Zeit dar. Dieser Ausschnitt ist ständig im Wandel begriffen – und damit kann auch kein Bild, das wir uns in einer nur kurz dauernden Gegenwart von der Vergangenheit machen, jemals gleichbleiben. Selbst die Erinnerungen, die für uns aufs Engste mit unserer Identität verbunden sind und denen wir eine umfassende zeitliche Stabilität zuschreiben, stellen keine im Gedächtnis abgespeicherten Inhalte dar. Sie müssen mit jeder biografischen Erzählung und mit jedem Nachdenken darüber, was uns als Individuum ausmacht, anhand der uns momentan zur Verfügung stehenden Spuren neu erschaffen werden.

Damit ist klar, dass der in der Gegenwart angesiedelte Akt des Erinnerns keine originalgetreue Rekonstruktion der Vergangenheit „so wie sie war“, keine Wiederholung im wortwörtlichen Sinne ist – auch jenseits der Frage nach unserer Identität. Denn immer, wenn wir uns erinnern, konstruieren und re-imaginieren wir die Vergangenheit „aus der Sicht des neuen Problems von heute“, wie der Sozialphilosoph George Herbert Mead (1987: 345) dies aus der Perspektive des Pragmatismus formuliert hat. Sprechen wir von Erinnerungen, dann sprechen wir von selektiven, aus der Gegenwart heraus gewonnenen Vergangenheits(re)konstruktionen, die zwar nicht beliebig sind, die Primärerfahrung des vormalig Erlebten aber nur noch schemenhaft in sich tragen. Selektiv ist nicht nur das Erinnern an ein Ereignis, das sich

an aktuellen Zuständen und Kontexten des Individuums entzündet, sondern auch das vorgelagerte Wahrnehmen und Erleben des Ereignisses. Wir nehmen nie alle Details eines Ereignisses wahr, da uns zum einen erlernte Schemata und Wahrnehmungsmuster dabei helfen, die Komplexität dessen, was uns und unseren Sinnen fortlaufend widerfährt, zu reduzieren, und zum anderen aktuelle, z.B. kognitive und leiblich-affektive Zustände unser Wahrnehmen und Erleben beeinflussen.

Auch wenn in der frühen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Erinnern ab dem Ende des 19. Jahrhunderts physiologische und psychologische Perspektiven wegweisend waren, ist nicht zuletzt seit dem Aufkommen der sozialwissenschaftlichen *Memory Studies* in den 1980er und 90er Jahren klar, dass Prozesse des Erinnerns immer auch soziale Prozesse sind (vgl. Dimbath/Heinlein 2015). Mit dem Sozialphänomenologen Alfred Schütz gesprochen, wird das Erinnern von der sozialen Vorwelt und Umwelt des Individuums und den sozialen Gruppen, denen es angehört, mitbestimmt. Wie wir uns erinnern und woran wir uns erinnern, ist demnach – neben der grundlegenden Fundierung des Erinnerns durch Sprache – abhängig davon, in welche sozialen Kreise wir eingebunden sind. Man kann dies auch als unhintergehbare *Sozialität des Erinnerns* bezeichnen.

Auf den ersten Blick einsichtig ist, dass nicht alle sozialen Beziehungen, die wir pflegen, in gleicher Weise unser Erinnern zu strukturieren vermögen. Bestimmte soziale Kreise werden für einige Menschen eine höhere Verbindlichkeit und Stabilität aufweisen als andere. Auf der Hand liegt dies wohl für den unmittelbaren sozialen Nahbereich, wie sie etwa die Familie und der Freundeskreis darstellen. Zugleich erscheint dieses Argument auch für höherstufige Sozialformen wie die Generation, die Nation oder – mit Blick auf die kosmopolitische Erinnerung – die „Welt“ – plausibel, bei denen unsere Zugehörigkeit nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern vermittelt durch Symbole, Diskurse und Medien hergestellt und erfahrbar wird.

Unsere gelebte und empfundene Zugehörigkeit steht also mit unserem Erinnern in einer engen Beziehung, die sich bei genauerem Hinsehen als ein unmittelbares Bedingungs- und Wechselverhältnis beschreiben lässt: Unser Erinnern hängt einerseits von unserer Zugehörigkeit ab, andererseits erinnern wir uns aber auch, um an Gruppen und symbolischen Gemeinschaften teilzuhaben und dazuzugehören. Indem wir uns allein oder gemeinsam erinnern, entfalten und stabilisieren wir für uns und für andere eine soziale Identität, die uns mit anderen verbindet. In der Soziologie und der Kulturwissenschaft haben sich dafür die Begriffe der kollektiven Identität und des kollektiven Gedächtnisses etabliert, die darauf verweisen, dass auch Gruppen und höherstufige Sozialformen eine Identität haben und diese pflegen, indem sie sich u.a. mit Hilfe sozialer Nahräume und die Dauer der Gegenwart überschreitender Medien erinnern (vgl. Heinlein 2010).

Begreift man Erinnern als einen *intentionalen* Prozess bzw. eine absichtsvolle Handlung, dann bedeutet dies, dass wir bewusst auf zum Teil weit zurückliegende Erfahrungen zurückgreifen und diese unter den Bedingungen und Bedürfnissen der Gegenwart in selektiver Weise (re-)konstruieren. Die jeweilige Form und der Zweck des bewussten Erinnerns lassen sich heuristisch zwischen den Polen des *instrumentellen* und des *eskapistischen* Erinnerns verorten:

Im ersten Fall geht es darum, sich vergangenen Erfahrungen zuzuwenden, um gegenwärtige Probleme und Herausforderungen zu bewältigen und auf die Zukunft gerichtete Handlungsoptionen zu erschließen. Wir kennen dies etwa, wenn wir wissen, dass wir nach längerer Zeit wieder einer mündlichen Prüfungssituation ausgesetzt sein werden, und wir über unsere bisherigen Prüfungserfahrungen nachdenken, um daraus angemessene Verhaltensmodelle für eine erfolgreiche Prüfung abzuleiten. Im zweiten Fall steht das Hervorrufen von Emotionen durch entsprechende Erinnerungen im Vordergrund. In der Regel wenden wir uns dabei positiven Erfahrungen zu, um in diesen zu schwelgen oder einer als unangenehm empfundenen gegenwärtigen Situation gleichsam zu entkommen. Als Beispiel für Letzteres mag der schmerzhafteste Zahnarztbesuch gelten, von dem wir uns durch die Erinnerung an unseren letzten Sommertag am See mit unserer Familie ablenken. Sollten wir öfter in solche Situationen kommen, mag es durchaus sein, dass wir immer wieder die gleichen Erinnerungsorte aufsuchen, um Zuflucht vor einer für den Moment unerträglichen Gegenwart zu finden. Aber auch hier gilt: Diese Erinnerungen repräsentieren niemals die gleichen Bilder der Vergangenheit, sondern müssen aktiv unter je anderen Bedingungen erschaffen werden.

Auch wenn Erinnerungen keine unmittelbaren Wiederholungen der Vergangenheit sind, haben wir in bestimmten Bereichen soziale, kulturelle und technische Strukturen geschaffen, um zumindest eine *Wiederholbarkeit des Erinnerns* zu ermöglichen. Diese Strukturen unterscheiden sich unter anderem hinsichtlich ihrer Reichweite, ihres Formalisierungsgrads und ihrer Verbindlichkeit. Zudem spielen, wie etwa Mahnmale oder die Fotografie zeigen, die Materialität und die Medialität von externalisierten Gedächtnisträgern eine wesentliche Rolle: Unser digitaler Kalender erinnert uns daran, dass wir einen Eintrag für einen wichtigen Termin gemacht haben, der in 15 Minuten stattfindet; Abiturtreffen gehen mit Erzählungen von Geschehnissen aus der Schulzeit einher, an die wir uns alleine vielleicht nicht mehr, mit Sicherheit aber nicht mehr so gut erinnert hätten; Gedenk- und Feiertage rufen uns Ereignisse ins Gedächtnis, die wichtige Eckpfeiler des öffentlichen Erinnerns markieren. Wie Harald Welzer mit seinem Forscher*innenteam in der Studie *Opa war kein Nazi* (Welzer/Moller/Tschugnall 2002) gezeigt hat, weicht das private Erinnern im Kreis der Familie zum Teil jedoch erheblich vom öffentlichen Erinnern an den Nationalsozialismus und den Holocaust ab. Um diese Differenz

zu benennen, haben sie den Begriff des (privaten) „Albums“, das voller emotionaler Kriegs-, Leidens- und Heldengeschichten steckt, dem Begriff des an historischem Wissen orientierten „Lexikons“, das sich mit Krieg, Vernichtung und Ausgrenzung befasst, gegenübergestellt.

Die – nicht nur in diesen Beispielen sichtbare – Verbindung des Erinnerns zum semantisch benennbaren Wissen liegt dabei auf der Hand: Das bewusste Erinnern wird vom Individuum als Erinnern beobachtet und reflektiert und (re-)produziert Inhalte, die nicht nur seinem individuellen Wissen zuzurechnen sind, sondern auch mit dem Wissen der Gesellschaft in einer engen Wechselwirkung stehen, sich an diesem orientieren und dieses bereichern. Das individuelle und das kollektive Erinnern sind damit weder entgegengesetzte Pole noch miteinander konkurrierende Formen des Erinnerns. Vielmehr bedingen und beeinflussen, verändern und verschränken sie sich in jedem Erinnerungsakt aufs Neue und ermöglichen dem Individuum auf diese Weise einen je gegenwärtigen und notwendigerweise selektiven Ausblick auf die Vergangenheit.

Für die Zukunft spannend wird sein, wie sich die zunehmende Einbindung digitaler Technologien in sämtliche Sphären und Bereiche unseres Daseins auf unser Erinnern auswirkt. Dazu gehört zum einen der Themenkomplex „Big Data“ und die damit verbundene Frage, wie Individuen und Gesellschaften mit den enormen Speichermöglichkeiten von Informationen umgehen und welche Folgen damit für das individuelle und kollektive Erinnern verbunden sind. Zum anderen haben wir es bereits jetzt mit Assistenzsystemen zu tun, die auf Künstlicher Intelligenz beruhen, unser Verhalten anhand selbsterzeugter Beobachtungsschemata klassifizieren und aufbauend darauf Entscheidungsempfehlungen geben. Solche Systeme, denen wir im Internet etwa in Form von Chatbots begegnen, die aber auch automatisiert Bewerbungsschreiben analysieren und in Call-Centern eingesetzt werden, um Beschäftigte im Kundengespräch durch Sprachanalyse zu unterstützen, greifen unmittelbar in unsere individuellen Erfahrungs- und Erinnerungsräume ein: Sie lernen anhand für den Menschen nicht mehr überblickbarer Datenmengen und bereiten aufgrund autonom und intransparent ausgebildeter Selektivitäten Entscheidungen vor, die soziale Situationen verändern, Folgen für individuelle Handlungsmöglichkeiten und Chancen haben und das Soziale und die Gesellschaft transformieren können. Was genau dies bedeutet (eine Erweiterung oder Beschränkung unserer Erfahrungs- und Erinnerungsmöglichkeiten etwa), ist zum jetzigen Zeitpunkt noch weitgehend unerforscht – für die menschengerechte Gestaltung digitaler Assistenztechnologien jedoch von großer Bedeutung.

Michael Heinlein

LITERATUR

- Assmann, A. (1996): Zur Metaphorik der Erinnerung. In: Hemken, K.-U. (Hg.): Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst. Leipzig: Reclam, S. 16-46.
- Dimbath, O./Heinlein, M. (2015): Gedächtnissoziologie. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Halbwachs, M. (2006): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heinlein, M. (2010): Die Erfindung der Erinnerung. Deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Mead, G. H. (1987): Das Wesen der Vergangenheit. In: Joas, H. (Hg.): George H. Mead. Gesammelte Aufsätze, Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 337-346.
- Welzer, H./Moller, S./Tschugnall, M. (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer.

Familie

Der familiäre Wandel ist seit den 1980er Jahren ein immer wieder aufgegriffenes Thema innerhalb der Soziologie der Familie und ihrer Nachbardisziplinen. Der relative Verlust der Monopolstellung des bürgerlichen Familienmodells, die strukturelle Pluralität der Familienformen und die damit einhergehende Verschiebung im Spektrum von traditionellen hin zu alternativen Lebensformen sowie die sich zumindest andeutenden Wandlungen in den innerfamilialen Geschlechter- und Generationenbeziehungen (Jurczyk/Klinkhardt 2014) werden in diesen Debatten einerseits theoretisch zu erklären versucht, andererseits hinsichtlich der möglichen Effekte auf Individuen, Lebensformen und die gesamte Gesellschaft untersucht. Relativ prominent sind Verlust- bzw. Krisentheorien, welche die neuen Lebensformen als eher „wohlbefindensabträglich“ ansehen. Andere wiederum verstehen differenzierte Formen von Familie und alltäglicher Lebensführung als Anpassungen an sich massiv verändernde Lebensbedingungen – Anpassungen, die aber nicht alleine von den gesellschaftlichen Systemen aufoktroyiert werden, sondern durchaus auch als Elemente autonomer Wahlakte und Präferenzen sowie konkreter Praktiken der Familienmitglieder gewertet werden können. Alle diese Prozesse – also Pluralisierung, Differenzierung, Anpassung – sind mehrfach temporal konnotiert: Sie greifen in bestimmten historischen Perioden, bestimmen mehr oder weniger feingliedrig über typische Familienbiografien und gestatten bzw. erschweren bestimmte Muster der familialen Lebensführung.

Darüber hinaus stehen die zeitlichen Ressourcen von Familien und Familienakteuren im Schnittpunkt handfester gesellschaftlicher Interessen und sie begleiten die Diskurse. Große Aufmerksamkeit finden seit etlichen Jahren die Konsequenzen sozialer und technologischer Beschleunigungen für den Alltag von Familie und die Einschätzungen der Qualität zeitgenössischen Familienlebens. Ebenfalls ranken sich umfangreiche Auseinandersetzungen um die – ökonomisch formuliert – „Allokationsstrategien“ von individueller und gemeinsamer Familienzeit (Boll 2018). Dies geschieht oftmals vor der Folie impliziter normativer Vorstellungen von richtigen und guten Zeitverwendungsmustern (Lange 2014). Beide Diskursstränge, also

der Beschleunigungs- wie der Allokationsdiskurs, sind aufgrund ihrer jeweiligen Diagnosen auch gekoppelt an eine Reihe von Überlegungen zur „Verbesserung“ bzw. Optimierung der Verhältnisse von Familie und Zeit – bis hin zu Anstrengungen einer systematischen Zeitpolitik für Familien bzw. der Adressierung von Familie als verantwortliche Instanz für bestimmte Erziehungs- und Bildungsleistungen, die für das gesellschaftliche Funktionieren in einer Wissensgesellschaft als unerlässlich angesehen werden.

Die angedeuteten komplexen Bedingungsbeziehungen werden im Folgenden konkretisiert, indem in einem ersten Schritt analytisch die Bedeutung temporaler Strukturen und Relationen für die Konstituierung von Familienalltag gerahmt wird, bevor dann die Wechselwirkung von privaten Lebensformen und Erwerbsarbeit in Zeiten der Entgrenzung näher beleuchtet wird. Die Ansprüche an Familienzeit aus Sicht des Betreuungs- und Bildungssystems werden abschließend behandelt.

Spezielle, gewissermaßen exklusiv reservierte Familienzeiten sind nicht selbstverständlich, sondern historisch entstanden durch den Bedeutungsgewinn des Bürgertums im Gefüge von Sozialstruktur und Kultur. Die Auslagerung der Produktion weg vom Haus hin zum außerhalb liegenden Arbeitsplatz war dafür eine grundlegende Bedingung. Ebenfalls entscheidend waren die neuen normativen Formate für die Beziehungen zwischen den Ehepartnern sowie zwischen Eltern und Kindern. Nur im Rahmen als emotional und intim ausgewiesener, für die Identität und Entwicklung der Kinder als auch der Eltern als essentiell angesehenen Beziehungen kann sich eine Vorstellung von definierten und relevanten Zeitquanten für das gemeinsame Gespräch, für Spiel und Geselligkeit breitflächig im Alltag etablieren. Im Zuge des „cocooning“ der Familie wurden zudem spezifische symbolisch aufgeladene Zeitmarker exklusiv in die Familie hineinverlagert. Zu denken ist dabei an die gemeinsamen Mahlzeiten und die Geburtstage der Familienmitglieder. Familien haben sich also in der bürgerlichen Epoche gleichsam auch über die Etablierung eines eigenen, durchaus differenzierten familialen Zeitkosmos selbst konstituiert. Zudem haben sie sich zumindest partiell abgekoppelt von anderen Zeitordnungen – aber nur partiell, weil auch die autonomen Familien abhängig sind vom Input anderer gesellschaftlicher Systeme und damit von deren temporalen Eigenlogiken.

Zeitgenössische Familien führen diese Linie der relativen Autonomie und partiellen Abhängigkeit unter grundlegend veränderten gesellschaftlichen Makro- und Mesobedingungen fort. Aufgrund der gegenüber der traditionellen Moderne stattgefundenen Multiplizierung von Systembezügen – Bildungssystem, Betreuungssystem, Erwerbssystem, Konsum-/Wirtschaftssystem, Mediensystem, Populärkultursystem – wird die Herstellung von gemeinsamen Familienzeiten zu einer an-

spruchsvollen Aufgabe der Synchronisierung und Koordination der individuellen Zeittrajektorien der Familienmitglieder und der jeweils relevanten Systembezüge. Die gemeinsamen oder auch partiell gemeinsamen Familienzeiten (Paarzeiten; Zeiten zwischen einem Elternteil und einem Kind etc.) wiederum sind wertvoll für die Familien wie auch für die Gesellschaft, weil sich hier ein nicht unerheblicher Anteil der Leistungsproduktion der Familien für die Gesellschaft insgesamt und für einzelne gesellschaftlichen Teilsysteme, wie bspw. das Wirtschafts- und Bildungssystem, vollzieht. Regelmäßig dokumentieren standardisierte Umfragen und qualitative Sondierungen, dass ein nicht geringer Teil insbesondere von Müttern, Vätern und auch Kindern nicht vollständig zufrieden ist mit dem Maß an gemeinsamer oder partiell gemeinsamer Familienzeit (Lange 2006). Die inhaltliche Ausfüllung der Familienzeiten wiederum orientiert sich vermehrt an den Imperativen des Mediensystems mit seiner Logik des Spektakulären, Außergewöhnlichen (Kellner-Zotz 2018) im Sinne einer sich immer weiter nach oben drehenden Spirale der Eventisierung des Familienlebens – beispielhaft nachvollziehbar an Kindergeburtstagen und Hochzeiten, deren temporale Logik einer immer strikteren erlebnisbezogenen Interpunktierung und dramatisierenden Steigerung der Erlebnisqualitäten folgt.

Mit Coser (2015) sind sowohl Familie als auch die Erwerbsarbeit „zeitgierige“ Institutionen und „sehnen“ sich gewissermaßen nach der möglichst starken temporalen Inklusion ihrer Mitglieder in ihr Eigensystem. Mag man dieser Sicht der Dinge noch auf einer abstrakt-analytischen Ebene zustimmen, so ist doch auf die unterschiedlichen Macht- und Durchsetzungschancen einer solchen systemischen Zeitgier hinzuweisen. Wir leben in einer historischen Epoche, in der das neoliberale Primat marktbezogener Produktion und Konsumption die wesentlich stärkeren Zeitforderungsimpulse setzen kann als andere Systeme und Akteure. Mütter und Väter erfahren dies individuell, branchen- und qualifizierungsbedingt, als mehr oder weniger intensive Konflikte zwischen Arbeitsplatz und Familie. Familienpolitik heute bemüht sich an dieser Stelle mittlerweile darum, eine Vielzahl moderierender Maßnahmen zur Linderung der Zeitnot in Unternehmen und Betrieben zu initiieren, implementiert aber auch in großen eigenen Initiativen wie der Elternzeit ein solches Ansinnen. Lange als zeitpolitische Wunderwaffen gepriesene Instrumente wie Arbeitszeitflexibilisierung und Home-Office haben sich nun als nicht immer zielführend erwiesen (Lott 2019). Aber auch jenseits einer akribischen Evaluation der einzelnen zeitpolitischen Maßnahmen der Familienpolitik sollte der subtile Verweisungszusammenhang von Erwerbsarbeit, Familienarbeit und individueller Selbstverwirklichung nicht unterschlagen werden: Stichwörter wie „Subjektivierung der Arbeit“ als individueller Selbstrelevanzzuschreibung des Jobs und „Entgrenzung von Arbeit und Leben“ deuten an, dass es nicht alleine die Interessen der

Arbeitswelt sind, die zu hohen Arbeitsintensitäten und langen Arbeitszeiten führen, und auch nicht alleine das Interesse am „Familienlohn“. Vielmehr vollziehen empirische Arbeiten nach, wie die neuen Normen der individuellen Leistungserbringung im Feld der Erwerbsarbeit auch von Familienvätern und Familienmüttern teils selbst gewählt sind und so zur eingeschränkten Verfügbarkeit von Familienzeit und damit erlebten Einbußen der Lebensqualität beiträgt. Dass Optimierungstendenzen sich auf immer mehr Lebensbereiche ausweiten, kann dann dazu beitragen, dass effizienzorientierte Logiken, aber auch Überforderungserleben und Stress zusehends als Normalität angesehen werden – nicht zuletzt auch mit Auswirkungen auf die Sozialisation der nachfolgenden Generation: „Dabei werden die hohen Eigenansprüche verstärkt auch auf die nachfolgende Generation übertragen: der von der Hälfte der Befragten geäußerte Wunsch, ihr Kind möge bereits von Beginn an zu den Besten gehören, korreliert mit hohen selbstbezogenen Perfektionsansprüchen und Selbstwirksamkeitserfahrungen, einer erhöhten Angst vor dem persönlichen Versagen sowie einer grundsätzlich starken instrumentellen Orientierung in Beziehungen.“ (King u.a. 2018: 237)

Der verwertungsorientierte Zugriff auf die Familienzeiten betrifft damit keineswegs mehr nur die Eltern bzw. die Erwachsenen in der Familie. Da sich im Schlepptau des neoliberalen Aktivierungsstaates auch ein neues Verständnis von Bildung ergeben hat, das vor allem sozialpolitische Unternehmungen zur Verringerung des wirtschaftlichen Risikos von Arbeitslosigkeit beinhaltet, wird Familie immer stärker als Bildungsort und Bildungswelt verstanden und hinsichtlich der Bildungsergebnisse der Heranwachsenden in den Blick genommen. Dabei sind es bevorzugt Familien aus sozial schwachen Milieus und Familien mit Migrationshintergrund, die „unter Beobachtung“ stehen. Gefordert werden von unterschiedlichen Akteuren aus dem Politik-, Wirtschafts- und Bildungssystem wertvolle, bildungsbezogene Aktivitäten in der Familie sowie elterliches Investment in schulische und andere bildungsorientierte Unternehmungen. Besonders Zeitdruck sind in dieser Hinsicht Mütter ausgesetzt, die heute erwerbstätig und in den Zeitlücken, die das Bildungssystem lässt, gleichzeitig für die Erziehung und Bildung der Kinder verantwortlich sein sollen. Wie mit diesen Anforderungen umgegangen wird, ist ein interessantes Thema zukünftiger Forschungen, die im Sinne von Hildenbrand (2009) das zeitliche Autonomiestreben der Familien mit den externen Zwängen der eigenlogischen und dynamischen Systeme der spätmodernen Gesellschaft relationieren sollten.

Andreas Lange

LITERATUR

- Boll, C. (2018). Die Familie aus der Perspektive der Wirtschaftswissenschaften. In: Wonneberger, A./Weidmann, K./Stelzig-Willutzki, S. (Hg.): Familienwissenschaften. Grundlagen und Überblick. Wiesbaden: Springer VS, S. 315-349.
- Coser, L. A. (2015): Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hildenbrand, B. (2009): Familie und Beschleunigung. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Jg. 10, Heft 2, S. 265-281.
- Jurczyk, K./Klinkhardt, J. (2014): Vater, Mutter, Kind? Acht Trends in Familien, die Politik heute kennen sollte. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Kellner-Zotz, B. (2018): Das Aufmerksamkeitsregime – Wenn Liebe Zuschauer braucht. Eine qualitative Untersuchung zur Medialisierung des Systems Familie. Leipzig: Vistas.
- King, V./Gerisch, B./Rosa, H./Schreiber, J./Salfeld, B. (2018): Überforderung als neue Normalität. Widersprüche optimierender Lebensführung. In: Fuchs, T./Iwer, L./Micali, S. (Hg.): Das überforderte Subjekt. Zeitdiagnosen einer beschleunigten Gesellschaft. Berlin: Suhrkamp, S. 217-257.
- Lange, A. (2006). Arbeits- und Familienzeiten aus Kinderperspektive. In: Bertram, H./Krüger, H./Spieß, K. C. (Hg.): Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung. Opladen: Barbara Budrich, S. 125-143.
- Lange, A. (2014): Familienzeiten als Ressource: Vorstellungen und Realitäten. In: Jurczyk, K./Lange, A./Thiessen, B. (Hg.): Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist. Weinheim: Beltz Juventa, S. 128-143.
- Lange, A./Thiessen, B. (2018): Eltern als Bildungscoaches? Kritische Anmerkungen aus intersektionalen Perspektiven. In: Jergus, K./Krüger, O./Roch, Anna (Hg.): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 273-293.
- Lott, Y. (2019): Weniger Arbeit, mehr Freizeit? Wofür Mütter und Väter flexible Arbeitszeiten nutzen. WSI Report Nr. 47. Düsseldorf: Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI).

Familiengründung

Es gibt im Leben eines Menschen nur wenige Ereignisse, die eine ähnlich fundamentale Bedeutung haben wie die Gründung einer eigenen Familie. Vater oder Mutter zu werden – die „Geburt der Eltern“ – ist eine tiefgreifende Veränderung der eigenen Identität und sie markiert den Übergang in eine völlig neue Lebenssituation. Früher war dieser Übergang zeitlich und sozial eng verbunden mit einer Reihe weiterer Umbrüche von weitreichender lebensgeschichtlicher Bedeutung: Auszug aus dem Elternhaus, Eheschließung und Gründung eines eigenen Familienhaushalts. Selbst die ersten sexuellen Erfahrungen mit dem Ehepartner waren in manchen religiös-moralischen Milieus direkt mit diesem Übergang verknüpft (wie der Ausdruck „Hochzeitsnacht“ anklingen lässt). Dieser Komplex von Geschehnissen, die zur Familiengründung führten, war der endgültige Übergang ins Erwachsenenleben.

Heute sind diese Übergangereignisse weitgehend entkoppelt, lebenszeitlich weit auseinandergesogen: Die erste Liebe führt selten in die Ehe; sexuelle Aktivitäten im Jugendalter führen selten zur Familiengründung. Während die Sexual- und Liebesbiografie heute lebensgeschichtlich früher beginnt als noch in den 1960er Jahren, wurde seither der Übergang in die Elternschaft immer häufiger biografisch verschoben, meist bis nach dem 30. Lebensjahr.

Der Prozess der Familiengründung hat verschiedene zeitliche Dimensionen (1). Unter individueller lebenszeitlicher Perspektive ist das wichtigste Problem der Familiengründung, wann sie stattfinden soll (2). Da für die meisten Menschen eine feste Partnerschaft die beste Voraussetzung für den Übergang in die Elternschaft ist, stellt sich die Frage nach der Synchronisation: Man muss sich auf einen Zeitpunkt einigen können, der für beide Partner in ihre jeweilige Lebensplanung passt – und zu dem beide bereit sind, den radikalen Übergang vom Paar zur Familie zu wagen (3). Mit der Entscheidung zur Elternschaft handelt sich das Paar unvermeidlich das Folgeproblem ein, dass entschieden werden muss, wie die knappe Ressource Zeit zwischen den Partnern neu aufgeteilt wird (4). Bei all diesen Fragen spielen Milieu- und Klassenunterschiede eine Rolle (5). Der Übergang zur Familie verän-

dert Struktur und Bedeutung der Zeit. Bezogen auf die Familie hat sie eine andere subjektive Bedeutung als in anderen Lebensbereichen, etwa der Ökonomie, wo es auf Effizienz und Tempo ankommt (6). Familiengründung ist allerdings für eine wachsende Gruppe der Bevölkerung keine Selbstverständlichkeit mehr, sondern eine Option, die man ablehnen kann; die Folge ist zunehmende Kinderlosigkeit (7).

(1) Bei all diesen Fragen sind unterschiedliche Zeitkonzepte im Spiel. Dabei geht es nicht um die physikalische Zeit (eine Stunde = $1/24$ der täglichen Erdrotation), die uns beim Blick auf die Uhr als äußerlich vorgegebene, unabhängig vom Menschen existierende objektive Realität erscheint. Es geht vielmehr um *soziale* Zeit. Aus der sozialwissenschaftlichen Perspektive ist Zeit ein Mechanismus, der das soziale Leben strukturiert und normativ reguliert. Uhr und Kalender setzen Zäsuren und Markierungen, schaffen Zeitrhythmen, grenzen Ereignisse und Prozesse voneinander ab und machen sie vergleichbar. Zeit koordiniert und synchronisiert soziale Ereignisse und individuelle Aktivitäten von Akteuren, die gemeinsam etwas erreichen wollen. Sobald man nicht mehr alleine ist, sondern sich als Paar versteht, werden immer wieder solche zeitbezogenen Abstimmungsprozesse notwendig. Das reicht von der banalen Alltagsentscheidung, wer noch schnell einkaufen geht, bevor der Laden schließt, bis zur Familienplanung und den damit zusammenhängenden Entscheidungen. Die Uhrzeit ist auch ein Instrument sozialer Kontrolle, man denke nur an die allumfassende Norm der Pünktlichkeit, oder an die Norm der Angemessenheit, wie lange ein bestimmter Vorgang dauern darf. Schließlich ist Zeit eine knappe Ressource, über deren Verteilung, Verwendung und Ausgestaltung genauso gestritten werden kann und verhandelt werden muss wie über die Verteilung und Verwendung von Geld. Wer darf sich ausruhen, wer kümmert sich um das Aufräumen der Wohnung?

Für das Thema Familiengründung ist noch eine weitere Differenzierung von Zeitkonzepten bedeutsam. Während die *Alltagszeit* eher zyklisch strukturiert ist (jeden Tag die gleichen Abläufe zur gleichen Zeit), erlebt man die eigene *Lebenszeit* als linearen, irreversiblen Verlauf, mit der unerfreulichen Gewissheit, dass diese Zeit ein Ende haben wird. Sie ist nach Lebensphasen strukturiert und es geht darum, die Übergänge in die verschiedenen Lebensphasen im richtigen Alter zu vollziehen und die Lebenszeit sinnvoll zu nutzen. Das Ganze wird eingerahmt von der historischen Zeit (*Weltzeit*), die uns ebenso wie die Lebenszeit als linear und unumkehrbar erscheint, aber im Unterschied zur Lebenszeit ist das Ende der Zeit völlig offen. Besonders seit der „Neuzeit“ (seit dem 16. Jahrhundert) ist die Weltzeit als fortschreitend und zukunftsorientiert gedacht; die Gegenwart gilt nun als bloßer Durchgangspunkt in die Zukunft. In Hinblick auf die „Moderne“ (seit dem frühen 19. Jahrhundert) ist von einer *beschleunigten Gesellschaft* die Rede, und mit der sozialen Beschleunigung gerät auch die Lebenszeit entsprechend unter Druck.

Man möchte möglichst viel im Leben erreichen, und der Eindruck von „immer mehr verpassten Optionen“ (Rosa 2008) verfestigt sich. Das bringt Zeitdruck, auch in der Lebenszeitperspektive: Die Ausbildung soll nicht zu lange dauern, die Familiengründung nicht zu spät erfolgen. Zeitliche Normierungen bestimmen das Lebens-tempo.

(2) Die Familiengründung ist zunächst eine Frage der individuellen Lebensplanung. Eine solche Entscheidung muss unter Umständen lange „reifen“, gerade in Zeiten, wo die Gründung einer Familie nicht mehr für alle selbstverständlich ist. In individualisierten Gesellschaften hat die Norm, den eigenen Lebenslauf selbst zu gestalten, hohe Priorität (im Kontrast zu Kulturen, wo sich die Einzelnen streng kontrollierten Übergangsritualen und Regeln unterwerfen müssen, die festlegen, wann eine Person Nachwuchs – für das Kollektiv! – bekommen sollte). Die eigene Entscheidung für eine Ausbildung und einen Beruf, aber auch für eine Beziehung und für einen Partner, der zu einem passt und mit dem oder der man seine eigene Lebensplanung realisieren kann, wird erwartet – und braucht Zeit. Gleichwohl ist die Gründung einer Familie oftmals keine „rationale“ Entscheidung (Burkart 2008). Häufig beginnt der Prozess mit einer ungeplanten Schwangerschaft, gefolgt vom Entscheidungsdruck, ob man das Kind bekommen will oder nicht. Wenn man sich für das Kind entscheidet, beginnt der Prozess des Eltern-Werdens bereits während der Schwangerschaftszeit.

Wesentlich mehr Planung und Entscheidung ist notwendig sowohl bei gleichgeschlechtlichen Paaren als auch bei solchen heterosexuellen Paaren, bei denen es nicht auf „natürliche“ Weise zu einer Schwangerschaft kommt. Homosexuelle Männer müssen eine Frau finden, die das Kind austrägt ohne Anspruch auf soziale Mutterschaft; lesbische Frauen benötigen einen Samenspender. Ungewollt kinderlose heterosexuelle Paare müssen ebenfalls Samenspender oder „Leihmutter“ finden – oder sich für eine Adoption entscheiden.

Im heterosexuellen Normallebenslauf in der Mitte des 20. Jahrhunderts (am deutlichsten ausgeprägt bei den Geburtsjahrgängen der 1930er Jahre, die in den 1950er/60er Jahren ins Familiengründungsalter kamen) war das Muster „Heirat und Familiengründung im frühen Erwachsenenalter“ fast universell verbreitet (Kohli 1985). Demgegenüber haben wir heute eine Situation, in der die Familiengründung nicht mehr selbstverständlich und der biografische Zeitpunkt dafür nicht mehr klar vorgegeben ist. Die Notwendigkeit, sich in dieser Frage zu entscheiden, überfordert viele. Die Entscheidung für ein Kind wird manchmal so lange aufgeschoben, bis es „zu spät“ ist. Auf der anderen Seite ist aber auch eine wachsende Zahl von Personen (überwiegend Frauen) bereit, das Risiko der Elternschaft allein zu tragen, sie nicht von der Existenz einer Paarbeziehung abhängig zu machen. Einelternfamilien machen heute etwa ein Fünftel aller Familien aus.

(3) Für die große Mehrheit aber gilt: Die Lebensplanung des Individuums ist nur eine Seite, Familiengründung ist eine Sache des Paares, bei der zwei Lebenspläne synchronisiert werden müssen. Die Partner müssen gemeinsam entscheiden, wann der „richtige Zeitpunkt“ für beide gegeben ist. Sollen beide zuerst ihre jeweiligen beruflichen Ambitionen verfolgen, bevor sie sich auf den Übergang in die Elternschaft einlassen? Soll wenigstens eine/r soweit sein, dass sie oder er „die Familie versorgen“ kann? Fühlen sich beide der kommenden Aufgaben als Eltern gewachsen – und wollen beide diese gravierende Veränderung der Lebenssituation überhaupt, die Verwandlung des Paares in eine Familie, die gemessen am bisherigen Lebensstil mit erheblichen Einschränkungen verbunden ist und die Stabilität der Partnerschaft auch bedrohen kann? Man hat es mit einem grundlegenden Wandel der persönlichen Identität zu tun: Aus der Lebenspartnerin wird eine Mutter, aus dem Freund wird ein Vater. Das Generationsverhältnis dreht sich um: Die bisherige Identität, geprägt davon, Kind der eigenen Eltern zu sein, rückt in den Hintergrund und wird zu einer Lebensphase, die man hinter sich lässt. Das vor einem liegende Leben ist nun davon geprägt, selbst Eltern von Kindern zu sein. Man muss Verantwortung für andere übernehmen, wie man es bis dahin nicht konnte. Familien erwerben oft Wohneigentum – und werden dadurch auch deutlich immobilier als vorher (Mobilität gilt im Berufsleben heute als wichtige Karrierebedingung).

(4) Eine Frage, die bei der Familiengründung mitgedacht werden sollte, besteht darin, wie die zukünftige Zeitverwendung der Partner neu geregelt sein soll, denn zu den bisherigen Zeiten (für Arbeit, Freizeit, Kontakte mit der Herkunftsfamilie, Verwandtschaft und Freunden, gemeinsame Paar-Zeiten usw.) kommt nun ein neuer Bereich, die eigene Familienzeit, hinzu. Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau (wie auch in einer gleichgeschlechtlichen Partner- und Elternschaft) muss neu geregelt, die knappe Ressource Zeit neu verteilt werden. Zum Beispiel gibt die Frau ihre bisherige Erwerbsarbeit auf oder arbeitet Teilzeit, der Mann reduziert dagegen seine Arbeitszeit nicht – häufig erweitert er sie sogar noch. Oder beide Partner reduzieren ihre bisherige Erwerbsarbeitszeit um etwa denselben Anteil, jeder nimmt zu gleichen Anteilen die Elternzeit in Anspruch. Wollen beide Eltern an ihrer bisherigen Zeitverwendung festhalten, funktioniert das nur, wenn für die Familienarbeit zusätzliches Personal zur Verfügung steht – entweder unentgeltlich, wenn etwa die eigenen Eltern zur Betreuung ihrer Enkel bereit und in der Lage sind, oder man bezahlt für die Kinderbetreuung. Insgesamt ist die Neuaufteilung der Arbeitszeiten ein konfliktträchtiges Thema, gerade in „modernen“ Beziehungen. Bei den meisten Paaren führt die Familiengründung zu einer „Retraditionalisierung“ der Geschlechtsrollen, d.h. mehrheitlich sind es immer noch die Frauen, die den Hauptanteil der Familienarbeit übernehmen – auch bei Paaren mit hohem Gleichheitsanspruch (Koppetsch/Burkart 1999).

(5) Die Lösungen für diese Probleme, insbesondere hinsichtlich des Zeitpunktes des Übergangs in die Elternschaft sowie der Neuregelung des Zeitmanagements, unterscheiden sich je nach sozialer Lage: Während in der „klassischen“ Alleinversorgerfamilie die Frau ganz für die Familienzeit zuständig ist, wird bei Doppelverdiener-Paaren ein Teil der Kinderbetreuung ausgelagert (in der globalisierten Welt zunehmend an Personal aus ärmeren Ländern). Der Akademisierungsprozess hat immer mehr Doppelverdiener-Paare hervorgebracht, der Anteil der Frauen mit akademischem Abschluss ist seit der Bildungsexpansion der 1970er Jahre kontinuierlich gestiegen, und diese Frauen haben in der Regel die Familiengründung aufgeschoben. Das Durchschnittsalter bei der ersten Mutterschaft ist bei Akademikerinnen deutlich höher als bei Nichtakademikerinnen.

Für akademische Dual-Career-Paare kommt es mit der Familiengründung strukturell zu einer Konkurrenzsituation innerhalb der Partnerschaft, die auch mit noch so guten „Vereinbarkeits“-Lösungen nicht grundsätzlich zu überwinden ist. Beide Partner müssen mit beruflichen Nachteilen rechnen, wenn sie oder er die Ambitionen auf Karriere zugunsten der Familie zurückstellt. Wie gehen solche Paare mit der Konkurrenzsituation um? Die wenigen empirischen Befunde zu dieser Frage sprechen dafür, dass die Frauen – obwohl grundsätzlich der Anspruch auf Gleichheit besteht und ein Anspruch, all dies auszuhandeln – doch eher „nachgeben“ und Abstriche bei ihren Karriereambitionen machen (Koppetsch/Burkart 1999; Bathmann u.a. 2011). Es scheint aber, dass in letzter Zeit immer häufiger Akademikerinnen nicht nur Karriere machen, sondern auch Kinder bekommen, weil sie einen Partner haben, der die alte männliche Orientierung an der Karriere aufgegeben hat und sich als „neuer Vater“ versteht, der das Aufwachsen seiner Kinder aktiver erleben möchte als er es beim eigenen Vater gesehen hat.

(6) Mit der Ankunft eines Kindes im Leben des Paares oder einer alleinerziehenden Mutter verändert sich die alltägliche Zeitstruktur radikal. Schlaf- und Wachrhythmen des Kindes bestimmen nun auch die zeitlichen Rhythmen im Leben der Eltern. Eine geregelte Abfolge von Schlaf-, Arbeits- und Freizeitphasen ist oft nicht möglich. Auch in anderer Hinsicht ändert sich das Zeiterleben. Alltagszeit und Lebenszeit sind nicht nur quantitative Größen. Es geht nicht nur darum, möglichst effizient mit der Zeit umzugehen, sondern auch um deren Qualität. Familienzeit unterscheidet sich diesbezüglich fundamental von der rationalen, an Effizienz orientierten Zeit, etwa in der Wirtschaft. Nicht Tempo und Pünktlichkeit stehen in der Familie im Vordergrund, sondern Entspannung, Spielen oder zweckfreies Miteinanderreden. Das gemeinsame Familienleben entzieht sich ein Stückweit dem rationalisierten Zeitregime der „Außenwelt“. Allerdings sind heute Tendenzen der Rationalisierung oder „Taylorisierung“ der Familienzeit zu beobachten, ein Eindringen von ökonomischen Zeitvorstellungen in den Familienalltag (Hochschild 1997).

(7) Die Familiengründung ist, wie gesagt, nicht mehr für alle selbstverständlich. Das gilt vor allem für Menschen mit höherer Bildung. Entsprechend ist die Kinderlosigkeit in Deutschland unter Akademikerinnen besonders hoch, die Schätzwerte liegen zwischen 30 und 35 %. Für viele Akademikerinnen hat die Familiengründung nicht mehr oberste Priorität. Und die strukturellen Hindernisse sind oft zu groß dafür, etwa durch hohe Mobilitätsanforderungen in hochqualifizierten Tätigkeiten. Politik und Wirtschaft könnten sicher mehr tun, um das Vereinbarkeitsproblem zu entschärfen. Gleichwohl hat die hohe Kinderlosigkeit viel damit zu tun, dass es für Frauen nicht mehr selbstverständlich ist, zugunsten von Mann und Familie ganz auf berufliche Tätigkeit zu verzichten.

Am anderen Pol der sozialstrukturellen Privilegienordnung, bei Paaren ohne höhere Schulbildung, ist das Abstimmungsproblem deutlich geringer. Das Modell der Versorgungsehe ist hier noch weit verbreitet, weil die Frau, plakativ gesagt, sich lieber ganz auf die Mutterschaft konzentriert als in einem relativ schlecht bezahlten, anstrengenden und wenig erfüllenden Job tätig zu sein. Aber auch für andere soziale Schichten und Milieus gilt: Die Familiengründung ist immer noch eines der wichtigsten Lebensziele.

Günter Burkart

LITERATUR

- Bathmann, N./Müller, D./Cornelißen, E. (2011): Karriere, Kinder, Krisen. Warum Karrieren von Frauen in Paarbeziehungen scheitern oder gelingen. In: Cornelißen, W./Rusconi, A./Becker, R. (Hg.): Berufliche Karrieren von Frauen. Hürdenläufe in Partnerschaft und Arbeitswelt. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 103-146.
- Burkart, G. (2008): Familiensoziologie. Konstanz: UVK.
- Hochschild, A. R. (1997): The time bind: When work becomes home and home becomes work. New York: Holt.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Koppetsch, C./Burkart, G. (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Rosa, H. (2008): Immer mehr verpasste Optionen. Zeitstrukturen in der Beschleunigungsgesellschaft. In: DIE Zeitschrift für Erwachsenenbildung, Heft 1, S. 28-31. URL: <http://www.diezeitschrift.de/12008/zeitmanagement-01.pdf> [21.06.2019].

Flexibilisierung

Als Flexibilisierung wird der Prozess des Einstellens auf veränderte Bedingungen und Beweglichkeit im Anpassungsprozess bezeichnet. Der Vorgang kann aktiv (flexibilisieren) oder passiv (flexibilisiert werden) stattfinden und sich auf zeitliche und räumliche Bedingungen wie auch auf Verhaltensweisen von Menschen beziehen. Flexible Bedingungen sind demnach elastisch und beweglich, flexible Menschen sind aufgeschlossen und anpassungsfähig.

Von Flexibilisierung ist vor allem in Veränderungsprozessen in Organisationen oder Gesellschaften die Rede, durch Flexibilisierung wird eine feste Ordnung in Bewegung gebracht, um sie verändern zu können. Kurt Lewin hat diesen Vorgang in seinem 3-Phasen-Modell für geplante Veränderungsprozesse als „Unfreezing“ bezeichnet, ein „Auflockern“ der Gruppenstandards als Voraussetzung für eine Phase des „Moving“, in der neue Standards eingeführt werden können, die dann schließlich in der „Freezing“-Phase verfestigt werden (Lewin 1963: 262f.).

Häufig begegnet uns Flexibilisierung jedoch nicht als geplante Veränderung, und hat auch nicht – wie von Kurt Lewin angestrebt – verbindliche Standards zum Ziel. Vielmehr erscheint Flexibilisierung als eine unbestimmte und zeitlich unbegrenzte Verhaltensnorm oder auch als Zwang zur Anpassungsbereitschaft, ohne dass Sinn und Notwendigkeit klar ersichtlich sind. Im Zusammenhang von Zeitlichkeit in Lebensverläufen sind Flexibilisierungsprozesse in der Arbeitswelt und der Familie relevant, die sich in einer Flexibilisierung von Lebensverlaufsmustern ausdrücken und schließlich die Frage aufwerfen, wer die Treiber in den flexiblen Lebensläufen sind. Im Folgenden werden ausgehend von der Flexibilisierung in der Arbeitswelt Auswirkungen und Rückwirkungen auf soziale Sicherungssysteme, Familie und Lebenslauf diskutiert, um abschließend auf Voraussetzungen einer koordinierten und geplanten Veränderung in den verschiedenen Handlungsfeldern zu sprechen zu kommen.

In der Arbeitswelt zeigt sich Flexibilisierung vor allem in technisch-organisatorischen Abläufen. Zunehmend vernetzt arbeiten Menschen und Maschinen in komplexen Prozessketten zusammen, um möglichst zeit- und kostensparend Pro-

dukte und Dienstleistungen herzustellen. In der Industrieproduktion kommen aufeinander abgestimmte technisch-organisatorische Abläufe schon seit dem 19. Jahrhundert zum Einsatz. Bekanntestes Beispiel ist die Einführung der Fließbandproduktion in den Ford-Automobilwerken in Detroit zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Mit der Produktionsweise des „Fordismus“ wird nicht nur die Technik des Fließbandes berühmt, sondern auch die darauf bezogene Arbeitsgestaltung, die Einteilung in kleinteilige Arbeitsvorgänge, der Schichtbetrieb und die minutengenaue Planung und Taktung menschlicher Arbeit. Das Produktionsregime war nicht nur in der industriellen Massenfertigung erfolgreich, sondern wurde – mit anderen Technologien als dem Fließband – auch in anderen Branchen eingesetzt, z.B. in der Industrialisierung der Landwirtschaft, in der Logistik und Warenbewirtschaftung des Groß- und Einzelhandels oder der stationären Kranken- und Altenpflege im Gesundheitswesen.

Diese Organisationsstrukturen sind effizient, aber störanfällig. Um sich kurzfristig ändernden Rahmenbedingungen anpassen zu können, sind „bewegliche“ Organisationsformen erforderlich. Flexible Arbeitsformen sind z.B. Projektarbeit, Crowdworking, Swarming, also Arbeitsformen in denen auf vielfältige Ressourcen zugegriffen und schnell agiert und reagiert werden kann. Durch Digitalisierung und die Vernetzung der Arbeitsprozesse wird die Flexibilität von Abläufen erhöht.

Als Konsequenz wird den Menschen der Umgang mit Unsicherheit, Mehrdeutigkeit und Komplexität abverlangt, denn sie müssen in der Lage sein, in dynamischen und kaum planbaren Zusammenhängen zu arbeiten. Weitere Begleiterscheinungen sind die Flexibilisierung der Arbeitszeit, eine Verdichtung der Aufgaben, erweiterte Erreichbarkeit, Mobilitätsanforderungen und permanente Lernbereitschaft. Das entscheidende Flexibilisierungspotential steckt also in den Menschen, in ihrer Bereitschaft, aber auch ihrer zeitlichen und räumlichen Verfügbarkeit sowie ihrer Kompetenz im Umgang mit den vielfältigen Anforderungen.

Wichtig zu berücksichtigen ist, dass nicht alle Branchen und Betriebsformen gleichermaßen von Flexibilisierung, Digitalisierung und agilen Arbeitsformen geprägt sind, sodass unterschiedliche Arbeitszeitregime und Organisationskonzepte nebeneinander existieren. Positiv gewendet könnte damit eine Varianz an Arbeitsbedingungen für unterschiedliche Bedürfnisse und unterschiedliche Lebensphasen verbunden sein. Zugleich besteht aber die Gefahr, dass Gruppen abgedrängt und Chancen ungleich verteilt werden.

Dies hat schwerwiegende Konsequenzen, denn auch wenn der ursprüngliche Impuls zur Flexibilisierung aus der Arbeitswelt hervorgegangen ist, so sind die Folgewirkungen in anderen gesellschaftlichen Bereichen nicht weniger gravierend. Besonders gut lässt sich dies an den sozialen Sicherungssystemen verdeutlichen, die in wohlfahrtsstaatlichen Industriegesellschaften Normen für Arbeitsverhältnisse

festschreiben und rund um das Erwerbsarbeitssystem Lebenslagen absichern, in denen Menschen nicht erwerbstätig sein können, z.B. bei Krankheit, Invalidität, Arbeitslosigkeit oder im Alter. Mittlerweile werden auch Kinderbetreuungszeiten und die Pflege von Angehörigen berücksichtigt. Die Sicherungssysteme gehen von „normalen“ Erwerbsverläufen in Normalarbeitsverhältnissen aus, die langfristige Sicherheit und ein auskömmliches Einkommen bieten. Davon abweichende Arbeitsverhältnisse mit variierenden Arbeitszeiten, z.B. bei Vertrauensarbeitszeit, unbezahlte Überstunden und gleitende Übergänge zwischen Arbeit und Freizeit, wie bspw. bei Rufbereitschaft, werden häufig nicht berücksichtigt.

Flexibilisierung in der Arbeitswelt muss also notwendigerweise auch eine Entsprechung in den Arbeitsgesetzen und den Systemen der sozialen Sicherheit finden. Es ist dann allerdings die Frage, welche Flexibilitätserwartungen als akzeptabel oder sogar gesellschaftlich erwünscht durch entsprechende Absicherungen unterstützt und welche als inakzeptabel zurückgewiesen werden sollten. Ist Arbeiten rund um die Uhr akzeptabel, wer legt dann die Grenzen fest, in denen Dauer und Lage der Arbeitszeit noch vertretbar sind? Und wie kann sichergestellt werden, dass diese Grenzen auch eingehalten werden?

Flexibilisierung erfordert also auch neue, flexible Formen der Regulierung. So hat z.B. die Europäische Union mit den Prinzipien der „Flexicurity“ versucht, in der Arbeitsmarktpolitik Flexibilität (Flexibility) und Sicherheit (Security) zu verbinden, indem der Kündigungsschutz gelockert und gleichzeitig Instrumente der aktiven Arbeitsmarktpolitik eingeführt werden sollten. Ob diese Intervention tatsächlich erfolgreich war, lässt sich schwer abschätzen, denn eine Evaluierung gibt es nicht und wäre auch wenig aussagekräftig angesichts der Komplexität der Veränderungsprozesse. Die Debatte über „Flexicurity“ verweist aber auf einige grundlegende Probleme im Kontext der Flexibilisierung. Erstens werden Flexibilität und Sicherheit als Gegensatz dargestellt, mit der Folge, dass Flexibilität nur möglich erscheint, wenn Sicherungsmechanismen (z.B. Kündigungsschutz) abgebaut werden. Damit wird Flexibilisierung verkürzt auf Deregulierung und übersehen, dass eine wesentliche Voraussetzung für Flexibilität darin liegt, dass Menschen bereit und in der Lage sind, ihre Kompetenzen einzubringen, sich auf Neues einzulassen und Risiken einzugehen. Zweitens zeigt die Debatte, dass es bei Flexibilisierung nicht um die Aushandlung von technischen Standards geht, sondern um Interessen und Macht über die Ressource Zeit. Und drittens ist Flexibilisierung eben nicht nur auf Arbeitszeitpolitik zu begrenzen, sodass eine gesellschaftliche Steuerung eine Koordination und Abstimmung zwischen verschiedenen Handlungsfeldern und Akteur*innen erfordern würde.

Die erforderlichen Nejustierungen zeichnen sich vor allem in der privaten Lebensführung ab, in der flexible Arbeit und die Logiken der familialen und sozialen

Beziehungen aufeinanderprallen. In einer großräumigen historischen Betrachtung kann die Familie als Fürsorgegemeinschaft zwischen den Generationen – als Netz des Lebens – angesehen werden (Bertram/Bertram 2009). Die fordistische Arbeitsorganisation hat mit dem „fordistischen Familienmodell“ (Jurczyk u.a. 2009: 37ff.) eine passende Form der familialen Lebensführung hervorgebracht, in der die Lebenssphären von Erwerbsarbeit und Familie getrennt und Rollen klar zugewiesen sind. Durch die Flexibilisierung verwischen nun die Grenzen zwischen außerhäuslicher Erwerbsarbeit und privatem, familienbezogenem Leben. In ihrer Studie *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie* arbeiten Jurczyk u.a. heraus, dass Wirkungen der Arbeit auf die Familie festzustellen sind, indem Arbeit als Strukturgeber für das Familienleben das Zeitbudget, die Organisation der Sorgearbeit und die Planbarkeit „gemeinsamer Zeit am selben Ort“ (ebd.: 177) rahmt. Es lassen sich aber auch Wirkungen in die umgekehrte Richtung erkennen: Durch ihr berufliches Handeln bringen Mütter und Väter Anforderungen der Familienarbeit in die Erwerbsarbeits-sphäre ein, indem sie z.B. die Flexibilisierungsspielräume für die Gestaltung der Arbeitszeit nutzen oder ihre Unzufriedenheit mit familienunfreundlichen Arbeitszeiten zum Ausdruck bringen (ebd.: 332).

Flexibilisierung findet nicht nur hinsichtlich der Dauer und Lage der täglichen und wöchentlichen Arbeitszeit statt, sondern auch in biografischer Hinsicht, wie z.B. an der Ausdifferenzierung von Bildungs- und Berufsverläufen zu erkennen ist (Alheit/Dausien 2018). Mit der Normierung moderner Lebensläufe (Kohli 1985) waren Bildungs- und Berufsverläufe in weitem Maße plan- und vorhersagbar geworden, gesellschaftliche Erwartungen und Institutionen des Bildungs- und Beschäftigungssystems gaben den individuellen Lebensverläufen eine relativ feste Struktur mit klaren Zeitvorgaben zum Eintritt in das Bildungssystem, dem Übertritt in das Beschäftigungssystem und dem Eintritt in die Nacherwerbsphase.

Abweichend von dieser Struktur entwickeln sich neue Lebensentwürfe, die nach einer ersten Bildungsphase in die Erwerbsarbeit eintreten, diese unterbrechen, um Zeit für die Familie zu haben und parallel eine weitere Bildungsphase beginnen oder mit reduzierter Arbeitszeit alle drei Lebensbereiche miteinander verbinden. Neue Arbeitsformen, eine geschlechtergerechte Verteilung von Familienarbeit und eine Flexibilisierung im Bildungssystem, z.B. durch Teilzeitausbildungen und flexible Weiterbildungsformate, ermöglichen eine individuelle Gestaltung des Bildungs- und Berufsverlaufs. Häufig sind diese Voraussetzungen allerdings nicht gegeben, vielmehr schränken restriktive Zugangsbedingungen oder starre Leistungsvorgaben flexible Bildungswege ein.

Dies wiegt schwer, denn Bildung ist der zentrale Faktor bei der Gestaltung von neuen Freiräumen im Zuge der Flexibilisierung. Die Höhe des Einkommens, die formale Qualifikation, die konkreten Arbeitsbedingungen und soziale Beziehungen

sind relevant für die Möglichkeiten, flexibel zu agieren und neue Spielräume für die eigenen Lebenspläne zu erschließen. Von zentraler Bedeutung sind aber „das von der Person erworbene Wissen, ihre Fähigkeiten und Kompetenzen, welche die Lebensführung und die Teilnahme am Alltag ermöglichen [...] [und] Handlungskorridore“ öffnen (Jurczyk u.a. 2009: 293).

Doch wie lernt ein Mensch Flexibilität in Denk- und Handlungsschemata? Mit der Theorie des transformativen Lernens (Taylor 2017) wird auf die anregende und unterstützende Funktion von Lernen verwiesen, die über die Adaption an Veränderungen deutlich hinausgeht. Ähnlich wie Bildung (Pongratz/Reichenbach/Wimmer 2007) wird transformatives Lernen dabei verstanden als Prozess der Reflexion und Präskription der eigenen Person und der konkreten Umwelt, der individuell und gesellschaftlich die Entstehung von Neuem, bisher nicht Gedachtem und nicht Vorhandenem (Emergenz) ermöglicht. Im Kontext der Flexibilisierungsanforderungen ist der Lerngegenstand der Konflikt zwischen flexiblen Zeitbedürfnissen und Zeitanforderungen. Transformatives Lernen kann dazu beitragen, die Rolle von Zeit als individuelles Wohlstandsgut im Lebensverlauf zu identifizieren und die Verfügung über dieses Gut gegen andere Interessen zu verteidigen.

Fassen wir also noch einmal zusammen: Neue Produktions- und Dienstleistungskonzepte erzwingen eine Flexibilisierung der Arbeit, die wiederum Flexibilisierung in anderen gesellschaftlichen Feldern erfordert. Waren in der fordistischen Produktion noch die Maschinen die Taktgeber, so sind es nun die Menschen selbst. Bei einer koordinierten und geplanten Veränderung in den verschiedenen Handlungsfeldern könnte die Flexibilisierung neue Freiräume eröffnen und ein Ausbrechen aus vorgegebenen Ablaufmustern ermöglichen. Diese Freiräume werden teilweise schon genutzt – vor allem Menschen mit hohem Bildungskapital entwickeln neue Praktiken im Umgang mit veränderten Rahmenbedingungen. Noch fehlt allerdings der Rahmen, in dem neue Standards eingeführt und verfestigt werden können. Zentrale Handlungsfelder wären die Institutionen des Bildungs- und Beschäftigungssystems, die Flexibilisierungsrisiken eindämmen und Chancen für mehr Lebensqualität eröffnen müssten.

Carola Iller

LITERATUR

- Alheit, P./Dausien, B. (2018): Bildungsprozesse über die Lebensspanne und lebenslanges Lernen. In: Tippelt, R./Schmidt (Hg.): Handbuch Bildungsforschung. Wiesbaden: Springer VS, S. 877-903.
- Bertram, H./Bertram, B. (2009): Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Opladen: Barbara Budrich.

- Jurczyk, K./Schier, M./Szymenderski, P./Lange, A./Voß, G. G. (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: edition sigma.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-19.
- Lewin, K. (1963): Feldtheorien in den Sozialwissenschaften. Ausgewählte theoretische Schriften. (Hg. v. Dorwin Cartwright). Bern: Hans Huber.
- Pongratz, L. A./Reichenbach, R./Wimmer, M. (Hg.) (2007): Bildung – Wissen – Kompetenz. Bielefeld: Janus Presse.
- Taylor, E. (2017): Transformative Learning Theory. In: Laros, A./Fuhr, T./Taylor, E. W. (Hg.): Transformative Learning Meets Bildung. An International Exchange. Rotterdam: Sense Publishers, S. 17-29.

Freizeit

Dass jeder Mensch täglich 24 Stunden zur Verfügung hat, scheint eine Binsenweisheit. Nicht hingegen, inwiefern er in der Lage und willens ist, über diesen Zeitraum selbst zu verfügen und ihn nach Maßgabe eigener Wünsche und Interessen zu gestalten. Ganz gleich, was der Mensch tut oder unterlässt: Er bindet seine als dahinfließend vorgestellte Lebenszeit an die eine Sache oder die andere – entweder in bewusster Entscheidung, gezwungenermaßen oder unwillkürlich, ohne darüber nachzudenken. Normalerweise wird die freie Zeitbindung durch unterschiedliche Arten unabweisbarer Lebensnotwendigkeiten und Obligationen eingeschränkt. Goodin u.a. (2008) nennen hier vor allem die basalen Reproduktionserfordernisse wie Schlaf, Körperhygiene, Nahrungsaufnahme, Haus- und Sorgearbeit sowie die Notwendigkeit, Zeit für den eigenen bzw. familialen Lebensunterhalt aufzuwenden – in abhängiger Beschäftigung, freiberuflich oder anderswie. Damit hört die Gleichheit der Menschen vor der Zeit allerdings auch schon auf. Denn die Chancen, über die eigene Zeit verfügen zu können, sind sehr unterschiedlich in der Gesellschaft verteilt: Zum einen je nach Lebenslage, beruflicher Position, Einkommen, Geschlecht, Milieu und Bildungsgrad, zum anderen entsprechend dem jeweiligen Lebensalter oder genauer: dem Abschnitt des Individuums im Verlauf seiner Biografie.

Ein Drittes kommt hinzu: Ebenso wie die Stellung in der Gesellschaft und die jeweilige Lebensphase eines Menschen wirken, beeinflussen auch die sich wandelnden gesellschaftlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen die Möglichkeiten und Grenzen der Verfügung über die eigene Zeit. So war die Handlungsfreiheit der Menschen in der Agrargesellschaft weithin von den Bedingungen der Natur bestimmt, aber nicht weniger von zum Teil sehr restriktiven sozialen Regeln, etwa was einer Frau erlaubt sei und was nicht. In der klassischen Industriegesellschaft dagegen herrschte für einen Großteil der Menschen die Willkür der überlangen Arbeitszeiten vor, die dank der Kämpfe der Arbeiterbewegungen allmählich auf kürzere und gesetzlich sowie vertraglich abgesicherte, humane „Normalarbeitszeiten“ (Deutschmann 1985) reduziert werden konnten. Mit dem sozialen und ökonomischen Wandel veränderten sich die Arbeitsbedingungen, die Menge der verfügbaren

Konsumgüter und das Niveau der Einkommen ebenso wie die geltenden Werte und Normen, was die Freiheitsspielräume zur Gestaltung der eigenen Zeit für die Gewinner dieses Wandels enorm erweiterte, für die Verlierer aber auch eingrenzte.

Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der individuellen Zeitgestaltung betrafen aber nicht nur die Möglichkeiten, die eigene Zeit gestalten zu *können*, sondern dies auch emphatisch zu *wollen*: Auch die Idee, dass jeder Mensch seine Zeit möglichst frei gestalten können dürfe, hat ihre historischen Wurzeln. Das massenhafte Bedürfnis nach individualisierten Zeitverwendungsmustern, wie es aus der heutigen Sicht der reflexiven Moderne so selbstverständlich erscheint, ist nicht zu erklären ohne das Selbstverständnis einer bürgerlich-liberalen Gesellschaft, in der die Menschen als autonome Subjekte gedacht sind, deren legitimes Anliegen es ist, ihre Freiheit(en) wesentlich (wenn auch nicht ausschließlich) dazu zu nutzen, ihren individuellen Wohlstand zu mehren. Mit zunehmendem Modernisierungsgrad einer Gesellschaft rückt dabei mehr und mehr der Faktor Zeit in den Mittelpunkt: Zeitwohlstand versteht sich als über den Güterwohlstand hinausgehendes zusätzliches Wohlstands-Ziel. Die individuelle Verfügung über die Zeit sowie die Schaffung und der Erhalt lebensdienlicher gesellschaftlicher Zeitinstitutionen können nun als eine eigenständige Form von Wohlstand gedacht werden (Rinderspacher 2002).

In der römischen Gesellschaft leitete sich der dem Freizeitbegriff ähnliche, aber keineswegs identische Begriff *negotium* aus den Silben *neg* und *otium*, „frei von Pflichten“ ab. Vergleichbar beschreibt auch der Freizeitbegriff ein „frei von“ Pflichten. In einer Arbeitsgesellschaft, in der die meisten Menschen darauf angewiesen sind, ihren Lebensunterhalt in der einen oder anderen Weise durch eigene Arbeit aufzubringen, bezieht sich das Freie in „Freizeit“ folgerichtig auf die Abwesenheit von Arbeit: Arbeit wird der Komplementärbegriff von Freizeit und umgekehrt. Der Begriff „Freizeit“ wird zwar bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erstmals lexikalisch erwähnt, setzt sich in Deutschland jedoch nicht zufällig erst Anfang des 20. Jahrhunderts durch, inspiriert von den technisch und wirtschaftlich weit fortgeschrittenen Verhältnissen in den USA (vgl. Timm 1968); erst 1929 ist der Begriff auch im Duden zu finden. Ausgehend von einem unregelmäßigen 12- bis 16-Stunden-Arbeitstag wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Acht-Stunden-Tag – schon im 16. Jahrhundert seit Thomas Morus eine populäre Sozialutopie – für wachsende Teile der Bevölkerung allmählich Realität (Prah 2015). Ein einklagbares Anrecht auf eine regelmäßige Nicht-Erwerbsarbeit-Sphäre im täglichen, wöchentlichen und jährlichen Verlauf schützte die Masse der arbeitenden Menschen vor dem Zugriff der Arbeitgeber; dies bildete die Grundlage dafür, dass über Jahrzehnte verschiedenartige Zeitinstitutionen entstehen konnten, die den strukturellen Rahmen einer modernen Freizeitgesellschaft bilden. Hierzu gehören vor allem der regelmäßige, vertraglich vereinbarte Feierabend, das Freie Wochenende (vgl. Rin-

derspacher 1987), der (Jahres-)Urlaub und eine gesicherte Altersruhezeit, in neuerer Zeit auch unterschiedliche Formen selbstbestimmter flexibler Arbeitszeiten. Sie kommen dem mit dem Wertewandel erheblich gestiegenen Bedürfnis nach Formen selbstbestimmter Zeitgestaltung nach, etwa in Gestalt von Zeitkonten, Gleitzeit, Sabbaticals oder anderen biografiebezogenen längeren Auszeiten (Hoff 2017). Den jeweiligen Zeitinstitutionen ist eine Vielzahl typischer Symbole zuzuordnen, die sich etwa in modischen Stereotypen oder Essensritualen ausdrücken, häufig um den Unterschied von Arbeit und Freizeit auch in dieser Hinsicht für sich und andere zum Ausdruck zu bringen. Dabei sind die Symbole ständigen Veränderungen ausgesetzt und folgen dem gesellschaftlichen Wandel.

Voraussetzung für die Entstehung solcher Zeitinstitutionen war und ist eine stetig steigende Arbeitsproduktivität, die zum einen den Ausgleich der Einkommensverluste bei geringerer Tages- bzw. Wochenarbeitszeit ermöglicht. Zum anderen sind steigende Löhne eine Konsequenz der mit dem Freizeitzuwachs ansteigenden materiellen Bedürfnisse (mehr Zeit für Konsum). Vor allem aber wächst mit steigendem Einkommen die Freiheit, sich zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit zu entscheiden, weil basale materielle Bedürfnisse früher abgedeckt sind. Dabei gilt die Unterstellung, dass Arbeit etwas prinzipiell zu Vermeidendes ist – was die Grundlage dafür darstellt, dass Arbeit entlohnt werden muss, um sie zu akquirieren – während die Freiheit von Arbeit positiv konnotiert ist.

Zeitinstitutionen sind Ermöglichungsstrukturen: Durch ihren kollektiven Charakter – das Freie Wochenende bzw. der Anspruch darauf gilt erst einmal für alle Mitglieder der Gesellschaft in gleicher Weise – entlasten sie vom Entscheidungs- und Rechtfertigungsdruck, die Arbeit ruhen zu lassen (Rinderspacher 2020). Sofern sich alle daran halten, entstehen daraus auch keine Wettbewerbsnachteile für den Einzelnen. Häufig sind solche Zeitinstitutionen, allen voran das Freie Wochenende, als zu kollektivistisch und damit als unzeitgemäß kritisiert worden, schränkt es doch die Handlungsfreiheit des Individuums tatsächlich in gewisser Hinsicht ein, etwa am Sonntag nicht einkaufen zu können. Solche Einschränkungen auf der einen Seite sind jedoch die Voraussetzung für einen freieren Umgang mit der eigenen Zeit auf der anderen – zumindest für die Masse der in abhängiger Beschäftigung arbeitenden Menschen, die auf diese Weise vor Willkür und Marktmacht weitestmöglich geschützt werden und auf dieser Basis die ihnen zugesicherte freie Zeit (fast) ohne Angst vor Nachteilen und entsprechend ihrer Interessen und Bedürfnisse „frei“ verbringen können (ebd.). Dass dies nicht selbstverständlich, sondern eine erkämpfte und insofern stets labile Rechtsposition ist, zeigen die neueren Debatten um die Entgrenzung der Arbeitszeiten im Online-Zeitalter.

Bei genauerem Hinsehen fällt auf, dass viele Aufgaben und Obligationen, die die Freiheit der Verfügung über die eigene Zeit einschränken, gar nicht in, sondern

außerhalb der Erwerbsarbeit liegen, obwohl der Freizeitbereich bzw. die Freizeitgesellschaft ja ursprünglich in Abgrenzung zur Erwerbsarbeit gedacht worden ist. So behandeln einschlägige Statistiken wie auch freizeitsoziologische Befragungen etwa Tätigkeiten im Haushalt sowie Care-Tätigkeiten zu Recht als eine Form von Privat-Arbeit.

Immer geht es bei der Gestaltung der eigenen Lebenszeit auch um eine ausgewogene Balance zwischen verfügbaren Gütern und verfügbarer Zeit. Eine solche gilt als unverzichtbarer Bestandteil eines der reflexiven Moderne angemessenen Wohlstandsverständnisses. Um dem Zeitwohlstand z.B. entsprechend der jeweiligen Lebenslage den Vorzug vor dem Güterwohlstand geben zu können, muss das Individuum auch in der heutigen Arbeitswelt noch eine Vielzahl institutioneller und/oder arbeitsmarktmäßiger Barrieren überwinden. Diese Situation zwingt fast ebenso viele Menschen dazu, auf der einen Seite länger zu arbeiten, auf der anderen kürzer zu arbeiten, als von ihnen gewünscht ist. Für einen Teil der Arbeitnehmer*innen verbessern allerdings zunehmend Optionszeiten-Modelle die Wahlfreiheit (Hoff 2017).

Faire Teilhabechancen an dem Gut Freizeit hängen nicht nur von der *Dauer* der Arbeitszeiten ab, sondern wesentlich auch von deren Lage und Verteilung über den Tag, die Woche, das Jahr und nicht zuletzt über den gesamten Lebenszyklus. Besonders benachteiligt sind diesbezüglich zum einen Nacht- und Schichtarbeiter*innen, zum anderen Menschen, die gelegentlich oder gar regelmäßig am Wochenende arbeiten müssen. Die Gründe hierfür sind klar zu unterscheiden: Einmal handelt es sich um solche Arbeitstätigkeiten, die aus sachlichen Gründen zu „un-social times“ stattfinden müssen, wie etwa im Verkehrs- und Gesundheitswesen oder im Sicherheitssektor; ebenso bei Produktionsverfahren, deren Unterbrechung zu hohen Verlusten führen würde. Zum anderen begründen sich Nacht- und Wochenendarbeit daraus, dass die Unternehmen bestrebt sind, ihre Anlagen möglichst lange, tendenziell rund um die Uhr laufen zu lassen, um ihre Renditeziele erreichen und im internationalen Wettbewerb bestehen zu können. Die bevorstehende Total-Digitalisierung von Produktion und Dienstleistungen unter der Überschrift „Industrie 4.0“, die sehr hohe Investitionen erfordert, die sich in immer kürzeren Zyklen amortisieren müssen, werden diese Tendenz weiter anheizen.

Wie der Begriff der „un-social times“ sagt, bedeutet dies für die Beschäftigten, dass sie ihre Freizeit immer dann verbringen müssen, wenn der Rest der Gesellschaft arbeitet und umgekehrt. Auch wenn intelligente Schichtsysteme bemüht sind, die Sozialverträglichkeit möglichst anzuheben, bleiben unter diesen Bedingungen doch erhebliche Probleme, die Zeitpläne der Familienmitglieder zu synchronisieren. Die Angebote der sich ausbreitenden 24-Stunden-Kinderbetreuungseinrichtungen, immer dann bereit zu stehen, wenn die Arbeit ruft, sind ein Indikator dafür, dass die

Freizeit der Familien zunehmend zu einer abhängigen Variable der Arbeitszeiten wird, statt dass sich die Arbeitszeiten nach den Bedürfnissen der Familien richten.

Nicht nur sind Frauen häufiger im Spät- und Schichtdienst eingesetzt, auch innerhalb des Familienhaushalts und erst recht als Alleinerziehende stehen ihre Chancen schlechter, dem Alltag über die notwendige Rekreatiionszeit hinaus Zeit für eigene Bedürfnisse abzugewinnen (Beckmann 2015). Ein strukturelles Hindernis selbstbestimmter Freizeit ist dabei vor allem die traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern.

Die Chancen einer möglichst selbstbestimmten Freizeit hängen jedoch nicht nur mit der Einkommenshöhe, Qualifikation, Geschlecht etc. zusammen, sondern, wenn auch zum Teil in Verbindung damit, mit unterschiedlichen Lebensphasen.

Kinder- und Jugendphase: In einer Hochbildungs-Gesellschaft besteht weithin Einigkeit, dass bereits das Kleinkindalter als Vorbereitung auf spätere Leistungsanforderungen zu sehen ist. Insofern kann schon in dieser frühen Entwicklungsphase eine Art Freizeitinteresse bei Kindern bestehen. Was die Chancen der Selbstbestimmung betrifft, hängen diese von den Möglichkeiten und Grenzen ab, die die Eltern setzen. Kinder und Jugendliche sind daher in Bezug auf ihre Zeitgestaltung insofern doppelt restringiert, als sie ihre Freizeitbedürfnisse sowohl gegenüber den Leistungserwartungen ihrer pädagogischen Einrichtung als auch denen der Erziehungsberechtigten durchsetzen müssen. Das *Junge Erwachsenenalter* ist durch Intensivierung der Ausbildung und höhere Ansprüche an die Selbstoptimierung gekennzeichnet, verbunden mit gegenüber Schule und Eltern gestiegenen zeitlichen Freiheiten. Vor diesem Hintergrund steht die Einübung in den optimalen Gebrauch dieser zeitlichen Freiheiten im Rahmen der eigenen alltäglichen Lebensführung, das Erlernen und Praktizieren von Zeitkompetenz an. Die *mittlere Erwachsenenphase* entspricht etwa der, die oft als die Rush-hour des Lebens bezeichnet und als sehr belastend beschrieben worden ist (vgl. Jurczyk/Szymenderski 2012). Neben der Erwerbsarbeit in abhängiger Beschäftigung oder freiberuflicher Tätigkeit stehen Familiengründung und Kinder, Wohnungssuche oder ggf. Hausbau und andere biografische Weichenstellungen im Vordergrund. In Bezug auf diese und andere Lebensziele sind häufig grundlegende Zeit-Geld-Entscheidungen zu treffen, vor allem bezüglich des angestrebten persönlichen Arbeitsvolumens. Die *Phase des höheren Erwachsenenalters* steht einerseits für einen Zustand etablierter (subjektiv als gelungen oder misslungen empfundener) Karrieren, Familienstrukturen, Einkommensverhältnissen und Lebensmustern, zugleich neigt sich der Zenit des Lebens dem Ende zu oder ist überschritten: Daraus resultieren sowohl die weitere Verfestigung eingeschliffener Routinen der Lebensführung mit geringem Reflexionsgrad über die Struktur der eigenen Zeitverwendung wie im Gegenteil aber auch Absetzbewegungen aus dem Gewohnten und Versuche einer – vermeintlich letzt-

möglichen – Neuorientierung; sei es in Bezug auf Familie, Beruf oder Lebensstil, nicht selten getrieben von dem Wunsch nach mehr Zeitwohlstand. Entlastend wirkt zwar, dass die Kinder auf eigenen Füßen stehen, andererseits kann aber der Betreuungsbedarf für die eigenen, nicht immer vor Ort ansässigen Eltern beginnen, ebenso für die Enkelkinder. In der *Phase des Ruhestands* entstehen durch den Fortfall der Erwerbsarbeit zumindest potentiell gewaltige zeitliche Ressourcen. Allerdings tritt als Hinderungsgrund für eine selbstbestimmte Zeitgestaltung an Stelle der Erwerbsarbeit ein wachsender Arbeitsaufwand für sich und an sich selbst: Das Bemühen um eine von Dritten möglichst unabhängige Lebensführung angesichts eines nachlassenden körperlichen und geistigen Leistungsvermögens bindet nun einen wachsenden Teil der noch verfügbaren Lebensenergie. Die Ausdünnung früherer Sozialkontakte durch Todesfälle, gesundheitlich bedingte Einschränkungen (darunter der Mobilität) wie auch die Entrhythmisierung des Alltags durch den Wegfall des Taktgebers Erwerbsarbeit begünstigen das Negativ-Phänomen prekären Zeitwohlstands.

Die Chancen der Selbstbestimmung über die eigene Zeit werden in der modernen Gesellschaft somit im Wesentlichen durch drei Faktoren bestimmt bzw. begrenzt: Erstens durch soziodemografische Merkmale, zweitens durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die damit verbundenen Ermöglichungsstrukturen sowie drittens durch die jeweilige Position des Individuums im Lebensverlauf. Diese Einschränkungen sind jedoch im Grundsatz keine zu beseitigenden Fehlkonstruktionen, sondern entsprechen den stets eingeschränkten Möglichkeiten menschlicher Gestaltungsfreiheit. Gleichwohl ist die Gesellschaft der reflexiven Moderne dauerhaft dazu aufgerufen, Barrieren zeitlicher Selbstbestimmung zu erkennen und wo immer mit vertretbarem Aufwand möglich, niedrig zu halten. In diesem Sinne erhält der Begriff der Freizeit eine Bedeutung, die über die traditionelle Fixierung auf den Dualismus zweier gesellschaftlicher Sektoren, von Erwerbsarbeit hier und Freiheit von Erwerbsarbeit und anderen Obligationen dort, hinausweist.

Jürgen P. Rinderspacher

LITERATUR

- Beckmann, S. (2015): Herrschaftszeiten – Genderdimensionen von Zeitverwendung und Zeitwohlstand. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 211-223.
- Deutschmann, C. (1985): Der Weg zum Normalarbeitstag. Die Entwicklung der Arbeitszeit in der deutschen Industrie bis 1918. Frankfurt am Main: Campus.
- Goodin, R. E./Rice, J. M./Parpo, A./Eriksson, L. (2008): Discretionary Time: A New Measure of Freedom. Cambridge: Cambridge University Press.

- Hoff, Andreas (2017): Von der Vollarbeitszeit zur Wahlarbeitszeit. In: Diefenbacher, H./Held, B./Rodenhäuser, D. (Hg.): Ende des Wachstums – Wachstum ohne Ende? Arbeiten in der Postwachstumsgesellschaft, Marburg: Metropolis, S. 101-116.
- Jurczyk, K./Szymenderski, P. (2012): Belastungen durch Entgrenzung – warum Care in Familien zur knappen Ressource wird. In: Lutz, R. (Hg.): Erschöpfte Familien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 89-106.
- Prahl, H.-W. (2015): Geschichte und Entwicklung der Freizeit. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-27.
- Rinderspacher, J. P. (1987): Am Ende der Woche. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes. Bonn: Dietz.
- Rinderspacher, J. P. (Hg.) (2002): Zeitwohlstand. Ein Konzept für einen anderen Wohlstand der Nation. Berlin: Sigma.
- Rinderspacher, J. P. (2020): Das Freie Wochenende: Zeitstrukturelle Rahmenbedingungen der Muße im Spannungsfeld widerstreitender Interessen. In: Dobler, G./Tauschek, M./Vollstädt, M./Wilke, I. (Hg.): Muße und Arbeit. Tübingen: Mohr Siebeck (im Erscheinen).
- Timm, A. (1968): Verlust der Muße. Der historische Weg zur Freizeitgesellschaft. Hamburg: Knauel.

(Für-)Sorge

Zeit ist eine der zentralen Ressourcen für Sorge und Fürsorge. In der Gabe von Zeit bringt sich Sorge (Care) für Andere, verstanden als eine konstitutiv ganzheitlich ausgerichtete, nicht-instrumentelle Form der Zuwendung und Antwort auf Angewiesenheit und Asymmetrien in sozialen Beziehungen wesentlich zum Ausdruck (vgl. Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014; King 2021).

Lebenszeitlich – in *diachroner*, biografischer Betrachtung – verändern sich die Angewiesenheiten auf Zeiten der Fürsorge *durch* andere oder der Zeiten der Sorge *für* andere. Zeit ist insofern auch eine konstitutive Dimension von Generationenverhältnissen und -beziehungen, in denen Care gesellschaftlich realisiert wird. Temporal strukturierte Lebensphasen, wie Kindheit und Jugend, Erwachsenenheit oder Alter, lassen sich auch als differierende Konstellationen intergenerationaler Sorge und Fürsorge fassen. Aus entwicklungs- und sozialisations-, erziehungs- und bildungstheoretischer Sicht ist die Zeit für Sorge und Fürsorge in Prozessen des Aufwachsens wiederum ein wesentliches Kriterium für die potenzielle *Qualität* der Lebensbedingungen und der primären Beziehungen und Bindungen des Aufwachsens (Huston/Rosenkrantz Aronson 2005).

Insbesondere im Erwachsenenalter rückt – in *synchroner* Perspektive – das Verhältnis zwischen der Zeit für Fürsorge und der beruflichen Zeit ins Zentrum. Als Ressource ist die Zeit der Sorge in Alltag, Biografie und Arbeitskontexten ungleich verteilt und umkämpft. Gesellschaftliche Temporalverhältnisse wirken sich bspw. auf die familialen Bedingungen des Aufwachsens und auf zeitstrukturierte Fürsorgeverhältnisse in Kindheit und Jugend aus, wie auch auf den sorgenden Umgang mit Alten, Kranken und Pflegebedürftigen – ganz grundsätzlich auf die Potenziale der Fürsorge für sich selbst und für andere. Dabei geht es um die Menge an Zeit, die zur Verfügung steht, aber auch um die Verteilung zwischen der Zeit der Sorge für sich und für andere, überdies um den Grad der Autonomie hinsichtlich der Gestaltung der Sorge-Zeiten und deren Verknüpfung mit Macht- oder Ungleichheitsrelationen.

So ist die Zeit der Fürsorge auch eingebettet in *Geschlechterverhältnisse*. Die Zuständigkeit und der zeitliche Aufwand für Sorgearbeit werden sowohl in diachro-

ner als auch in synchroner Perspektive traditionell und auch weiterhin vielfach eher Frauen zugeordnet. Insofern persistieren einerseits geschlechtstypische Arbeitsteilungen und Ungleichheiten, sodass sich z.B. Mutterschaft nach wie vor häufig ungünstig auf die berufliche Karriere auswirken kann – und reproduktive Entscheidungen von Paaren und insbesondere von Frauen werden daher vielfach unter dem Gesichtspunkt getroffen, ob ausreichend Zeit für Fürsorge vorhanden ist, zugleich mit Blick auf die individuelle Lebensplanung und berufliche Bedingungen. Veränderte, stärker individualisierte Lebensentwürfe mit verlängerten Bildungsverläufen und teils späteren Berufseinmündungen, aber auch ungünstige Vereinbarkeitsbedingungen für familiäre Sorge haben deshalb auch mit zu einer Verschiebung der Erstelternschaft geführt.

Auf der anderen Seite gibt es Annäherungen bezüglich der Zeitverwendung von Frauen und Männern, insofern Frauen inzwischen in vielen Ländern auch mehr Zeit für Ausbildung und Beruf aufwenden und Männer mehr Sorge- und Familienarbeit leisten. Wenngleich in der Folge empirisch nicht von Egalität hinsichtlich der Zeitverteilungen gesprochen werden kann, sind im Zuge dessen doch beide Geschlechter zunehmend mit der Anforderung konfrontiert worden, etwa Zeit für Fürsorge für andere und für die Familie mit der Zeit für Berufliches zu verbinden. Entsprechend sind nicht nur in alltagspraktischer Hinsicht, sondern auch habituell, sozialisatorisch und psychisch neue Integrationsanforderungen für beide Geschlechter sowie neue Formen väterlicher und mütterlicher Fürsorge entstanden. Elternschaft bedeutet dabei auch, adäquate Zeitgestaltungen für Care zu entwickeln, die wiederum im Verlauf des Heranwachsens eines Kindes immer neue Formen annehmen. Verlässliche Strukturen zu schaffen und zugleich Anforderungen an berufliche Flexibilität zu erfüllen, lassen sich überdies nur dann gut bewältigen, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen das mit ermöglichen.

Mit Blick auf gesellschaftlichen Wandel wurde in den letzten Jahren immer wieder hervorgehoben, dass Care und Zeiten der Sorge in den zeitgenössischen Arbeitsorganisationen und Lebensführungspraktiken – im Horizont von Logiken der Ökonomisierung und Beschleunigung, Optimierung und Effizienzsteigerung – zu einer knappen Ressource geworden sind (vgl. Aulenbacher/Riegraf/Theobald 2014).

Zeit für Sorge als knappe Ressource: Der Mangel an Zeit für Fürsorge – sei es im Bereich von Elternschaft und dem Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen, im Bereich der Sorge für Alte, Kranke und Pflegebedürftige – erscheint somit als ein folgenreiches Charakteristikum und strukturelles Manko der Gegenwartsgesellschaften. Zu wenig Zeit für Sorge hat erhebliche Konsequenzen für die Geburtenrate und Familiengründung, für Lebensgestaltung und Lebensqualität. Mit der im Jahr 2020 sich weltweit ausbreitenden Corona-Pandemie wird auf eindringliche Weise deutlich, welche problematischen Folgen sich zum Beispiel aus der Ökono-

misierung und Reduktion von Zeitressourcen in Bereichen der Fürsorge etwa bezüglich Alten- und Krankenpflege und dem Gesundheitssystem insgesamt ergeben.

Aber auch in Familienkontexten stehen Zeiten für Sorge für andere in einem Spannungsverhältnis zur Zeitlogik des Beruflichen – sowohl bezogen auf die Fürsorge für Kinder als auch für Familie und Freunde oder Alte, Kranke und Pflegebedürftige. Wie zeitgenössische Studien deutlich machen, versuchen viele Eltern in hohem Maße, bestmögliche Voraussetzungen für das Heranwachsen ihrer Kinder zu schaffen. Zugleich geraten sie dabei in widersprüchliche Logiken von Fürsorge und Effizienz, von elterlichen Idealen und praktischer Zeitnot. Hohe Ansprüche an kindliche Förderung schaffen in Verbindung mit Zeitdruck neue Anforderungen an Effektivität, während Zeitressourcen und die Bewältigung von Zeitkonflikten mit sozialen Ungleichheiten verknüpft sind.

Veränderte Zeitstrukturen in Familien: Viele Erwerbstätige können aufgrund von Zeitknappheit nur in geringerem Ausmaß an Sorgearbeit und am Familienleben teilnehmen. Weitere Folgen beruflicher zeitlicher Belastungen, aber auch der Schwierigkeiten einer Vereinbarkeit von Arbeits-, Familien- und anderen Zeiten, sind ein aus Rollen- und Zeitkonflikten emergierendes Schuldgefühl, damit verbundene emotionale Belastungen sowie die Einschränkung der Qualität der Sorge. Die stärksten Belastungen zeigen sich bei alleinerziehenden berufstätigen Müttern. Die gravierendsten Zeitmängel in Hinblick auf die Zeit für Familie und Kinder finden sich bei den Vätern, die weniger Zeit mit der Familie verbringen, trotz häufig genannter gegenläufiger Wünsche. Vor allem dann, wenn Kinder die An- oder Abwesenheit ihrer Eltern nicht verlässlich überschauen können, entstehen Unsicherheiten und Probleme. Häufig wird auch konstatiert, dass Kinder sich insbesondere mehr Zeit mit ihren Vätern wünschen. Nicht zuletzt müssen auch Kinder selbst lernen, Zeit effizient zu nutzen und zugleich fürsorglich mit sich und anderen sein zu können (vgl. Zeiher 2009).

Folgen der Effizienzsteigerung und Optimierung im Kontext von Beschleunigung: Eine der Bewältigungsstrategien von Sorgenden liegt darin, unter Bedingungen von Zeitnot die Effizienzbestrebungen zu steigern, etwa verbunden mit einer Tendenz, auch familiäre Abläufe zu rationalisieren (Hochschild 2002). Allerdings ergeben sich aus solchen Versuchen häufig kontraproduktive Nebenfolgen, da sich Fürsorge nicht ohne weiteres rationalisieren lässt. Eine weitere beobachtbare Möglichkeit des Umgangs mit dieser Spannung besteht darin, dass Eltern eigene Bedürfnisse der Regeneration und Selbstfürsorge zurückstellen. Berufstätige Mütter reduzieren bspw. vielfach eher die Freizeit und eigenen Schlaf, um zeitliche Spielräume für Care zu schaffen. Ein Lösungsversuch liegt in dezidiert geplanten Zeiten der Zuwendung und Fürsorge im Sinne von *Quality Time*. Hochschild (ebd.) schildert allerdings auch elterliche Ratlosigkeit, die sich daraus ergab, dass Kinder in

den für *Quality Time* reservierten Zeiträumen demonstrativ ihr Desinteresse an vorgeschlagenen Aktivitäten bekundeten und damit den Wunsch nach ungeplanter gemeinsamer Zeit zum Ausdruck brachten. Wie Jurczyk u.a. (2009) beschreiben, ließen sich in ihrer Studie wiederum paradox anmutende Versuche seitens der Erwachsenen beobachten, Möglichkeiten für Beiläufigkeit gezielt herzustellen.

Übergreifend scheint sich trotz der Kompensationsbemühungen von Eltern eher eine Tendenz zur Abnahme von Care abzuzeichnen. Nicht nur, weil auch die „besten Eltern“ sich in Phasen großen Zeitdrucks „dabei ertappen, dass sie die Beschleunigung, die das gesamte System erfasst hat, an die weitergeben, die am verletzlichsten sind“ (Hochschild 2002: 236). Zudem transformieren auch Optimierungsbestrebungen oder -zwänge die Ressourcen und Qualitäten der Sorge für sich und andere (King u.a. 2019).

Bewältigung von Zeitknappheit für Fürsorge durch Prioritätenverschiebung und veränderte Formen der Zuwendung: Eine weitere Möglichkeit liegt darin, das kaum Vermeidbare – weniger Zeit für Fürsorge – anders zu bewerten. Luhmann hat darauf hingewiesen, dass sich in der Moderne das Verhältnis zur Zeit in der Weise verändert, dass Dringliches gegenüber dem Wichtigen an Bedeutung zu gewinnen neigt. Diese Verschiebungen in den Hierarchien von Dringlichkeit und Bedeutsamkeit führen dazu, dass das „eigentlich Wichtige“ schrittweise aus den Lebenspraktiken hinausgedrängt wird: z.B. Zeit für solche Dinge, die im sozialen Leben als wertvoll erachtet werden, aber keine kurzfristig merklichen Verluste nach sich ziehen, wenn sie vernachlässigt werden. Versuche der Bewältigung von Zeitnot bezüglich Fürsorge lassen sich in diesem Sinne auch in einer Tendenz zur Effizienzsteigerung und Rationalisierung der familialen Alltagspraxis beobachten, in oft illusionären Verschiebungen von Zeit für Sorge und Beziehungsintensität, verbunden mit einer schleichenden Veränderung von Prioritäten und Bewertungen. Zeitlich „gespart“ werden muss dann unter Bedingungen von Dringlichkeit und Zeitnöten vor allem die Zeit für zielloses Beisammensein und Muße. Eine eher instrumentelle Logik von durchaus intensiver „Förderung“ kann somit zugleich Ressourcen der spontanen Zugewandtheit und Fürsorge verringern. In zunehmend digitalen Umwelten gewinnen – teils kompensatorisch – überdies nicht-leibliche Formen der sorgenden Zuwendung an Bedeutung, die noch genauer zu erforschen sind.

Historisch-kulturelle Veränderungen generativer Sorge für die Nachkommen: Über die zeitstrukturierten Sorgeverhältnisse im engeren Sinne hinaus, etwa in Eltern-Kind-Beziehungen, lässt sich aus sozial- und kulturtheoretischer Sicht die generativ-sorgende Ermöglichung des Heranwachsens der Folgegeneration als eine Art Brücke fassen, die gleichsam den Bruch überspannt, der mit der Endlichkeit der individuellen Lebenszeit konstitutiv verbunden ist. Eben diese Brücke wird gebildet

durch Generativität (King 2021), einer sorgenden Ermöglichung der Zukunft der Nachkommen, also auch durch Gabe und Weitergabe sowie das Zulassen des Neuen im Generationenverhältnis, das auch über das Bisherige der eigenen Lebenszeit hinausweist. „Lebenszeit und Weltzeit“ im Sinne von Blumenberg (1986) sind im Lichte dessen zu ergänzen um ein Drittes: nämlich um die generationale Zeit, die potenziell verbinden und mit der Endlichkeit partiell versöhnen könnte. Im Verhältnis einer Generation zu ihrer Folgegeneration lassen sich dann verschiedene Zeitebenen differenzieren: die Lebenszeit je einer Generation, eine gemeinsame Lebenszeit und Zukunft zweier oder mehrerer Generationen und schließlich die Lebenszeit und Zukunft der Nachkommen *ohne* deren Elterngeneration. Ein verantwortungsvolles praktisches Handeln der älteren Generation ließe sich dann dadurch kennzeichnen, dass konstruktiv-sorgende Voraussetzungen auch für die *Zeit über die eigene Zukunft hinaus* geschaffen werden, ohne über diese Zukunft bestimmen zu wollen. Zugleich muss dafür generationale (auch zeitliche) Begrenztheit anerkannt werden. Die generative Herausforderung – die Zukunft der Nachkommen durch gegenwärtig sorgendes Handeln zu ermöglichen – basiert dabei auch auf der Anerkennung der eigenen Begrenztheit.

Generative Krisen – Krisen in Sorgeverhältnissen: Krisen der Weitergabe können aus unverarbeiteter familialer und individueller Generationenspannung resultieren: aus unbewältigten Ambivalenzen in Generationenbeziehungen und aus der damit verbundenen Schwierigkeit der Anerkennung von Endlichkeit. In einer Welt, die in vielen Bereichen eher auf Steigerung und Transgression setzt, kann eine der möglichen Folgen – oftmals trotz gegenteiliger normativer Orientierungen – praktische Gleichgültigkeit der Älteren gegenüber jener Zukunft der Jungen sein, mit der sie selbst nichts mehr zu tun haben. Solche Ignoranz für die Zukunft kommender Generationen wird aktuell, explizit wie selten zuvor, von der jüngeren Generation beklagt. Zukunftsignoranz und verweigerter generative Sorge und Verantwortung sind Themen gesellschaftlicher Auseinandersetzungen geworden. Sie finden Ausdruck etwa in den *Fridays for Future*-Bewegungen der (nicht nur, aber vorwiegend) jungen Generation: Lautet doch die Forderung der jungen Aktivisten, im Bündnis mit Klimaforscher*innen, dass es eine ökologisch lebbare Zukunft über die Zeit der aktuell lebenden, sich darum nicht ausreichend sorgenden Generationen hinaus geben muss.

Vera King

LITERATUR

- Aulenbacher, B./Riegraf, B./Theobald, H. (Hg.) (2014): *Sorge: Arbeit, Verhältnisse, Regime* (Soziale Welt, Sonderband 20). Baden-Baden: Nomos.
- Blumenberg, H. (1986): *Lebenszeit und Weltzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hochschild, A. (2002): *Keine Zeit*. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen: Leske + Budrich.
- Huston, A. C./Rosenkrantz Aronson, S. (2005): *Mothers' Time With Infant and Time in Employment as Predictors of Mother-Child Relationships and Children's Early Development*. In: *Child Development*, Jg. 76, Heft 2, S. 467-482.
- Jurczyk, K./Schier, M./Szymenderski, P./Lange, A./Voß, G. G. (2009): *Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie*. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung. Berlin: edition sigma.
- King, V. (2021): *Familie und Generativität*. In: Ecarus, J./Schierbaum, A. (Hg.): *Handbuch Familie*. Band I: Gesellschaft, Familienbeziehungen und differentielle Felder (2., akt. u. überarb. Auflage). Wiesbaden: Springer VS (im Erscheinen).
- King, V./Schreiber, J./Uhlendorf, N./Gerisch, B. (2019): *Optimising patterns of life conduct – transformations in relations to the self and to others, especially in generational care*. In: King, V./Gerisch, B./Rosa, H. (Hg.): *Lost in Perfection: Impacts of Optimisation on Culture and Psyche*. London: Routledge, S. 61-72.
- Zeiber, H. (2009): *Kindheit zwischen Zukunftserwartungen und Leben in der Gegenwart*. In: King, V./Gerisch, B. (Hg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*. Frankfurt am Main: Campus, S. 223-241.

Gegenwart

Sprechen wir von der Gegenwart, denken wir implizit Vergangenheit und Zukunft mit. Der Begriff „Gegenwart“ ergibt für uns überhaupt erst im Verhältnis zu den Begriffen „Vergangenheit“ und „Zukunft“ Sinn. Erlebnisse, Ereignisse und Handlungen werden in ein geordnetes Hintereinander, eine Zeitabfolge gebracht. Dabei bezeichnet der Begriff „Gegenwart“ ein Jetzt, die Vergangenheit demgegenüber ein „nicht mehr Jetzt“ und die Zukunft ein „kommendes Jetzt“. Es mag trivial erscheinen, aber nur im Jetzt der Gegenwart *sind* wir, nur in der Gegenwart handeln, denken, erleben, interagieren, fühlen und beurteilen wir. De facto können wir nicht *nicht* in der Gegenwart sein. Damit ist im Wesentlichen zweierlei gesagt: Zum einen, dass wir in der Gegenwart Gesellschaft *in actu* praktisch vollziehen, und zum anderen, dass wir nur in der Gegenwart über Vergangenheit und Zukunft verfügen können. In unserem gegenwärtigen Sein sind uns die Vergangenheit und die Zukunft allein als gegenwärtige gedankliche bzw. kommunikative Konstruktionen zugänglich. Als solche sind sie aber zugleich an der Schaffung von Gegenwarten beteiligt, insofern vergangene Ereignisse, die auf die Zukunft gerichtete Handlungs- oder Lebensziele begründen, in den Vollzug gegenwärtigen Denkens und Handelns miteinfließen. Alfred Schütz (1974) spricht dahingehend von Weil- und Um-zu-Motiven, die uns einerseits beim Entwerfen von Handlungen anleiten und mit denen wir andererseits retrospektiv vollzogenes Handeln erklären. Schütz macht zudem darauf aufmerksam, dass uns genau genommen auch die Gegenwart ein Stück weit fremd bleiben muss, da sich vollziehendes Denken und Handeln dem reflexiven Zugriff entzieht – mit der Reflexion befinden wir uns bereits in einer neuen Gegenwart.

Der zuletzt genannte Aspekt legt nahe, die Gegenwart lediglich als flüchtigen Moment zu begreifen, in dem Zukunft in Vergangenheit umschlägt: So wie wir „Jetzt“ sagen, ist dieses Jetzt mit dem „Jetzt“-Sagen auch schon wieder vorüber. Die Gegenwart kommt auf uns zu, um sogleich wieder zu entschwinden. Die Gegenwart scheint so nur ein Jetztpunkt und unser Leben im Jetzt ein Übergehen von zusammenhangslos aneinandergereihten Jetztpunkten zu sein. Wäre dem so, fänden

wir uns allerdings weder dazu in der Lage, Zeit zu erfahren, noch Erfahrungen in der Zeit festzuhalten und zu sammeln – Kulturentwicklung wäre schlechterdings undenkbar. Unser Bewusstsein hält einzelne Wahrnehmungen in nachfolgenden Wahrnehmungsgegenwarten präsent; es erinnert (Retention), während es mit jedem Bewusstseinsakt kommende gegenwärtige Bewusstseinsakte „leer“ vorwegnimmt (Protention), wie Edmund Husserl (2013) ausführte. Die Gegenwart ist also kein ausdehnungsloser Jetztpunkt; wir müssen sie als Spanne begreifen. Rückendeckung erhält diese Einsicht aus der Hirnforschung, in der mittlerweile als relativ gut belegt gilt, dass das vom Bewusstsein integrierte Gegenwartsfenster um die 3 Sekunden währt (vgl. Pröppel 1995).

Soziales Handeln ist per se zeitlich. Dies nicht nur, weil Handlungen Abläufe sind, die beginnen und enden, oder weil sie *in actu* – also in einer Gegenwart – aneinander anschließen, sondern vor allem, weil das Aneinander-Anschließen von Handlungen zu Handlungsverkettungen auf Zeit im Sinne zeitlicher Markierungen angewiesen ist. Als sozial Handelnde müssen wir uns darauf verständigen, wann was, wie lange, in welcher Geschwindigkeit, wie oft und in welcher Taktung getan werden soll. Norbert Elias (1988) begriff die Zeit deshalb als ein sprachliches Symbol zur Bezeichnung einer universellen Tätigkeit, nämlich der des Zeitbestimmens („*timing*“). Die Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verstand er insofern als eine darauf bezogene Begrifflichkeit, durch die wir Ereignisse zu Geschehensabläufen synthetisieren, um uns in diesen zu positionieren. Geben wir etwa an, dass wir uns gegenwärtig in einer bestimmten Berufsausbildung befinden, stehen damit unausgesprochen eine vorausgegangene Schulbildung sowie zukünftige Berufspläne und Erwerbsperspektiven im Raum. Positionieren wir uns in einer Gegenwart, in dem wir Ereignisse, Handlungen, Situationen, Gedanken oder Gefühle mit einem „jetzt“, „gerade“, „aktuell“, „derzeit“ oder „momentan“ konnotieren, führen wir stets nicht gleichzeitig Stattfindendes als Vergangenheits- und Zukunftshorizont mit, auf das auch unsere Interaktionspartner vor dem Hintergrund gemeinsam geteilter Wissensvorräte zu rekurrieren in der Lage sind, jedenfalls potentiell. Überdies geben wir uns mit temporaladverbialen Gegenwartsmarkierungen wechselseitig zu verstehen, dass sich die Dinge im Wandel befinden, dass sie anders waren und, über kurz oder lang, wieder anders sein werden – auch dies ist erforderlich, um Erwartungen und Erwartens-Erwartungen aufeinander abzustimmen.

Als sozial handelnde, auf Zeit (im Sinne des „*timing*“) verwiesene Wesen finden wir uns von Geburt an und unabhängig von Kultur und Epoche in eine zeitlich regulierte Welt hineingestellt. Was uns unter diesen Bedingungen als Gegenwart gilt, hängt insofern maßgeblich von Zeitrastern ab, die das Handeln strukturieren. Die Gegenwart, die wir in einem Hochschulseminar mit anderen Seminarteilnehmer*innen teilen, währt typischerweise 90 Minuten. Wird uns an der Ladentheke kein

Alkohol verkauft, hat dies wohl mit dem Geburtsjahr auf dem vorzuzeigenden Personalausweis zu tun: Unsere Gegenwart wird rechtlich bestimmt, es wird festgestellt, dass wir uns derzeit noch in der Jugendphase befinden, offiziell ist uns der Alkoholgenuss in einer über das Lebensalter definierten Zukunft erlaubt. Wie dieses Beispiel zeigt, rastern wir uns nicht nur selbst in die Gegenwarten institutionalisierter Zeitordnungen mit entsprechenden Vergangenheits- und Zukunftshorizonten ein, wir werden auch – vorzugsweise im Kontext der Bürokratie – eingerastert; ein Einrastern, mit dem sich Status verbinden, die de facto Folgen für gegenwärtige und zukünftige Handlungschancen haben. Beiden Beispielen ist wiederum gemein, dass Gegenwarten je nach Zeitordnung unterschiedlich lange dauern, wobei diese Dauern i.d.R. via Uhren und Kalender quantifizierbar sind.

Was uns im Alltag als Gegenwart gilt, wird aber typischerweise nicht schlicht durch Uhren und Kalender bestimmt. Je nachdem, wie uns Ereignisse und Situationen einnehmen, wie sie die Aufmerksamkeit unseres Bewusstseins auf sich ziehen, gewinnt die Gegenwart eine ihr eigene Erlebnisintensität und mit dieser eine ihr eigene, rein qualitativ ausdrückbare Dauer. Trotz, oder gerade aufgrund der gegenwärtig allorten vernehmbaren Klage über Zeitnot und Stress, wird uns dies vielleicht in keinem anderen Zustand so sehr bewusst, wie in jenem der Langeweile. In der Langeweile wird uns die Gegenwart bleiern und schwer. Sie ist ein Warten auf Ereignisse, die die trostlose Einförmigkeit eines immer gleichen Geschehens durchbrechen – und davon wissen wohl insbesondere diejenigen zu berichten, die aus den Zeitrastern und zeitlichen Nötigungen des Erwerbsarbeitslebens im wahrensten Wortsinn „entlassen“ wurden, Arbeitslose.

Das Beispiel Arbeitslosigkeit macht darauf aufmerksam, dass unsere Gegenwartswahrnehmung mit unserer gesellschaftlichen Einbindung und Verortung im sozialen Raum variiert. So wird man sicherlich behaupten können, dass die Frage, wie wir in das System der Erwerbsarbeit eingebunden sind, welche Rollen wir in ihm einnehmen, welche soziale Positionierung sich damit verbindet und welche Lebensperspektiven daraus erwachsen, für die Frage, wie wir unsere Gegenwart wahrnehmen und erleben von ganz entscheidender Bedeutung ist. Arbeitslosigkeit muss nicht von jedem und jeder als zermürbende Langeweile und sinnentleertes Dahindauern erfahren werden, insofern aus ihr nicht per se eine Entstrukturierung der Alltagszeit und eine Verdüsterung des biografischen Zukunftshorizonts folgt. Je nach Ressourcen (Bildung, Vermögen etc.) oder habitueller Disposition lässt sie sich auch als frei gewordene Zeit begreifen; eine Zeit, die der Nutzung für andere Dinge des Lebens offensteht (Reisen, Familie, Bildung etc.). Kurz: Unsere Zeitwahrnehmung ist sozialstrukturell und kulturell geprägt, die Verankerung unseres Seins in der Gegenwart trägt einen schicht-, milieu-, alters- oder geschlechterspezifischen Index.

Zeitwahrnehmung ist auch in historisch je spezifischer Weise geprägt. Zeitverständnisse, Zeitbewusstsein und Zeiterfahrung verändern sich im Zuge des evolutionär-historischen Wandels von Gesellschaftsformationen, und mit ihm die Gegenwartswahrnehmung. Die für uns selbstverständliche Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist eine historisch kontingente Zeitsemantik, die sich erst mit der Neuzeit, auf dem Weg in die funktional differenzierte Gesellschaft und mit der Entstehung eines linearen Zeitverständnisses durchzusetzen begann. In einfachen, undifferenzierten, segmentären sowie in frühen ständisch organisierten Gesellschaften gingen Vergangenheit und Zukunft noch gleichsam in der Gegenwart auf. Die Gegenwart war in zweierlei Hinsicht die Wiederholung des immer Gleichen: eine an konkrete Tätigkeiten gebundene profane Alltagszeit (z.B. Aussaat und Ernte), die den Zyklen natürlicher Abläufe folgte (Tag, Nacht, Sommer, Winter etc.), sowie eine sakrale Zeit, die die Gegenwart des profanen Alltags durchdrang und dieser durch die rituelle Aktualisierung von Ursprungsmythen eine kosmologisch abgesicherte Geltungsgrundlage verlieh.

In den stratifizierten Gesellschaften des europäischen Mittelalters wurde diese Wiederkehr des immer Gleichen durch das jüdisch-christliche Zeitverständnis zwar aufgebrochen, der durch die Parusie installierte Zukunftshorizont, auf den die Geschichte linear zulief, blieb jedoch geschlossen. Um die Gegenwart als genuine Handlungsraum planerischen Gestaltens zu verstehen, bedurfte es einer Öffnung der Zukunft durch den Fortschrittsglauben, der seinerseits auf epochalen Wandlungsprozessen in wissenschaftlich-technologischer (z.B. mechanische Schlaguhr, Druckerpresse, Kompass etc.) kultureller (Reformation und Aufklärung), ökonomischer (Geldwirtschaft, Fernhandel, freie Arbeit etc.) und politischer Hinsicht (amerikanische und französische Revolution) beruht. Und erst als eine Zukunft zur Verfügung stand, die mit alternativen zukünftigen Gegenwarten ausgefüllt werden wollte, ließ sich die Vergangenheit als eine von Menschen geschaffene Geschichte denken, die der Gegenwart keine Vorgaben im Sinne von Traditionen macht, sondern aus der die Gegenwart Fortschrittziele ableiten und planend lernen kann – und die zur Schaffung gegenwärtiger Spielräume auch vergessen bzw. in Archiven abgelegt werden muss.

Damit war das Zeitregime der Moderne eingerichtet, das de facto eine ungeheure Aufwertung der Gegenwart bedeutete. Dies wiederum nicht nur, weil sie einen autonomen Raum von Handlungsmöglichkeiten eröffnete, sondern weil sie zugleich einem Imperativ des sich Entscheiden-Müssens unterliegt. „Die Gegenwart“, wie Niklas Luhmann (2011: 203f.) treffend formuliert, „wird als Punkt der Umschaltung begriffen, als ein Punkt, den man aus den Augen verlieren kann, in dem man durch Nichtstun etwas versäumt oder etwas tut, was man später bereut. Die einzige Möglichkeit, frei zu handeln, hat man jedoch immer nur in der Gegenwart. In der Zukunft

können wir noch nicht handeln, in der Vergangenheit nicht mehr.“ In der Gegenwart baut sich Entscheidungsdruck auf.

Vieles spricht dafür, dass Entscheidungsdruck, gepaart mit einer ungeheuren Zunahme an Entscheidungsmöglichkeiten (Stichwort: „Multioptionengesellschaft“), aber nicht minder bedingt durch die gestiegene Einsicht in die nichtintendierten Folgen tatsächlich getroffener Entscheidungen (Stichwort: „Risikogesellschaft“), das Zeitgefühl der spätmodernen Gesellschaft prägt und dem zugrunde liegt, was sich aus der Warte aktueller Gesellschaftsdiagnostik als Beschleunigung ausnimmt. Beschleunigung ist ein Grundzug des geöffneten Zukunftshorizonts. Die neue Qualität der Beschleunigung scheint nun aber darin zu bestehen, dass wir der Zukunft nicht mehr vom Fortschrittsglauben beseelt entgegenseilen, vielmehr drängt sich diese der Gegenwart als Notwendigkeit auf, selbsterzeugte Probleme zu lösen, Risiken zu managen oder Katastrophen abzuwenden. Wir müssen uns heute schon, „als eine Vergangenheit planen [...], die in der Zukunft brauchbar ist.“ (Luhmann 2011: 205). „Die Zukunft“, so Helga Nowotny (1995: 91), „ist heute realitätsnäher und damit gegenwartsnäher geworden [...] die Umweltschleifen menschlichen Handelns werden zu Zeitschleifen, die auf die Gegenwart zurückwirken“; unsere Gegenwart sei eine „erstreckte Gegenwart“. Hermann Lübke (1995) geht von ähnlichen Beobachtungen aus, setzt mit dem Begriff der „Gegenwartsschrumpfung“ aber einen anderen Akzent; es werden v.a. die Folgen einer Innovationsverdichtung betont, die darin bestehen, dass uns unsere gewohnte Lebenswelt rascher fremd wird, während sich in der Vorausschau die Reichweite der Zeiträume verkürzt, „für die wir mit einiger Konstanz unserer Lebensverhältnisse rechnen können“ (ebd.: 54).

Hans Ulrich Gumbrecht (2010) interpretiert Befunde wie diese als klaren Bruch mit dem modernen Zeitregime und der Herausbildung eines neuen, der „breiten Gegenwart“: Nicht nur die Zukunft schiebt sich in die Gegenwart, sondern dank der Speicherkapazitäten elektronischer Medien auch die Vergangenheit – die Vergangenheit wird nicht mehr vergessen, in (digitalen) Geschichtsrepräsentation ist sie dauerverfügbar und auf Dauer gestellt. Zwischen der uns „überflutenden Vergangenheit“ und der uns „bedrohenden Zukunft“ sei eine sich „verbreiternde Gegenwart der Simultanitäten“ entstanden. Im Zeitalter des Fernsehens und der IT-gestützten Social Media-Echtzeitkommunikation ist Gleichzeitigkeit per se zum Signum unseres spätmodernen Lebens aufgestiegen, womit sich neben fernen Zeiten, auch ferne Räume in das Wahrnehmungsfeld der Gegenwart schieben, jedenfalls potentiell ist unsere Gegenwart global.

Die Aufwertung der Gegenwart wird heute i.d.R. als Krise interpretiert, insofern der *information overload* droht und ein massives Sinnselektionsproblem entsteht. Als Symptom für diese Krisenerfahrung wertet Gumbrecht ein gegenwärtig gesteigertes Bedürfnis nach außeralltäglichen, besonders authentisch, v.a. sinnlich

erlebten Momenten (Präsenzerfahrung), die uns, wenn auch nur für einen Augenblick, aus der Zeit herauszuheben vermögen. Vielleicht wäre es für die Lebenslauf-forschung ein interessanter Ansatzpunkt, in „erzählten Geschichten“ solchen Mo-menten nachzuspüren – die Gegenwart ist die Schnittstelle unterschiedlichster Tem-poralitäten, auch den durch Lebensverlaufsstrukturen auferlegten. Warum also nicht nach den Momenten ihrer Außerkraftsetzung fragen, will man etwas über ihre le-benszeitprägende (normative) Wirkmächtigkeit erfahren?

Markus Gottwald

LITERATUR

- Elias, N. (1988): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gumbrecht, H. U. (2010): Unsere breite Gegenwart. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Husserl, E. (2013): Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins. Hamburg: Meiner.
- Lübbe, H. (1995): Schrumpft die Zeit? Zivilisationsdynamik und Zeitumgangsmoral: Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. In: Weis, Kurt (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. München: dtv, S. 53-79.
- Luhmann, N. (2011): Einführung in die Systemtheorie (6. Auflage). Heidelberg: Carl-Auer.
- Nowotny H. (1995): Wer bestimmt die Zeit? Zeitkonflikte in der technologischen Ge-sellschaft zwischen industrialisierter und individualisierter Zeit. In: Weis, K. (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. Mün-chen: dtv, S. 81-99.
- Pröppel, E. (1995): Wie kam die Zeit ins Hirn. Neurophysiologische und psychophysi-sche Untersuchungen zum menschlichen Zeiterleben. In: Weis, Kurt (Hg.): Was ist Zeit? Zeit und Verantwortung in Wissenschaft, Technik und Religion. München: dtv, S. 127-152.
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die ver-stehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geschlecht

Einen genuine Zusammenhang zwischen Zeit und Geschlecht herzustellen, erscheint vielleicht auf den ersten Blick etwas konstruiert. Denn unabhängig von der geschlechtlichen Zuordnung: Jeder Mensch hat zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger als 24 Stunden am Tag zur Verfügung. Grundsätzlich verwenden alle Menschen Zeit für Essen, Trinken, Schlafen, Arbeit und zwischenmenschliche Beziehungen. Doch bei genauerer Betrachtung zeigen sich viele Unterschiede zwischen Frauen und Männern im Zusammenhang mit Zeit. Betrachtet man etwa allein die Anzahl der Tage, die Frauen und Männern durchschnittlich im Leben zur Verfügung stehen, so wird eine Frau aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung mehr Tage im Verlauf ihres Lebens erwarten können als ein Mann.

Überhaupt – *Lebenslauf* ist ein sehr gutes Stichwort im Kontext von Zeit und Geschlecht. Der Lebenslauf im Sinne jenes Dokumentes, das man Bewerbungen um einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz beilegt, weist häufig sehr eindeutige geschlechtsspezifische Unterschiede auf. Noch vor wenigen Jahren waren die Lebensläufe der meisten Frauen mit Kindern von einem Drei-Phasen-Modell gekennzeichnet. Nach Schule und (Berufs-)Ausbildung folgten ggf. die ersten beruflichen Tätigkeiten, nach der Geburt des ersten Kindes eine meist mehrjährige Erwerbsunterbrechung zur Versorgung und Betreuung von Kindern und Haushalt, woran sich später ein Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit in Teilzeit anschloss. Diese Zeitverwendung im Lebensverlauf, die man dem beruflichen Lebenslauf entnehmen kann, deutet somit schon darauf hin, dass Frauen mit Kindern im Vergleich zu Männern mit Kindern mehr Zeit für Sorgetätigkeiten aufwenden. Der Lebenslauf eines Mannes mit Kindern unterscheidet sich im Durchschnitt kaum von dem eines Mannes ohne Kinder: Nach Schule und Zeiten der Ausbildung bleibt man(n) in der Regel dem Erwerbsleben verhaftet. Nur wenige Männer unterbrechen oder reduzieren ihre Erwerbstätigkeit zur Betreuung von Kindern in dem Maße, in dem Frauen dieses tun, auch wenn Männer zunehmend Elternzeit nach der Geburt des Kindes in Anspruch nehmen. Oftmals gibt es nur einen Unterschied zwischen Männern mit und ohne Kinder: Väter sind häufig mehr Stunden in der Woche erwerbstätig als

ihre kinderlosen Kollegen (Panova u.a. 2017: 52). Nun gibt es aber auch genug Frauen und Männer, die keine Kinder haben oder deren Kinder keiner Betreuung mehr bedürfen. Zudem verringern sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede der Erwerbsarbeitszeit zwischen Männern und Frauen immer mehr und das Drei-Phasen-Modell ist für Frauen nicht mehr in dem Maße zutreffend wie früher. Es bleiben aber gewisse Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen. Einer dieser Unterschiede ist, dass Frauen nach wie vor im Schnitt weniger Stunden erwerbstätig sind und öfter Teilzeit arbeiten. Komplementär hierzu sind Frauen – und zwar unabhängig davon, ob sie Kinder haben oder nicht – wesentlich mehr für jene Tätigkeiten zuständig, die sich unter dem Begriff Care (Sorgearbeit) subsumieren lassen.

Schaut man sich darüber hinaus den beruflichen Lebenslauf genauer an, etwa, auf welche Art der Stellen sich Frauen und Männer bewerben und welche Hobbies im Lebenslauf angegeben werden, so zeigt sich auch hier ein bekannter geschlechtsspezifischer Unterschied, der auf den Zusammenhang zwischen Zeit, Zeitverwendung und Geschlecht hindeutet: Frauen und Männer arbeiten in unterschiedlichen Berufsbranchen, Männer etwa wesentlich mehr in den technischen und Frauen in den sozialen Berufen. Und diese unterschiedlichen Interessen zeigen sich schon im jungen Alter bei Mädchen und Jungen und deren Zeitverwendung für verschiedene Freizeitaktivitäten.

Die einführenden Betrachtungen rund um den Begriff Lebenslauf verweisen also auf drei große Themenfelder, in denen ein Zusammenhang zwischen Gender, Zeit respektive Zeitverwendung und Lebenslauf erkennbar ist: Sorgearbeit, Erwerbsarbeit und Freizeit.

Der Bereich, in dem sich die Unterschiede in der Zeitverwendung und im Lebenslauf von Frauen und Männern am deutlichsten zeigen, ist die Sorgearbeit. Care, also die Aufgaben von der Sorge für sich selbst und der Fürsorge für andere, der Sorge um jüngere und ältere Generationen, der Bildung und Erziehung bis zu schöpferischen Tätigkeiten (Klinger 2013), ist weiblich konnotiert. Das bedeutet nicht nur, dass der zeitliche Umfang, den Frauen für diese Aufgaben verwenden, deutlich höher ist, als der der Männer, sondern auch, dass durch die Zuordnung sorgender Tätigkeiten zur weiblichen Geschlechtsrolle Frauen (und Männer) die damit einhergehenden Anrufungen durchaus verinnerlichen und hierdurch die geschlechtsspezifische Vorstellung weiblicher Sorgearbeit reproduzieren. Während sich Frauen also mehr für sorgende Aufgaben verantwortlich fühlen, diese übernehmen und manches auch gerne machen, ist dies bei Männern eher selten der Fall (Beckmann 2013).

Das zeigt sich in zeitlichen Dimensionen folgendermaßen: Im Schnitt verbringen Frauen im Alter von 18 bis 65 Jahren 266 Minuten wöchentlich mit Tätigkeiten aus dem „sozialen Bereich“. Hierunter fallen etwa Hausarbeit, Kinderbetreuung,

Pflege und Nachbarschaftshilfe. Männer investieren für derartige Aufgaben nur 178 Minuten wöchentlich. An erster Stelle des zeitlichen Engagements bei Männern steht die Erwerbsarbeit mit 316 Minuten in der Woche, wofür Frauen 214 Minuten in der Woche aufwenden (Panova u.a. 2017: 52). Noch deutlicher werden die Unterschiede in der Zeitverwendung bei Frauen und Männern, die Kinder betreuen. Während Väter durchschnittlich 5:18 Stunden am Tag erwerbstätig sind, gehen Mütter nur 2:28 Stunden am Tag einer Erwerbstätigkeit nach. Unbezahlte Sorgearbeit leisten sie jedoch durchschnittlich 5:48 Stunden täglich, wofür Männer nur 3:10 Stunden verwenden (Klunder/Meier-Gräwe 2017: 70).

Auch im späteren Verlauf des Lebens wird das unterschiedliche zeitliche Engagement von Frauen und Männern fortgesetzt, nämlich wenn es um Pfllegetätigkeiten im engeren Sinne, also um die Versorgung pflegebedürftiger, zumeist älterer Verwandter oder Bekannter geht. Im Erwerbsalter, also im Alter bis 65 Jahre, sind es vor allem Frauen, die Eltern oder Schwiegereltern unterstützen. Nicht nur, dass sorgende Tätigkeiten eher als weibliche Aufgabe verstanden werden: Frauen sind eher bereit, ihre Erwerbstätigkeit zu reduzieren, um Pflege zu leisten – oder leisten eher Pflege, weil sie ohnehin schon durch eine Teilzeittätigkeit mehr zeitlichen Spielraum haben. Entsprechend sind 63% der Hauptpflegepersonen Frauen und knapp 28 % Männer (Schmidt/Schneekloth 2011). Erst im hohen Alter nimmt die Zahl der pflegenden Männer zu, nämlich dann, wenn Ehefrauen und Partner*innen versorgt werden müssen (Rothgang u.a. 2017: 146f.).

Für den Zusammenhang von Zeit und Geschlecht ist die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, insbesondere der Sorgetätigkeiten, wesentlich. Und dieser Zusammenhang beginnt sich schon in jungen Jahren zu entfalten. Die letzte Zeitbudgetstudie, durchgeführt Anfang bis Mitte der 2010er Jahre, zeigt, dass bereits in der Altersgruppe der 10- bis 17-jährigen Kinder und Jugendlichen Mädchen mehr Hausarbeit machen als Jungen, nämlich durchschnittlich 67 Minuten am Tag gegenüber 47 Minuten bei den Jungen. Ebenso haben soziale Tätigkeiten – gemeint sind hiermit soziale Kontakte, Unterhaltungen, Kultur, Ausruhen – in der Zeitverwendung der Mädchen einen höheren Stellenwert als bei den Jungen. Sie verbringen hiermit täglich im Schnitt 107 Minuten, die Jungen 86 Minuten. Im Tätigkeitsbereich Sport, Hobby, Spiele, worunter körperliche Bewegung, Jagen/Fischen/Sammeln, technische und sonstige Hobbies, Kunst/Musizieren sowie Spiele fallen, sind hingegen die Jungen aktiver. Sie verwenden für diese Aktivitäten durchschnittlich 157 Minuten täglich, im Vergleich zu den Mädchen, die sich nur 90 Minuten täglich mit Sport und Spiele beschäftigen (Wirth 2017: 121).

Die Zahlen der Zeitbudgeterhebungen verdeutlichen, dass ein wesentlicher Zusammenhang zwischen Geschlecht und Zeit darin besteht, dass sich der Tagesablauf eines Mannes deutlich von dem einer Frau unterscheidet, weil zum Tageswerk

eines Mannes wesentlich weniger Aufgaben gehören, die unbezahlte Sorgetätigkeiten umfassen. Dieser Gender Care Gap wirft seinen Schatten weit voraus auf weitere Aspekte, die im Zusammenhang mit dem Umfang von Erwerbs- und Sorgearbeit stehen. Denn aus dem zeitlich größeren Umfang an Erwerbsarbeit ergeben sich in der Regel auch ein höheres Einkommen, bessere Karrieremöglichkeiten (und somit noch mehr Einkommen) und schließlich auch eine höhere Rente. Nicht zuletzt steht die sogenannte Altersarmut von Frauen im direkten Zusammenhang damit, für welche Tätigkeiten Frauen im vorangegangenen Lebenslauf ihre Zeit verwendeten. Da es gesellschaftlich hoch relevante, jedoch unbezahlte Tätigkeiten sind, erfahren Frauen hierdurch vieldimensionale – etwa finanzielle – Benachteiligungen. Auch darin manifestiert sich die Wechselbeziehung zwischen Geschlecht, Zeit(-verwendung) und Lebenslauf: Sie bewirkt eine gesellschaftlich hierarchische Positionierung zwischen den Geschlechtern, in der Frauen häufig benachteiligt sind.

Die Zahlen weisen natürlich nur Tendenzen – wenngleich sehr deutliche Tendenzen – auf. Ein differenzierteres Bild ergibt sich, wenn man berücksichtigt, dass Zeitverwendung sich nicht allein entlang der Ungleichheitskategorie Geschlecht unterscheidet, sondern ebenso im Zusammenhang mit Elternschaft und Pflegeverantwortung steht und insofern auch gesellschaftlichen Veränderungen stereotyper Aufgabenverteilungen unterworfen ist. Darüber hinaus bewirken die Differenzlinien Klasse und Schicht Unterschiede hinsichtlich Zeitverwendung und Geschlecht, da Haushalte mit hohem Einkommen die Doppelbelastung der Frauen durch weitgehende Inanspruchnahme von Dienstleistungen umgehen oder abpuffern können. Beispielsweise sinkt die Inanspruchnahme von Pflegeleistungen nach SGB XI bei Paaren mit höherem Einkommen, da diese Leistungen privat substituiert werden können (Unger/Giersiepen/Windzio 2015). Da es bei den zeitlichen Entlastungen aber immer um Erleichterungen bei der Sorgearbeit geht, sind es auch hier wieder Frauen, die Familien und private Haushalte in Form von bezahlter Carearbeit entlasten.

Zusammenfassend lässt sich das Verhältnis von Geschlecht, Zeit und Lebenslauf auf die gesellschaftliche Geschlechterordnung zurückführen, mit ihrer strukturell zugrunde gelegten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, auf welcher große Teile unserer gesellschaftlichen Organisation und auch unseres Sozialstaates basieren. Mit der Entwicklung bürgerlich-kapitalistischer Industriegesellschaften haben sich Arbeitsstrukturen entwickelt, die eine deutliche Trennung zwischen Erwerbsarbeit und unbezahlter Sorgearbeit aufweisen. Konzentrierte sich diese Trennung zunächst vor allem auf das Räumliche, verfestigte sich um die Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend die geschlechtlich getrennte Zuordnung: Die Erwerbsarbeit wurde zunehmend nur dem Mann, die Sorgearbeit der Frau zugewiesen. Auf dieser Trennung und der damit einhergehenden (zeitlichen) Organisation beruhte schließ-

lich unsere Gesellschaftsformation, wenn man sich allein vor Augen führt, wie der Sozialstaat der Bundesrepublik Deutschlands und auch anderer Länder für die Versorgung pflegebedürftiger Menschen auf die unbezahlte Arbeit von Frauen vertrauten. Das System sozialer Sicherung forcierte viele Jahrzehnte den Vollzeit erwerbstätigen Mann mit einer über ihn kranken- und sozialversicherten nicht erwerbstätigen Ehefrau, die sich um Kinder, Haushalt und die pflegebedürftigen Eltern oder Verwandten kümmert. Im Bereich der Erwerbsarbeit ist jedoch seit einigen Jahrzehnten ein immenser Wandel zu beobachten, welcher im Zuge von Emanzipation und der Gleichberechtigung von Frauen zu einer immer höheren Erwerbsbeteiligung von Frauen führt. Zwar lassen sich seitdem auch Tendenzen erkennen, wonach Männer mehr Zeit für Kinderbetreuung, Hausarbeit und Pfl egetätigkeiten verwenden, doch im Wesentlichen sind es nach wie vor Frauen, die Sorgearbeit leisten – unabhängig vom Umfang ihrer Erwerbsarbeit. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Zeitverwendung haben schließlich auch immense Auswirkungen auf Aspekte wie gesellschaftliche Partizipation, Anerkennung und Gleichberechtigung, aber auch auf den Umfang von freier Zeit und Muße. Denn durch die doppelte Zuständigkeit für Erwerbs- und Sorgearbeit erfahren Frauen eine besondere zeitliche Belastung. Menschen, die Sorgearbeit leisten, sind häufig vielfach benachteiligt, nicht zuletzt durch einen Mangel an Zeit.

Die geschlechtlichen Unterschiede in der Zeitverwendung bilden somit auch soziale Ungleichheiten ab. Entsprechend kann hieraus geschlussfolgert werden, dass Geschlechtergerechtigkeit nicht nur eine egalitäre Verteilung von Erwerbsarbeit, sondern auch von Sorgearbeit voraussetzt. Es geht um den egalitären Zugang zu Freizeit und Regeneration sowie darum, gesellschaftliche Aufgaben gerecht zu verteilen und hierdurch den Zugang zu den verschiedenen Gütern und Mitteln der gesellschaftlichen Partizipation sozial gerecht zu gestalten. Zeit und Geschlecht sind mit sozialer Gerechtigkeit auf das Engste verbunden.

Sabine Beckmann

LITERATUR

- Beckmann, S. (2013): Women and care: subjectification in times of the rising adult worker model – an intersectional perspective. In: AG About Gender – International journal of gender studies, Jg. 2, Heft 4. URL: <https://riviste.unige.it/aboutgender/article/view/92> [20.05.2019].
- Klinger, C. (2013): Krise war immer... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilung in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Appelt, E./Aulenbacher, B./Wetterer, A. (Hg.): Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82-104.

- Klünder, N./Meier-Gräwe, U. (2017): Gleichstellung und innerfamiliäre Zeitverteilung. Mahlzeitenmuster und Beköstigungsarbeit in Familien im Zeitvergleich. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*. Wiesbaden, S. 65-90.
- Panova, R./Sulak, H./Bujard, M./Wolf, L. (2017): Die Rushhour des Lebens im Familienzyklus. Zeitverwendung von Männern und Frauen. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*. Wiesbaden, S. 45-63.
- Rothgang, H./Müller, R./Runte, R./Unger, R. (2017): *Pflegereport 2017. Schriftenreihe zur Gesundheitsanalyse*. Bremen.
- Schmidt, M./Schneekloth, U. (2011): Abschlussbericht zur Studie „Wirkungen des Pflege-Weiterentwicklungsgesetzes“. Bericht zu den Repräsentativerhebungen im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit. Berlin.
- Unger, R./Giersiepen, K./Windzio, M. (2015): Pflegebedürftigkeit im Lebensverlauf. Der Einfluss von Familienmitgliedern und Freunden als Versorgungsstrukturen auf die funktionale Gesundheit und Pflegebedürftigkeit im häuslichen Umfeld. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 67, Heft 1, S. 193-215.
- Wirth, H. (2017): Die Zeitverwendung von Kindern und Jugendlichen – Lernen am Modell? Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Zeitverwendung für Haushaltstätigkeiten. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): *Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland*. Wiesbaden, S. 117-134.

Kontinuität

Kontinuität ist ein Teil der zeitbezogenen Lebenserfahrung des Menschen. Diese zeitbezogene Lebenserfahrung kann insgesamt jedoch nur angemessen erfasst werden, wenn weitere Dimensionen zeitlichen Erlebens ergänzend Berücksichtigung finden. Zeit kommt im Erleben von Menschen zumindest in zweierlei Weise vor. Es gibt sie als Erfahrung von langer Dauer oder immer Gleichem ebenso wie als Erfahrung von Kurzfristigkeit oder rascher Veränderung. Wir organisieren einerseits unser Leben in der Gewissheit der immer wiederkehrenden Rhythmen von Tag und Stunde, von Plänen und Kalender, von Schlaf und Wachsein. Wir schaffen Beständigkeit durch Wiederholung und Reproduktion. „Die Sehnsucht nach Unvergänglichkeit“ (Assmann 2011: 15) scheint kulturell tief verankert und lässt sich in den ältesten Kulturen, z.B. der Altägyptens, nachzeichnen. Andererseits rechnen wir mit immer schnellerem Wandel zwischen gestern und morgen, der die Lebensperspektiven als offen, unberechenbar und riskant erscheinen lässt. Diese Erfahrung von Wandel und Neuerung scheint erst in jüngerer Zeit dominant zu sein, wenn sie als „Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“ (Rosa 2005) beschrieben wird. Das erstgenannte Phänomen deutet auf Stillstand, Dauer und die Wiederkehr des immer Gleichen, das zweite auf permanente Bewegung, Veränderung und den Verlust des notwendig Vertrauten. In zeitphilosophischen Betrachtungen ist die Rede vom „Doppelspiel der Zeit“ (Kaempfer, zit. n. Pfeiffer 2007: 48), verbunden mit der Frage danach, ob es möglich ist, beide Zeiterfahrungen nur partikular in gegenseitiger Abhängigkeit oder auch universal als alternativlos zu denken. Für die Frage nach dem menschlichen Erleben dieser beiden „Zeitvektoren“ (ebd.) ist die hypothetische Annahme einer absoluten Dominanz einer der beiden unerheblich. Menschliches Erleben lässt sich nur innerhalb der beiden Systeme von Materie als Inbegriff von Wandel und Energie als Inbegriff von Dauer denken. Für den Begriff „Kontinuität“ als zeitliche Erfahrung von Beständigkeit bedeutet dies, dass er in den Grenzen seiner eigenen Relativität gesehen werden muss.

Wie widersprüchlich die beiden Erfahrungen von Kontinuität und Diskontinuität als zeitliche Dimensionen gedeutet werden können, lässt sich beispielhaft an

zwei unterschiedlichen systematischen Positionen zeigen. Die eine Position beschreibt, wie wir durch die gegenwärtigen, immer schneller einsetzenden gesellschaftlichen Veränderungen die Zukunft festlegen und die potentiell offenen zukünftigen Möglichkeiten einschränken. Wir dehnen die Gegenwart als „erstreckte Gegenwart“ (Nowotny, zit. n. Pfeiffer 2007: 73) in die Zukunft aus und erschaffen zeitliche Kontinuität, die Zukunft durch gegenwärtige Entscheidungen an die Gegenwart bindet und als das möglich Andere verhindert. Dasselbe gesellschaftliche Phänomen beschleunigten Wandels erfährt eine entgegengesetzte Deutung mit der These der „Gegenwartsschrumpfung“ (Lübbe, zit. n. Pfeiffer 2007: 75): Die Zeitspanne vertrauter Kontinuität wird durch die Innovationsverdichtung in Wissenschaft und Technologie immer kürzer. Das Neue und Überraschende ebenso wie das Veraltete rücken immer näher an die Gegenwart heran, sodass deren Vertrautheitspotential als Konstanz eine immer kürzere Dauer hat. Durch Wertschätzung und Sicherung wird dieser Kontinuitätsverlust kompensiert, indem wir absichtsvoll Vergangenes vor dem Vergessen bewahren. „Musealisierung“ (ebd.: 76) nennt Lübbe dieses Phänomen, das dem Kontinuitätsverlust mit Maßnahmen zur Herstellung von Kontinuität begegnet und in Gesellschaften mit gesteigerter Diskontinuität beobachtet werden kann.

Aus den vielfältigen Versuchen, Dimensionen von Zeit in den Strukturen der Lebenswelt des Menschen festzustellen, sollen exemplarisch wenige Beispiele aus unterschiedlichen Disziplinen herangezogen werden. Und trotz des einleitend konstatierten Doppelcharakters der Zeit wird der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Aspekte zeittheoretischer Beobachtungen gelegt, die sich dem hier thematisierten Stichwort Kontinuität zuordnen lassen.

Aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive liegt es für Friedrich Cramer (Cramer 1994) zunächst nahe, als Hinweis auf Kontinuität Systeme in Betracht zu ziehen, die als immer wiederkehrende Phänomene auf Beständigkeit und anhaltende Dauer rekurren. Solche Phänomene sind Zyklen, Rhythmen und Rotationen, die sich gleichförmig wiederholen: Die Gezeiten oder die Umlaufbahnen der Planeten sind dafür ebenso Beispiele wie der menschliche Pulsschlag, die chemischen Reaktionen des Stoffwechsels oder der Rhythmus von Schlafen und Wachen. Die in der Uhrenzeit symbolisierte Zeit der wiederkehrenden Zyklen und Phasen richtet sich nach den makrokosmischen Frequenzen von Erde und Sonne. Die Gesetze der Physik erscheinen seit Newton als reversible, immer gültige Aussagen kausaler Zusammenhänge, bspw. der Bewegung, der Geschwindigkeit, der Arbeit oder der Energie. Die reversible Zeit liegt als Struktur all diesen Phänomenen zugrunde, die damit als dauerhaft und kausal erwartbar erscheinen. Mit dem Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik kommt es dann zu einer Wandlung in der Vorstellung davon, wie sich Ereignisse in der Natur darstellen. Die Erkenntnis, dass sich Energie

nicht ohne Verluste in andere Formen, bspw. Wärme, umwandeln lassen kann, bedingt eine Änderung in der Vorstellung der reversiblen Zeitstrukturen. Wo Veränderung zu Neuem führt, ist der Vorgang der Umwandlung selber irreversibel. Mit der damit verbundenen Einsicht in die Irreversibilität von Ereignissen wird es möglich, die Prozesshaftigkeit menschlichen Lebens als Werden und als Veränderung, als Einbruch von Neuem zu erklären. Mit dem weiteren Fortschritt der Wissenschaften werden deren bisher vorherrschende Prinzipien von Totalität und Universalität fraglich (Welsch 1988). Die Relativitätstheorie führt vom Ganzheitsdenken weg, die Theorie der Fraktale weist auf Diskontinuität und die Chaostheorie auf unerwartete Übergänge und Brüche in Systemen und Strukturen. Die Begrenztheit der Erkenntnis und die Unmöglichkeit universaler und endgültiger Aussagen eröffnen einer Aussicht die Chance, die insgesamt nun die Maßgebliche wird und von neueren Forschungen bestätigt werden soll: Aussagen der Wissenschaft sind nur als plurale und partikulare, als antagonistische und diskontinuierliche möglich (ebd.: 78). Mit dieser Entwicklung wird relativiert, was zunächst die Wissenschaftskultur des technologischen Zeitalters kennzeichnete: die Kontinuität ihrer Grundlagen und Ergebnisse als universal gültige mit Bezug auf Denken und Handeln in der Lebenswelt. Diese Grundlagen grundsätzlich als partikular, begrenzt und vielfältig zu denken, enthält in sich aber ebenso einen universalen und damit selbstwidersprüchlichen Ansatz. Die übergreifende Frage muss nach Welsch die sein, ob Einheit oder Vielfalt ohne die Folie ihres Gegenteils als Maßstab überhaupt zu erkennen sein können. Mit der alten philosophischen Diskussion von Form und Inhalt liegt aus seiner Sicht eine Unterscheidung vor, mit der das Postulat der Pluralität der Form nach als Ganzheitskonzept erscheint. Und dies deshalb, weil die prinzipielle Offenheit für die Möglichkeiten des immer Neuen das Ganze als Idee notwendig macht, ohne deren inhaltliche Vollständigkeit je erreichen zu können. Die Kontinuität in der Form der Idee der Ganzheit wird nicht durch Pluralität und Vielfalt relativiert, sondern wird gerade durch Pluralität und Vielfalt stabilisiert. Kontinuität erscheint als notwendige Voraussetzung, um Pluralität und Vielfalt systembezogen anerkennen zu können.

Diese Gleichzeitigkeit von reversiblen und irreversiblen Phänomenen der Lebenswelt wird beschreibend nachvollziehbar. Schon im Begriff „Geschichte“ scheinen zwei Dimensionen aufzuleuchten und miteinander in Konkurrenz zu stehen: Der Begriff „Geschichte“, wie er heute verwendet und verstanden wird, ist ein Begriff, der im Sinne eines „Kollektivsingulars“ (Koselleck, zit. n. Pfeiffer 2007: 63) die Summe von Einzelgeschichten insgesamt meint. Damit integriert dieser Begriff die erlebten und erzählten Geschichten des einzelnen Menschen einerseits und andererseits die Geschichte insgesamt als reflektierte Geschichte oder Historie. Diese Betrachtung erlaubt es, in der Geschichte Strukturen und Ereignisse von unter-

schiedlicher Dauer festzustellen. Einerseits werden Ereignisse erkennbar, die durch einen Anfang und ein Ende begrenzt erlebt werden. Daneben gibt es Strukturen oder Zustände, mit denen eine gewisse Dauer oder Stetigkeit, d.h. ein Wandel in längeren Fristen, verbunden ist. Strukturen können die an ihrem Zustand beteiligten Ereignisse überdauern und sich als von handelnden Personen unabhängig erweisen. Geschichte ist somit von der Gleichzeitigkeit unterschiedlich lang andauernder Strukturen gekennzeichnet, die Koselleck in der verräumlichenden Metapher der „Zeitschichten“ (Koselleck 2000) versinnbildlicht. Erscheint die geschichtliche Zeit auf den ersten Blick als lineare Erstreckung in der Abfolge unwiederholbarer Ereignisse, so enthält sie dennoch dauerhafte Strukturmomente und ist damit den in der Natur erkennbaren Strukturen in ihrer Dauerhaftigkeit vergleichbar. So sind bspw. die leiblichen Bedürfnisse des Menschen kulturell bestimmbar, aber in ihrer anthropologischen Verhaltensform als stetige Wiederholung nur begrenzt durch menschliches Handeln beeinflussbar. Gleichzeitig werden Strukturen erkennbar, die durch menschliches Handeln verursacht und bewusst gewollt als dauerhafte soziale Handlungen die Stabilität des gesellschaftlichen Zusammenhalts sichern. Die Sprache ist ein Beispiel dafür, die mit Semantik, Grammatik und Syntax dauerhafte Symbole und Strukturen aufweist, die situationsunabhängig bestehen und wiederholbar sind. Vom Erfahrungsbegriff ausgehend erschließt Koselleck unterschiedlich lang andauernde Erfahrungen als geschichtliche Dimensionen: Die erste Form der Erfahrung ist die überraschende, einzigartige und unwiederholbare Erfahrung in der Lebensgeschichte des Individuums als einmalige Erfahrung seiner Biografie. Es gibt daneben wiederholte Erfahrungen, die zu einer Art länger währender Lebenserfahrung beitragen und zu erwartbaren Erfahrungen werden. Über das einzelne Leben hinaus können diese erstreckten Erfahrungen oft auch generationenspezifisch sein und durch Weitergabe von der älteren an die jüngere Generation bewusst sozial verlängert werden. Gleichzeitig beeinflusst die Art einer bestimmten Erfahrung nicht nur ein einzelnes Individuum, sondern oft eine ganze Generation, indem sie langfristig, z.B. als politische Erfahrung, das Grundmuster deren politischer Einstellung prägt. Diesen beiden Erfahrungsarten, der kurzfristigen und mittelfristigen Dauer, stellt Koselleck eine dritte Art von Erfahrung gegenüber: einen langfristigen, direkt nicht beobachtbaren Erfahrungswandel. Er ist in der Weise langfristig und andauernd, dass er in personen- und generationenübergreifenden Sequenzen verläuft, die dem unmittelbaren Erleben nicht mehr zugänglich sind. Dieser langfristige Wandel als Kontinuitäts Erfahrung wird als „generationenübergreifende Fremderfahrung“ (ebd.: 39) in die eigene Erfahrung durch Lernen vermittelt.

Aus der Perspektive der soziologischen Diskussion lässt sich Zeit als kontinuierliche nur denken, wenn es zuvor die Erfahrung von Stabilität und Dauer in Form

langandauernder, stabiler Staatseinheiten gegeben hat. Mit diesem Gedanken eröffnet Norbert Elias (1988) seine Betrachtung zum hier diskutierten Zeitaspekt. Seinem Gedankengang liegt zunächst die Feststellung zugrunde, dass es Geschehensabläufe gibt, die einen Anfang und ein potentielles Ende haben. Eine Vielzahl solcher Abläufe findet sowohl nacheinander als auch gleichzeitig statt. Diese begrenzten Abläufe nennt Elias „Wandlungskontinuen“ (ebd.: 12). Mit Hilfe eines ausgewählten Wandlungskontinuums als Maßstab im Sinne eines „Standardkontinuums“ (ebd.) können andere Wandlungskontinuen vergleichend bewertet werden, um ein Verständnis von Zeit als Maßstab für Dauer und Wandel zu bilden. Zum spezifischen Verständnis dabei gehört, dass der Aspekt der Kontinuität sich auf den nachvollziehbaren Zusammenhang zwischen früheren und späteren Zuständen eines Geschehens bezieht. Er sagt nichts über die substantiellen Veränderungen aus, die sich im Laufe des Geschehens zutragen können. Für Elias ist das menschliche Leben selbst ein solches Wandlungskontinuum, dessen andauernde Identität sich nicht in der gleichbleibenden Substanz, sondern in der Kontinuität der Wandlungen gründet. So erlaubt die Synchronisation verschiedener Wandlungskontinuen, eine Folge von Ereignissen als kontinuierlich ablaufende Sequenz zu begreifen und damit eine zeitliche Einordnung im Hinblick auf „früher“ oder „später“ zu ermöglichen.

Die Fokussierung auf Kontinuität als zeitbezogene Lebenserfahrung des Menschen soll abschließend mit Überlegungen aus dem philosophischen Diskurs verbunden werden. Odo Marquard (1986) bezieht sich dabei gerade gegenläufig auf die Dominanz des diskontinuierlich Zufälligen in der Moderne, unterscheidet aber zwischen zwei unterschiedlichen Formen von Zufall. Es gibt für ihn das Zufällige, das auch anders sein könnte und Resultat menschlichen Wollens und Entscheidens ist. Oder das Zufällige ist das, was auch anders sein könnte, aber eben nicht oder nur wenig geändert werden kann. Dieses „Schicksalszufällige“ (ebd.: 128) bestimmt überwiegend das menschliche Leben und gibt ihm ein hohes Maß an Kontinuität. Für diese Kontinuität lassen sich zahlreiche Beispiele finden: Sprache, Geschlecht, die Weltgegend und Lebenslage, Kultur, Tradition und Sitte, also Phänomene, die nicht notwendig so sein müssen, aber zunächst und vorrangig unser Schicksal bestimmen. Diese Traditionen sind unvermeidlich, gehören zum Menschsein und sind zugleich Voraussetzung für selbst gewählte Veränderung. „Die Wahl, die wir sind, wird getragen durch die Nichtwahl, die wir sind: Zukunft braucht Herkunft, Wahl braucht Üblichkeiten.“ (Ebd.: 125) So wird als anthropologisch notwendige Kontinuität menschlichen Lebens die vom Menschen nicht wesentlich beeinflussbare Schicksalszufälligkeit festgehalten, von der aus zugleich aber auch die Wahl von etwas beliebig anderem möglich ist. Dass dieses schicksalsgebundene Leben aber nicht wesentlich veränderbar ist, liegt in einem weiteren anthropologisch schicksal-

haften Sachverhalt begründet: „Wir sind [...] durch Geburt zum Tode verurteilt, d.h. zu jener Lebenskurze, die uns nicht die Zeit lässt, uns aus dem, was wir zufällig schon sind, in beliebigem Umfang davon zu machen.“ (Ebd.: 129)

Ursula Pfeiffer-Blattner

LITERATUR

- Assmann, J. (2011): Steinzeit und Sternzeit. Altägyptische Zeitkonzepte. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Cramer, F. (1994): Der Zeitbaum. Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie (2., rev. Auflage). Frankfurt am Main: Insel.
- Elias, N. (1988): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koselleck, R. (2000): Zeitschichten. Studien zur Historik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marquard, O. (1986): Apologie des Zufälligen. Stuttgart: Reclam.
- Pfeiffer, U. (2007): Kontinuität und Kontingenz. Zeitlichkeit als Horizont systematischer Überlegungen in der Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Welsch, W. (1988): Unsere postmoderne Moderne (2., durchges. Auflage). Weinheim: VCH Acta Humaniora.

Krankheit

Das Jahr 1687, als Isaak Newton der Royal Society seine *Philosophiae naturalis principia mathematica* vorlegte, könnte als das Geburtsdatum der modernen Wissenschaft betrachtet werden. Die Vorstellung einer Zeit, die wie in einem Uhrwerk gleichförmig und deterministisch von der Vergangenheit in Gegenwart und Zukunft verrinnt, war in der Folge grundlegend bis in das 20. Jahrhundert hinein. Aus diesem Zeitbegriff resultiert ein deterministisches Kausalitätsverständnis: Alles, was geschieht, ist verursacht und folgt demnach aus etwas, was ihm vorhergeht. Im Zusammenhang mit Darwins Theorie über die Entstehung der Arten gewann im 18. Jahrhundert auch der Entwicklungsgedanke in der Biologie zunehmend an Bedeutung. Rudolf Clausius formulierte 1850 erstmals das Verbotssprinzip, dass Wärme niemals von allein von einem kälteren zu einem wärmeren Körper strömen kann. Damit war die Thermodynamik der Physik etabliert und der Zeit eine irreversible Richtung verliehen worden.

In der Naturwissenschaft richtete sich das Augenmerk auf Systeme in Nichtgleichgewichtszuständen und auf Prozesse mit irreversiblen zeitlichen Modi. Die Untersuchung chaotischer Zustände war mit der Einführung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs in die klassische Physik eingebunden, die bislang ein Prototyp des deterministischen wissenschaftlichen Paradigmas gewesen war. Alle Systeme, die einer irreduziblen probabilistischen Beschreibung folgen, können definitionsgemäß als chaotisch bezeichnet werden. Dabei handelt es sich um die meisten Systeme der uns umgebenden Umwelt, bspw. das Wetter, das Verhalten fließenden Wassers oder die Entwicklung biologischer Systeme. Die Dynamik derartiger Systeme kann nicht durch eine einzige Trajektorie beschrieben werden, sondern eher durch Bündel von Trajektorien. Der Begriff der Selbstorganisation wurde zur Zentralmetapher dieser neuen wissenschaftlichen Sichtweise.

Selbstorganisation kann als spontane Entstehung von Ordnung definiert werden, ohne dass externe Anweisungen oder interne Programme diese Ordnung bestimmen. Auf Humberto Maturana geht dabei das Konzept der Autopoiesis zurück (vgl. Maturana 1982). Am Aufbau der materiellen Körper, d.h. der Makromoleküle

bzw. der Proteine auf der Ebene der biologischen Systeme, spielen im Gegensatz zur physikalischen Ebene Selbstorganisationsprozesse mit großem Energie- und Materialaufwand eine Rolle. Materie, die unter Energieaufwand im Nichtgleichgewichtszustand gehalten wird, weist andere Eigenschaften auf als Materie im Gleichgewicht. Materie im Gleichgewicht ist einförmig. Materie im Nichtgleichgewicht ist sensibel und spezifisch. Es hat sich gezeigt, dass Forschungsstrategien eines reduktionistischen Ansatzes, nämlich Objekte bzw. Systeme in ihre Einzelteile zu zerlegen und die Eigenschaften von Systemen bzw. Systemzusammenhängen durch die seiner Elemente zu erklären, zur Erklärung selbstorganisatorischer Prozesse nicht hinreichend bzw. nicht erfolgreich sind. Immanuel Kant war der erste, der ein Programm der Selbstorganisation konzeptuell zu erfassen suchte (Küppers 1996: 124). So schreibt er in der *Kritik der Urteilskraft*: „In einem solchen Produkte der Natur wird ein jeder Teil, so, wie er nur durch alle übrige da ist, [...] gedacht, [...] als ein die andern Teile (folglich jeder den andern wechselseitig) hervorbringendes Organ [...]; und nur dann und darum wird ein solches Produkt, als organisiertes und sich selbst organisierendes Wesen, ein Naturzweck genannt werden können“ (Kant 1974: 321f.). Dieses grundlegende Vermögen der Natur hielt Kant für eine „unerforschliche Eigenschaft“ (ebd.).

Auch Krankheiten können als emergent im System des Organismus entstandene selbstorganisatorische Systeme verstanden werden. Sie stehen in vielfältigen rekursiven Beziehungsgefügen mit dem System, aus dem sie hervorgegangen sind. Es handelt sich um komplexe selbstorganisatorische Prozesse, in denen eine Vielzahl von Systemen zueinander in komplexen Rückkopplungsbeziehungen stehen.

Um das Verhalten dynamischer Systeme zu beschreiben, wurde der Begriff des Phasenraumes eingeführt. Dessen Koordinaten bzw. Dimensionen entsprechen den Freiheitsgraden bzw. Variablen des Systems. Die reibungsfreie Pendelbewegung einer Uhr unter idealen Bedingungen, d.h. im Vakuum, beschreibt bspw. eine exakte Kreisform. In der Realität werden die Pendelausschläge im Gefolge des Luftwiderstandes dagegen abgebremst und schließlich nimmt das Pendel eine Ruhelage ein. Dieser Endpunkt scheint die Bahn des Pendels quasi anzuziehen und wird deshalb als Attraktor bezeichnet. Wird das Pendel durch Energiezufuhr von außen wiederholt angetrieben, so resultiert daraus eine sich von Umlauf zu Umlauf geringfügig ändernde zyklische Bahn, die Grenzyklusattraktor genannt wird. Bei quasi-periodischen Oszillationen auf einer Fläche im dreidimensionalen Phasenraum handelt es sich um einen Torusattraktor.

Der Meteorologe Edward Lorenz entwarf 1963 ein System von Gleichungen für Wettervorhersagen. Zu seinem Erstaunen stellte sich heraus, dass sich die vom Computer angebotenen nichtlinearen Gleichungen nach kurzer Zeit völlig unterschieden, wenn die Anfangswerte nur ganz geringfügig geändert wurden (Lorenz

1963). Sein seltsamer Attraktor wurde erst 10 Jahre später als ein solcher erkannt. Eine Vielzahl der biologischen Prozesse im Organismus, und damit auch eine Vielzahl von Krankheitsbildern, ist in der Form von Attraktoren darstellbar. In der Chronobiologie spielen Grenzyklen eine wichtige Rolle. Dies beginnt beim Tagesablauf, der einer circadianen Rhythmik von Wachheit (2/3) und Schlaf (1/3) folgt. Schlafstörungen, also Störungen dieses grundlegenden biologischen Rhythmus, machen auf Dauer krank. Circadiane Rhythmen kommen in jeder Zelle vor. In komplexen Organismen und Organen müssen diese zellulären Uhrwerke miteinander koordiniert werden, d.h. deren periodische Umläufe müssen auf einen gemeinsamen Grenzyklus, auf eine circadiane „Masterclock“ hin, koordiniert werden.

Der Herzschlag ist der wohl bekannteste Biorhythmus. Er steht quasi als Archetypus für das Leben selbst. Die Koordination von Millionen von Herzmuskelzellen erfolgt durch elektrische Signalgeber in einem hierarchisch gegliederten System neuronaler Schrittmachereinheiten. Jedes dieser gegliederten Schrittmacherzentren erzeugt quasiperiodische elektrische Signale in der Form von Grenzyklus-Attraktoren. Jeder dieser Attraktoren ist an weitere Attraktoren gekoppelt, sodass ein komplexes Netzwerk von Attraktoren wirksam ist. Erst ein derartig komplexes, aus Attraktoren unterschiedlicher Periodizität gegliedertes System garantiert die unfassbare und über viele Jahrzehnte anhaltende funktionelle Integrität der Dynamik des Herzens und seine große Anpassungsfähigkeit an wechselnde Belastungssituationen. Der Organismus als Ganzes ist vorstellbar als ein unüberschaubar komplexes Netzwerk von zahllosen miteinander gekoppelten Attraktoren, welche in ihrem Zusammenwirken die unverwechselbare Identität und Integrität jedes einzigartigen Individuums repräsentieren.

Circadiane Rhythmen sind genetisch determiniert. Entsprechende „Uhrgene“ wurden bspw. bei der Fruchtfliege, dem Goldhamster, der Maus und anderen Tieren entdeckt. Als biologische Zeitgeber wurden spezielle Kerngebiete im vorderen Hypothalamus (Nucleus paraventricularis; Nucleus suprachiasmaticus) identifiziert, wobei noch eine Reihe weiterer Zeitgeber vermutet werden. Aschoff sprach in diesem Zusammenhang von einer „Mutteruhr“, von mehreren Tochteruhren und angekoppelten schwingungsfähigen Untereinheiten (Aschoff 1963: 1939). Es ist bekannt, dass Melatonin Funktionen eines „Zeithormons“ aufweist, denn es spielt eine Rolle bei Zeitverschiebungen im Zusammenhang mit Interkontinentalflügen oder bei Schichtarbeit. Bei Schlafstörungen ist der Attraktor der circadianen Rhythmik deformiert. Wir wissen auch, dass bei depressiven Patient*innen häufig auch das Zeiterleben tiefgreifend gestört sein kann. Die Trajektorien der Blutdruckwerte folgen gleichermaßen einer circadianen Rhythmik und es gilt als erwiesen, dass Herzinfarkte in den Morgenstunden doppelt so häufig auftreten wie im restlichen Tagesverlauf. Schon vor 300 Jahren war bekannt, dass Asthmaanfälle bevorzugt

nachts auftreten. Grundlegende biologische Rhythmen steuern auch den Wechsel zwischen verschiedenen Schlafstadien, aber auch die periodischen Generierungs- und Steuerungsprozesse im Bereich des blutbildenden Systems, des Hormon- und Immunsystems. Die Chronopharmakologie beschäftigt sich mit dem Verhalten eines Arzneistoffes im Körper unter den Aspekten der zeitlichen Strukturierung physiologischer Prozesse im Organismus: Das richtige Arzneimittel muss nicht nur in der richtigen Dosis, sondern auch zum richtigen Zeitpunkt verabreicht werden.

Sein und Zeit können nicht unabhängig voneinander gedacht werden. Sein und Zeit stehen in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis zueinander, wobei das Eine das Andere konstituiert. Erfahrung ist nur in einer zeitstrukturierten Wirklichkeit möglich. Schon Augustinus unterschied im 11. Buch der *Confessiones* drei Modi von Zeit, nämlich die Gegenwart der Vergangenheit, die Gegenwart der Gegenwart und die Gegenwart der Zukunft. Ein Vorher-Nachher existiert erst dann, wenn diese Zeitfenster geöffnet worden sind. Das Erleben von Zeit geschieht als Erinnerung, als Anschauung, als Erwartung (Augustinus 1982: 318).

Die Erfahrung der komplexen Verschränkung von Zeitmodi ist in der erfahrenen Gegenwart von Krankheit besonders präsent. Wie dargestellt, folgen Krankheitsprozesse einer zeitlichen Dynamik, die in der Form von Attraktoren darstellbar sind. In diesen nichtlinearen Prozessen spielen Rückkopplungsprozesse an die jeweiligen Ausgangsbedingungen eine wesentliche Rolle. Krankheiten etablieren multidimensionale Zeitgefüge, die sich in den kognitiven bzw. emotionalen Systemen als Erfahrungswelten präsentieren.

Bösartige Erkrankungen entstehen durch Fehlregulationen von Genen, d.h. sie werden durch Generierung und Weitergabe von fehlerhaften Informationen und Signalen ausgelöst. Solche Fehlregulationen auf molekularer Ebene gehen dem Ausbruch einer Erkrankung oft viele Jahre, nicht selten Jahrzehnte voraus. In der Gegenwart der Krankheit ist damit die Vergangenheit in Form von Myriaden fehlerhaft generierter Informationsketten und abnormer Signalwege implizit präsent. Immer ist somit die Vergangenheit auf den Trajektorien bzw. Trajektorienbündeln der Krankheitsprozesse kodiert. Weit in der Vergangenheit liegende genetische Abnormitäten wirken determinierend und prognoserelevant auf das Zukünftige ein. So gelten bspw. Mutationen des Gens p53 als Indiz für ein erhöhtes Metastasierungsrisiko von malignen Erkrankungen, Mutationen von p53 können also als Warnsignal für in der Zukunft wahrscheinliche Ereignisse gewertet werden.

In der Entwicklungsgeschichte eines malignen Tumors spielen nicht zuletzt auch chaotische Musterbildungen eine wichtige Rolle: Eingangs auf einem Genlocus fehlerhaft produzierte Informationen bzw. fehlerhafte Signalketten können über positive Rückkopplungen weitere Selbstverstärkungsmechanismen und damit eine lawinenartige Zunahme der Fehler in Gang setzen. In den frühesten Stadien

einer Tumorerkrankung können die Veränderungen auf molekularer Basis noch reversibel sein. Man weiß, dass bestimmte Formen von Dickdarmadenomen sich in frühen Stadien noch zurückbilden können, während in anderen Adenomen die Veränderungen bis zur Ausbildung eines manifesten Karzinoms fortschreiten. Im Gefolge sich weiter anhäufender genetischer Abnormitäten erreichen die Prozesse einen Bifurkationspunkt und treten damit in ein irreversibles Stadium über. In der Dynamik einer Tumorentstehung ist ein abrupter Umschlag der Zeitstruktur zu beobachten, d.h. vom frühen Stadium einer zeitsymmetrischen Reversibilität zur Irreversibilität. Ein solcher Wechsel der Zeitstruktur ist unbedingt prognoserelevant. Die aufgetretenen Veränderungen sind jetzt permanent vorhanden und verstärken die Tendenz zu weiteren Irregularitäten und Abnormitäten auf der Ebene der Gene und damit auch der Proteinbiosynthese: Ein sich autodynamisch beschleunigender Prozess hat sich etabliert.

Viele Trajektorien auf den Attraktoren von Krankheiten tendieren im Vergleich zu den physiologischen Prozessen zu fraktalen Eigenschaften. Lebende Systeme, besonders jedoch die Systeme der Krankheiten, entwickeln sich in einem Doppelmodus von reversiblen und irreversiblen Zeitstrukturen. Das Verhältnis von Chaos und Ordnung hängt wiederum eng mit der Struktur der Zeit zusammen. Mandelbrot sprach in diesem Zusammenhang auch von fraktaler Zeit und definierte diese so: „Die Anzahl $M(r)$ von Fehlern zwischen den Zeitpunkten 0 und r misst die Zeit, indem sie solche Zeitpunkte zählt, in denen etwas Bemerkenswertes passiert. Sie ist ein Beispiel für eine fraktale Zeit“ (Mandelbrot 1987: 90). Derartige „bemerkenswerte“ Ereignisse könnten im Verlauf eines Krankheitsgeschehens abrupte Veränderungen des Verlaufes, bspw. akute Fieberschübe, eine unvorhersehbare Verbesserung oder Verschlechterung des klinischen Zustandes bei einem bis dato völlig ungestörten postoperativen Verlauf markieren. Man könnte möglicherweise auch sagen: In den Zuständen schwerer Erkrankungen nimmt die Geometrie der Zeitstrukturen fraktale Eigenschaften an.

Im Kontext der biologischen Evolution können Medizin und Krankheit als Systeme verstanden werden, die in komplexen Selektionsbeziehungen mit der Herausbildung von neuen Informationen und Ordnungen stehen: Bspw. sind Änderungen ihres genetischen Repertoires die Hauptursachen für die Resistenzentwicklung von Bakterien im Laufe einer zunächst erfolgreichen Antibiotika-Therapie. Unter dem Selektionsdruck von Antibiotika ist also ein neuer Stamm von Bakterien entstanden, die unter der laufenden Antibiotikatherapie überleben und sich reproduzieren können. Damit ist wiederum die Medizin gefordert, neue Klassen von Antibiotika zu entwickeln, gegen welche diese Bakterien nicht resistent sind. Auf diese Weise sind Spiralen von Selektion und Anpassung aktiviert, die zum Entstehen neuer Bakterienspezies auf der einen Seite und zur Generierung von neuen Informationen

im Bereich der Medizin und zur Entwicklung neuer therapeutischer Verfahren auf der anderen Seite führen.

Krankheiten und Medizin können als Schwungräder in der Natur- und Geistesgeschichte der Menschheit gedeutet werden. In der Kulturgeschichte des Menschen nehmen die Auseinandersetzungen des Menschen mit der Krankheit, mit seinem Verfall und Siechtum, mit der zeitlichen Begrenztheit seines Lebens einen zentralen Raum ein. Krankheiten konfrontieren den Menschen mit einer elementaren Seinsweise. Diese elementare Seinsweise wurde von Seneca, dem großen Weisen der römischen Kaiserzeit, in folgende Trias eingefasst: *Intermissio voluptatum*, *Dolor corporis* und *Meatus mortis*. Die Unterbrechung des Wohlbefindens, die körperlichen Schmerzen und die drohend aufkeimende Furcht vor dem Sterben. Es gibt erhabene Kulturleistungen, wie die Philosophie, die bildende Kunst und die Musik, aber es gibt keine unmittelbar menschlichere als die Medizin. Nicht das Vollkommene, sondern das Gebrochene und Begrenzte fragt nach dem Ganzen. Im Sog der Bugwellen der Krankheiten werden die Fragen nach Bedeutung und Sinn des eigenen Lebens aufgeworfen.

Michael Imhof

LITERATUR

- Aschoff, J. (1963): Gesetzmäßigkeiten der biologischen Tagesperiodik. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift, Jg. 88, Heft 40, S. 1930-1937.
- Augustinus, A. (1982): Bekenntnisse. München: dtv.
- Kant, I. (1974): Kritik der Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Küppers, G. (1996): Selbstorganisation: Selektion durch Schließung. In: Küppers, G. (Hg.): Chaos und Ordnung. Formen der Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft. Stuttgart: Reclam, S. 122-148.
- Lorenz, E. N. (1963): Deterministic Nonperiodic Flow. In: Journal of the Atmospheric Sciences, Jg. 20, Heft 2, S. 130-141.
- Mandelbrot, B. B. (1987): Die fraktale Geometrie der Natur. Berlin: Akademie-Verlag.
- Maturana, H. R. (1982): Erkennen: Die Organisation und die Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig: Vieweg.

Langeweile

Langeweile, das wird in der Literatur zu diesem Phänomen häufig angemerkt, ist eine sehr verbreitete Empfindung. Wie ausschließlich die deutsche Bezeichnung zum Ausdruck bringt, ist sie unter anderem durch ein mehr oder weniger unangenehmes, verlangsamtes Zeiterleben charakterisiert. Vermutlich die meisten kennen Langeweile aus eigener Erfahrung und können sie, zumindest bei sich selbst, auch ohne Schwierigkeiten erkennen – vorausgesetzt, das wurde irgendwann erlernt. Denn aus emotionssoziologischer Sicht formen sich solche Empfindungen auf organischer Grundlage innerhalb von „Gefühlskulturen“ und gründen sich entsprechend auf eine Sozialisation des Empfindens (vgl. Elias 1993).

Während in der fallbasierten psychoanalytischen Theorie, der empirischen Psychologie und der analytischen Philosophie vorwiegend darauf fokussiert wird, dieses psychische Phänomen qualitativ und strukturell zu charakterisieren und kategorial einzugrenzen, ist in der Soziologie, Kultur- und Literaturwissenschaft eine „relationale“ Denkweise stärker ausgeprägt, in der die kulturellen Konstitutionsbedingungen entschieden mitreflektiert werden. Je nach disziplinärer Logik und Forschungsperspektive unterscheiden sich Forschungsinteressen und konzeptuelle Methoden. So kommt es auch, dass andere, ältere Wörter der europäischen Kulturgeschichte zu potenziell ähnlichen Empfindungen (*horror loci*, *taedium vitae*, *acedia*, Melancholie, *ennui*, *spleen*) von den einen tendenziell übergangen oder als sehr ähnlich betrachtet werden, für die anderen aber gerade die Sprachgeschichte einen historischen Wandel des Erlebens widerspiegelt (Dalle Pezze/Salzani 2008: 11).

Dalle Pezze und Salzani heben in ihrer Überblicksarbeit zur kultur- und sozialwissenschaftlichen Literatur über Langeweile hervor, dass der Begriff und das Konzept eine eigene Geschichte haben, mit einer umfangreichen Genealogie sprachgeschichtlicher Vorläufer (ebd.: 8). Das ist deshalb relevant, weil Langeweile vor diesem Hintergrund nicht als ein ahistorisches, „zeitloses“ Phänomen anzusehen ist, sondern vielmehr als ein typisches Empfindungsmuster moderner Subjektivität, für das ein neuer, spezifischer Begriff entstanden ist. Das deutsche Wort „Langeweile“ kam demnach im Verlauf des 18. Jahrhunderts auf, das englische *boredom*

erst im 19. Jahrhundert, weil „eine neue psychische Situation“ mentalitätsgeschichtlich eine neue Terminologie und neue Repräsentationen subjektiver Erfahrung erforderte, die mit anderen Worten nicht mehr hinreichend adäquat auszudrücken war. Das schließt nicht aus, dass auch zuvor ähnlich empfunden wurde. Doch ein neues sprachliches Konzept bringt neue Möglichkeiten hervor, ein spezifisches Erleben erfassen zu können (Meyer Spacks 1995: 28).

In kulturhistorisch orientierten Zugängen wird das Empfinden relational zu kulturellen Ordnungen begriffen – hinsichtlich der diskursiven Wissensordnung wie auch der Sozialstruktur und praktischen Lebensweisen. Eine wesentliche Komponente ist dabei die soziale Konstruktion der Zeit. Die mit der Industrialisierung und Urbanisierung vorangetriebene „Entäußerung“ der Zeit – von natur- und tätigkeitsorientierten Prozessen zu einer mechanistischen, „leeren“ und fragmentierbaren Uhrzeit als Taktgeber des alltäglichen Lebens – kann als ein tiefgreifender elementarer Faktor im gesellschaftlichen Wandel der Moderne verstanden werden, den z.B. der Soziologe Max Weber als eine voranschreitende Rationalisierung und „Entzauberung“ der Welt beschrieben hat (vgl. Goodstein 2005: 403ff., 413f.).

Aus modernitätstheoretischer Sicht bringt dieser Wandel ein fundamentales Sinnproblem mit sich, das auch das individuelle Verhältnis zur eigenen Zeitlichkeit berührt. Mit der Aufklärung weicht ein theologisch gesicherter, transzendentaler Sinnhorizont allmählich zurück, an dessen Stelle ein säkularisierter Fortschrittsglaube tritt, der sich auf verantwortliches Handeln und Entwicklungspotenziale gründet. Mit der Romantik folgt eine individualistische Wendung nach innen, eine Bedeutungszunahme persönlicher Selbstentfaltung und Selbstverwirklichung durch eine ästhetisierte und empfindungsorientierte Ausgestaltung der eigenen Subjektivität (ebd.: 126f.; Dalle Pezze/Salzani 2008: 12f.). Sinn muss nun vielleicht nicht allein aus der Quelle des Selbst geschöpft werden, wie es gelegentlich heißt (ebd.); Sinn wird auch weiterhin primär in sozialen Bedeutungssystemen hervorgebracht (vgl. Barbalet 1999: 632); – doch die Grundlagen haben sich tendenziell von einer überlieferten Gewährleistung zu einer individualisierten Anforderung verschoben, aus der eigenen Zeit etwas machen zu müssen (vgl. Meyer Spacks 1995: 23).

Die psychologische Forschung – seit einigen Jahren mit einer gesteigerten Aufmerksamkeit für das Phänomen der Langeweile – lässt sich in diesen kulturhistorischen, modernitätstheoretischen Hintergrund einfügen. In seiner Metaanalyse des Forschungsstands begreift der Philosoph Elpidorou (2018) – im Kern den früheren Überlegungen des Soziologen Barbalet (1999) folgend – die Langeweile als einen komplexen psychischen Zustand mit der regulatorischen Funktion, im Alltagsleben eine minimale persönliche Sinnhaftigkeit abzusichern. Durch ihre spezifische empirische „Signatur“ bringe Langeweile erstens eine in dieser Hinsicht unbefriedigende Situation zu Bewusstsein und bewege den Organismus zweitens dazu, an der

Situation auch etwas ändern zu wollen (Elpidorou 2018: 456). Langeweile erfülle damit letztlich die existenzielle Funktion, persönlich Uninteressantes vom Interessanten zu unterscheiden (ebd.), hinsichtlich der situativen Involvierung sozusagen vor „Abwegen“ zu warnen und dem Bewusstsein entsprechende Impulse zu geben.

In der empirischen Psychologie des individuellen Erlebens und Verhaltens wird zwischen einem situativen Zustand (*state*) und einer Eigenschaft der Persönlichkeit (*trait*) unterschieden, wobei die zeitliche Beschaffenheit des Phänomens (Dauer, Kontinuität, Häufigkeit) sowie die Situationsspezifität entsprechende Kriterien sind (ebd.: 457f.). Langeweile kann als ein Phänomen untersucht werden, das als ein Zustand auf Merkmale konkreter Situationen bezogen ist, wie auch als ein situationsübergreifendes Persönlichkeitsmerkmal. So lässt sich Langeweile einerseits als ein temporäres Unbehagen ansehen, das durch eine Veränderung der Umstände aufgelöst werden kann. Studien zu Situationsbedingungen in Bildungseinrichtungen und Erwerbsarbeit sind entsprechend einschlägig für diese Perspektive (ebd.: 473; Barbalet 1999: 638ff.). Andererseits wird Langeweile auch als chronischer Stressor in Verbindung mit Depression und Angststörungen, psychosomatischen und Persönlichkeitsstörungen, Gehirnverletzungen sowie im Zusammenhang mit Essstörungen und Suchtverhalten untersucht (Eastwood u.a. 2012: 482f.). Auch psychoanalytische Arbeiten, die sich seit den 1930er Jahren mehrfach fokussiert mit der Langeweile befasst haben, tendieren primär zu psychodynamischen Erklärungsansätzen in Hinblick auf strukturelle Eigenschaftsmerkmale (zsf. Bensch 1999).

Um Langeweile präzise zu verstehen, sollten ihre Eigenschaften als ein Zustand bestimmbar sein, bevor sie in Verbindung zur Persönlichkeit untersucht wird. Ihre formalen Eigenschaften wie die zeitliche Struktur und Situationsbezogenheit sprechen jedenfalls dafür, Langeweile als psychischen Zustand eingrenzen zu können (Elpidorou 2018: 457f.). In seiner Synthese der empirischen Forschungsliteratur führt Elpidorou insgesamt neun typische Charakteristiken auf, durch die Langeweile als ein „multidimensionales Konstrukt“ beschrieben wird. Diese spezifische empirische „Signatur“ der Langeweile ordnet er in vier Komponenten: Auf der *affektiven* Ebene gilt Langeweile als ein aversiver und transitorischer Zustand, der als Unzufriedenheit, auch als ermüdend und frustrierend erlebt wird. Langeweile fühlt sich nicht gut an, sondern ist tendenziell ein unangenehmer Zustand, der auch mit anderen affektiven Zuständen wie Einsamkeit, Wut oder Traurigkeit vermischt sein kann. Die aktuelle Situation wird als unbefriedigend erlebt, sie hat „nichts zu bieten“; es wird sich davon distanziert und losgelöst erlebt, und es entsteht ein Bedürfnis nach etwas anderem, das auf irgendeine Art stimulierender, befriedigender ist. *Kognitiv* geht damit eine veränderte Zeitwahrnehmung einher: Die Zeit scheint langsamer zu vergehen oder sogar stillzustehen. Es ist auch von einer „Leere“ im zeitlichen Erleben die Rede. Zudem fällt es schwer, die Aufmerksamkeit zu halten.

Die Gedanken sind flüchtig; sie wandern umher. Auf der Ebene des *Willens* wird der Wunsch bestärkt, etwas anderes zu tun bzw. an der Situation etwas zu ändern. Auf *physiologischer* Ebene kommen empirische Studien zu vermeintlich widersprüchlichen Ergebnissen. Es wird sowohl ein sinkendes Arousal-Niveau (die Aktivität des zentralen Nervensystems) wie auch dessen Ansteigen berichtet. In seiner Interpretation der verschiedenen Befunde sieht Elpidorou im absinkenden Niveau Anzeichen für den inneren Rückzug aus der Situation, wohingegen das Ansteigen darauf vorbereite, zu handeln und am Zustand etwas zu ändern (ebd.: 459ff.).

Im Ergebnis lässt sich der Zustand der Langeweile als eine komplexe Emotion begreifen, die im Unterschied zu einer Stimmung relativ kurzlebig und flexibel ist und bei spezifischen Situationen als Reaktionsmuster auftritt. Die bewusste oder unbewusste Bewertung des Geschehens steht dabei am Anfang (ebd.: 468). Langeweile tritt in Situationen auf, die nicht zu den persönlichen Bedürfnissen passen, die als sinnlos oder auch als unter- oder überfordernd erlebt werden, sodass sich innerlich von der Situation abgewandt wird. In dieser funktionalen Blickweise ist Langeweile ein eigenständiges emotionales Muster, mit dem das Bewusstsein über eine persönliche Bezugslosigkeit in einer Situation informiert wird (ebd.: 468f.).

Betrifft diese psychische Funktion einerseits jedes Lebensalter, wird vor dem bisherigen Hintergrund andererseits plausibel, dass sich das Erleben je nach Subjektposition qualitativ unterscheiden kann. So wird gerade für Kinder Langeweile gar nicht unbedingt zum Problem, sondern vielmehr von Erwachsenen zum kritischen Moment einer Selbstaktivierungsfähigkeit gemacht (Phillips 1997: 107).

Mit Blick auf Erwachsene sieht Barbalet die Langeweile als einen spezifischen Angsttypus – eine Angst gegenüber dem völligen Sinnverlust einer Situationsverstrickung, wodurch das zeitliche Verbleiben als unangenehm erlebt wird. Das verlangsamte Zeiterleben sei insgesamt typisch für Ängste. Aufgrund eines persönlichen Sinnverlusts wird der Zeitverlauf als leer erlebt (Barbalet 1999: 637). Diese Lesart deckt sich mit dem psychoanalytischen Verständnis der Langeweile als Abwehr in einer Situation, die ein potenzielles Bedrohungsszenario für die psychische Verfasstheit darstellt. In der psychoanalytischen Theorie wird diesbezüglich nicht nur der situative Sinnverlust thematisiert, sondern vor dem Hintergrund klinischer Pathologien auch eine mehr oder weniger fundamental gestörte Beziehungsfähigkeit im Verhältnis zur inneren und äußeren Welt (vgl. Bensch 1999).

Langeweile äußert sich als ein empfundener *Mangel* an Interesse. Sprachgeschichtlich ist im Englischen das Wort *interesting* in seiner heutigen, subjektiv geprägten Verwendungsweise etwa zur gleichen Zeit gebräuchlich geworden wie das Verb *to bore* (Dalle Pezze/Salzani 2008: 10). Im Deutschen wurde das Wort „interessant“ während des späten 18. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnt. Abgeleitet vom lateinischen *inter esse*, einem „Dazwischen-sein“, also in Ausei-

nersetzung und Beziehung mit etwas sein, wird bei Langeweile der Zeitverlauf als zu *lange* andauernd erlebt, weil ein Interesse *spürbar fehlt*. Die Bezugslosigkeit macht tendenziell unruhig, hinterlässt eine *beunruhigende* Leere, und hat deshalb auch aktivierendes Potenzial. In dieser Hinsicht lässt sich Langeweile von älteren, ähnlichen Empfindungsmustern unterscheiden, die durch andere moralische und symbolische Bezugssysteme geprägt wurden (ebd.: 8ff.). Langeweile resultiert aus der strikt negativen Bewertung fehlender Interessen, die einer potenziellen Akzeptanz der Situation oder auch der Resignation entgegensteht (Barbalet 1999: 634).

Ideen- und sozialgeschichtlich ist das Verhältnis zu sich selbst in der Moderne durch ein verschärftes Verantwortungskalkül der eigenen Lebensführung und eine außenorientierte Zeitlichkeit fundiert – mit dem moralischen Imperativ, sich zu der eigenen Zeitlichkeit gestaltend verhalten zu müssen. Bewertungsanteile in der emotionalen Signatur können daher als Wiederhall eines kulturellen Selbstverständnisses gedeutet werden, in dem sich ein Mangel an Interesse abwertend auswirkt. Diese Moralität kommt in der subtilen Missbilligung von Langeweile bei anderen ebenso zum Ausdruck wie in der weniger subtilen Kränkung, von anderen als „langweilig“ bezeichnet zu werden (vgl. Bensch 1999: 141).

Das in der Psychoanalyse formulierte Paradox, bei Langeweile letztlich etwas wollen zu wollen, sich momentan dazu aber nicht in der Lage zu fühlen, untersuchen Eastwood u.a. (2012) empirisch in Hinblick auf die zugrundeliegenden kognitiven Prozesse, wobei sie den Aspekt der Aufmerksamkeit fokussieren: Langeweile bestimmen sie erstens als situative Unfähigkeit, hinreichend Aufmerksamkeit für internale (z.B. Gedanken, Gefühle) oder externale Informationen aufwenden zu können, um eine befriedigende Involvierung zu ermöglichen. Zweitens ist das Erleben auf diesen als negativ empfundenen Zustand fokussiert, dessen Ursachen drittens vorrangig der Umgebung zugeschrieben werden (ebd.: 484).

Nicht nur der psychische Zustand, auch andere Merkmale der Situation lassen sich betrachten, was insbesondere für institutionelle Zusammenhänge relevant ist, in denen Langeweile als Problem angesehen wird, etwa in schulischen/akademischen Lehr-Lern-Arrangements oder erwerbsbedingten Arbeitskontexten (ebd.). Schon seit Marx' Entfremdungstheorem und britischen Erschöpfungsstudien zur Industriearbeit aus den 1920er Jahren ist etwa bekannt, dass Langeweile aus Situationen resultiert, die keinen Raum lassen, einer Situation irgendetwas persönlich abzugewinnen zu können. Langeweile ist hier eine Reaktion darauf, sich „gefangen“ zu fühlen (vgl. Barbalet 1999: 633ff.).

Es kann sich auch ein Bedürfnis nach adäquater Anregung gegen die Situation richten, wenn diese als zu unpassend zu den eigenen Dispositionen erlebt wird („mismatch“) und die eigene Aufmerksamkeit deshalb nicht gehalten werden kann (Eastwood u.a. 2012: 487ff.). Auch eine Fokussierung auf die Zeitwahrnehmung

kann zu Langeweile führen, wenn eine Situationsdauer als „schon sehr lange“ eingeschätzt wird (ebd.: 489). All diese Aspekte sind offensichtlich nicht unabhängig von den individuellen Sozialisationsbedingungen und unterliegen einem kultur- (und medien-)geschichtlichen Wandel, mit dem sich auch Normalitätsstandards verschieben.

Abschließend lässt sich Langeweile aus existenzphilosophischer Sicht auch als ein fundamentaler Ausdruck persönlicher Freiheitsgrade würdigen. So sieht Benno Hübner (1991: 37) mit Heidegger in der Langeweile einen meta-physischen Bereich der Undeterminiertheit von Natur und die Leere der Langeweile als einen inneren Freiraum, die aktuelle Situation negieren zu können und ähnlich dem Spiel nach Möglichkeiten zu suchen, sich neu und anders auf die Welt zu beziehen.

Sebastian Schinkel

LITERATUR

- Barbalet, J. M. (1999): Boredom and Social Meaning. In: *The British Journal of Sociology*, Jg. 50, Heft 4, S. 631-646.
- Bensch, R. (1999): Psychoanalyse der Langeweile. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zu Theorie, Praxis und Geschichte*, Bd. 41, S. 135-163.
- Dalle Pezze, B./Salzani, C. (2008): Introduction – The Delicate Monster: Modernity and Boredom. In: Dalle Pezze, B./Salzani, C. (Hg.): *Essays on Boredom and Modernity*. Amsterdam: Rodopi, S. 5-33.
- Eastwood, J. D./Frischen, A./Fenske, M. J./Smilek, D. (2012): The Unengaged Mind: Defining Boredom in Terms of Attention. In: *Perspectives on Psychological Science*, Jg. 7, Heft 5, S. 482-495.
- Elias, N. (1993): On Human Beings and their Emotions: A Process-Sociological Essay. In: Featherstone, M./Hepworth, M./Turner, B. S. (Hg.): *The Body: Social Process and Cultural Theory*. London: Sage, S. 101-125.
- Elpidorou, A. (2018): The bored mind is a guiding mind: toward a regulatory theory of boredom. In: *Phenomenology and the Cognitive Sciences*, Jg. 17, Heft 3, S. 455-484.
- Goodstein, E. S. (2005): *Experience without Qualities: Boredom and Modernity*. Stanford: Stanford University Press.
- Hübner, B (1991): *Der de-projizierte Mensch. Meta-physik der Langeweile*. Wien: Passagen.
- Meyer Spacks, P. (1995): *Boredom: The Literary History of a State of Mind*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Phillips, A. (1997): *Vom Küssen, Kitzeln und Gelangweiltsein*. Göttingen: Steidl.

Lebenslanges Lernen

Seit den 1960er Jahren wird bildungspolitisch auf die Notwendigkeit Lebenslangen Lernens hingewiesen (Hof 2009). Diskursbestimmend waren insbesondere die UNESCO und OECD, die die Vision einer weltweiten Lerngesellschaft präsentierten. Im Zentrum stand dabei die Möglichkeit einer *Lifelong Education* – und damit einer Ausdehnung von pädagogisch organisierten Bildungsangeboten auf die gesamte Lebensspanne. Neben der Forderung nach einer verbesserten staatlichen Finanzierung des Weiterbildungssektors und damit der Bildungsangebote für Erwachsene wurde insbesondere in der deutschen Diskussion aber auch die Kritik an einer „lebenslänglichen Verschulung“ artikuliert.

Nachdem der Ruf nach Lebenslangem Lernen Ende der 1970er Jahre weitgehend verstummt war, griff die Europäische Union das Thema Mitte der 1990er Jahre erneut auf und propagierte es als angemessene Antwort auf die Prozesse der Globalisierung, die Entwicklung moderner Informationstechnologien und den Strukturwandel beruflicher Arbeit. Bis heute bezieht sich der bildungspolitische Diskurs zum Lebenslangen Lernen auf gesellschaftliche und technologische Veränderungen, wie sie etwa mit dem Stichwort der Wissensgesellschaft oder der Digitalisierung verknüpft sind. Lebenslange Weiterbildung gilt als wichtige Voraussetzung für die Erhaltung der Beschäftigungsfähigkeit und sei daher für die Individuen wie für die Volkswirtschaften unumgänglich.

Die bildungspolitische Forderung nach Lebenslangem Lernen zeigt, dass Lernen hier vor allem aus einer funktionalen Perspektive betrachtet wird. Herausgestellt werden die möglichen Wirkungen lebenslanger Lernprozesse. Besonderes Augenmerk wird dabei auf ökonomische Effekte gelegt – wobei auch die „Wider Benefits of Lifelong Learning“ (vgl. Schrader 2013), etwa demokratischere politische Einstellungen, gesundheitsbewusstes Verhalten, höhere Lebenszufriedenheit etc. gesehen werden.

Auch wenn das Lebenslange Lernen im Rahmen bildungspolitischer Diskurse prominent geworden ist, wäre es dennoch verkürzt, es darauf zu beschränken. Denn im Grunde genommen geht es beim Lebenslangen Lernen nicht nur um einen Dis-

kurs, sondern auch um das Phänomen des grundlegenden Zusammenhangs von Lernen und Leben. Jeder Mensch eignet sich im Laufe seines Lebens immer wieder neues Wissen und neue Fertigkeiten an, muss neue Situationen und Probleme bewältigen und neue Erfahrungen verarbeiten. In diesem Sinne ist Lernen über die gesamte Lebensspanne konstitutiv für menschliches Leben.

Die Tatsache, dass der Mensch lebenslang lernt, ist allerdings lange Zeit nicht explizit herausgestellt worden. Es war selbstverständlich, fand eingelagert in den alltäglichen Lebenszusammenhang statt. Historische Arbeiten beschreiben Lernen in vormodernen Gesellschaften als sozialisatorisches Lernen – also als Weitergabe von Kenntnissen und Fertigkeiten von der älteren Generation an die jüngere. Dabei spielt auch die Einbindung in *Communities of Practice* (Lave/Wenger 1991) eine wichtige Rolle. Vielfältige gesellschaftliche Veränderungs- und Entwicklungsprozesse – insbesondere die durch den Buchdruck beschleunigte Generierung neuen Wissens und neuer Techniken sowie die mit der beginnenden Industrialisierung einhergehende Mobilität der Menschen – führten dazu, dass das Lernen durch Imitation und Teilhabe an der Tätigkeit der Älteren nicht mehr ausreichte. Neue Formen der Vermittlung von Wissen schienen notwendig. Allgemeinbildende Schulen sowie vielfältige Angebote der Wissensvermittlung für Erwachsene führten zur Entwicklung eigenständiger Bildungsinstitutionen. Zugleich etablierte sich damit ein Verständnis von Lernen, welches dieses eng an das Lehren koppelt. In dieser Perspektive erscheint Lebenslanges Lernen als ein Lernen, das im Rahmen organisierter Bildungsangebote stattfindet.

Dieses Verständnis vom Lebenslangen Lernen als Teilnahme(-möglichkeit) an organisierter Bildung während der gesamten Lebensspanne hat vielfältige Auswirkungen. Im Kontext der Bildungspolitik geht es vor allem darum, Rahmenbedingungen bereitzustellen, um Lernaktivitäten für Menschen in allen Lebensphasen zu ermöglichen. Hier ist etwa die Flexibilisierung von Bildungswegen im staatlichen Bildungssystem zu nennen, die es möglich macht, im Anschluss an einen Hauptschulabschluss über den Besuch verschiedener allgemeinbildender Schulen oder einer beruflichen Ausbildung an die Hochschule zu wechseln und ggf. einen Universitätsabschluss zu erlangen. Man denke aber auch an die vielfältigen Weiterbildungsmöglichkeiten während einer beruflichen Tätigkeit.

Die Ausweitung organisierter Bildungsangebote für Menschen in unterschiedlichen Lebensaltern und Lebenssituationen betrifft darüber hinaus auch die pädagogische Konzeption organisierten Lernens. So hat sich das Bild, das sich die Pädagogik von ihren Adressat*innen macht, grundlegend verändert. Insbesondere die Annahme, dass von den Erwachsenen nach Abschluss der Schul- und Berufsausbildung keine Lernaktivitäten mehr zu erwarten seien, wird grundlegend in Frage gestellt. Während noch Kohli (1985) in seiner Analyse des institutionalisierten

Lebenslaufs die drei Lebensphasen der Qualifikation, Erwerbsarbeit und des Ruhestands unterschied, gilt die Annahme, dass der Mensch ab einem bestimmten, sozial definierten Alter „fertig und reif für die Übernahme von Rechten und Pflichten“ sei (Seitter 2001: 85), heute als überholt. Nun wird die lebenslange Lernbereitschaft und (Neu-)Konstruktion des eigenen Lebenslaufs herausgestellt (vgl. ebd.: 93). Mit der Hinwendung zum Lebenslangen Lernen geht also nicht nur eine Zunahme pädagogischer Angebote für Menschen in allen Lebensaltern einher, sondern auch eine Berücksichtigung der Prozesshaftigkeit menschlichen Seins. Dieser Gedanke wird in der Diskussion um die pädagogische Gestaltung dahingehend aufgegriffen, dass – und dies ist die zweite zentrale Implikation der Hinwendung zum Lebenslangen Lernen im pädagogischen Kontext – bei der Konzeption von Bildungsangeboten in sehr viel differenzierterem Maße auf unterschiedliche Altersgruppen eingegangen wird bzw. man sich an unterschiedlichen Lebensphasen orientiert (Hof 2009: 147ff., 2019).

Lebenslanges Lernen betrifft neben der politischen und pädagogischen Unterstützung auch das Thema Lernen im Verlauf des Lebens. In diesem Zusammenhang stellt sich zum einen die Frage nach den (neuro-)biologischen, biografischen oder sozialen Bedingungen der Aneignung von Wissen. Zum zweiten verdeutlicht der Blick auf das Lernen der Menschen, dass diese sich nicht nur in Bildungseinrichtungen neues Wissen und neue Fertigkeiten aneignen, sondern auch – und vor allem – außerhalb pädagogisch arrangierter Settings. Lebenslanges Lernen meint also nicht nur eine zeitliche Ausdehnung des Lernens auf die gesamte Lebensspanne (*lifelong*), sondern auch das Lernen in vielfältigen Lernräumen (*lifewide*). Unterscheiden lassen sich hier etwa das Lernen im sozialen Umfeld, Lernen im Kontext von Arbeit, Lernen in Bildungseinrichtungen und Lernen mit Medien. Lebenslanges Lernen beschreibt heute eine Perspektive auf Lernen, die das Lernen als einen kontinuierlichen Prozess versteht, der sowohl diesseits als auch jenseits formaler Bildungseinrichtungen stattfinden kann.

Betrachtet man Lernen als Prozess, dann rückt die Frage der zeitlich strukturierten Aufschichtung von Erfahrungen bzw. der individuellen Entwicklung von Kompetenzen in den Fokus. Lernen erweist sich dabei als biografischer Sinnbildungs- und Transformationsprozess. Es basiert darauf, dass der Mensch seine Umwelt erlebt und zu Erfahrungen verarbeitet. Dieser Prozess ist abhängig von den Vorerfahrungen und Orientierungen der Person ebenso wie den je individuellen Kompetenzen und kann zu einer Veränderung des Selbst- und Weltverständnisses führen (Göhlich/Wulf/Zirfas 2014). Zugleich ist das Lernen auch abhängig von den je konkreten sozialen Lebenswelten, in denen die Person sich bewegt. Denn diese bilden den Rahmen für die je zur Verfügung stehenden Erfahrungsmöglichkeiten. Bettina Dausien (2008: 167) beschreibt dies sehr anschaulich anhand des Bildes der Bau-

stelle: „Das Leben ist eine Baustelle“, und Lernen ist der konstruktive Prozess, in dem aus Handlungen und Erlebnissen Erfahrungen und Sinn produziert werden. Welcher biographische Sinn, welche Wissenskonfigurationen entstehen, hängt zum einen von dem ‚Material‘ und den Werkzeugen ab, die auf der jeweiligen Baustelle verfügbar sind, zum anderen von dem Möglichkeitsraum für konkretes Handeln, für erstmaliges Erproben und immer wieder neues Versuchen [...], für Fehler, Abänderungen und neue Entwürfe; schließlich auch von dem kommunikativen Raum für individuelles und gemeinsames Reflektieren.“

Empirische Studien zeigen den Einfluss sozialstruktureller (Ungleichheits-)Faktoren auf die Beteiligung an lebenslangem Lernen. Die Lebensverlaufsforschung konnte auch nachzeichnen, wie sich die aus den vorangegangenen Bildungs- und Erwerbsbiografien resultierenden Disparitäten zwischen Menschen im weiteren Leben fortsetzen und damit eine Pfadabhängigkeit individueller Bildungsverläufe zeigen (Hillmert/Rüber 2020). Insofern ist lebenslanges Lernen nicht nur eingebettet in biografische Möglichkeitsräume, sondern hat darüber hinaus auch Auswirkungen auf die weitere Biografie – wobei hier die individuelle Reflexivität auch in ihrer produktiv-gestaltenden Wirkung berücksichtigt werden muss (vgl. Stichwort „Biografizität“).

Der Blick auf das Lernen im Lebenslauf (Hof/Rosenberg 2018) verweist nicht zuletzt auf die Vielfalt unterschiedlicher Zeitstrukturen. Denn die chronologische Zeit der Lebensalter unterscheidet sich von individuell bedeutsamen oder institutionell bzw. politisch regulierten Zeitmustern (z.B. Dauer der Erziehungszeiten, Renteneintrittsalter, Relation von Arbeitszeit und Freizeit etc.) und gesellschaftlichen Zeitverhältnissen, wie sie etwa Hartmut Rosa unter dem Stichwort der Beschleunigung des Lebenstempos beschrieben hat (Rosa 2005). All diese Aspekte lassen erahnen, dass das lebenslange Lernen ein vielschichtiges Phänomen ist, das nicht systematisch und linear abläuft, sondern durch Diskontinuitäten und widersprüchliche Intentionalitäten gekennzeichnet ist.

Gleichwohl ist von komplexen Wechselverhältnissen der verschiedenen Dimensionen lebenslangen Lernens auszugehen. So ist zu berücksichtigen, dass die Lebensverläufe selber und damit auch die je spezifischen Erfahrungsmöglichkeiten gesellschaftlich strukturiert und – wie bereits angedeutet – durch konkrete soziale Lebenswelten gerahmt sind. Insofern haben gesellschaftliche Rahmenbedingungen, der bildungspolitische Diskurs zum lebenslangen Lernen und die pädagogisch strukturierten Bildungsangebote ebenso eine Bedeutung für die konkrete biografische Ausgestaltung des Lernens im Lebensverlauf wie individuelle Motivations- und Interessenlagen, Lebensphasen und -situationen.

Die damit angesprochene Verschränkung von individueller Lebensführung, Lehr-Lernarrangements und (historisch spezifischen) gesellschaftlichen Verhält-

nissen kann zu unterschiedlichen Bildungsgestalten verdichtet werden (Kade/Hof/Peterhoff 2008). Sie kann aber auch den Ausgangspunkt für die Weiterentwicklung eines differenzierteren Verständnisses von lebenslangen Lernprozessen bilden. Wichtig erscheint vor allem die (Weiter-)Entwicklung empirischer Untersuchungen, die die hier entfalteten Aspekte Lebenslangen Lernens – als bildungspolitisches Programm, pädagogische Gestaltungsaufgabe und individuelle Lernprozesse – in ihrem Zusammenhang betrachtet.

Christiane Hof

LITERATUR

- Dausien, B. (2008): Lebenslanges Lernen als Leitlinie für die Bildungspraxis. Überlegungen zur pädagogischen Konstruktion von Lernen aus biographietheoretischer Sicht. In: Herzberg, H. (Hg.): Lebenslanges Lernen. Theoretische Perspektiven und empirische Befunde im Kontext der Erwachsenenbildung. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 151-174.
- Göhlich, M./Wulf, C./Zirfas, J. (Hg.) (2014): Pädagogische Theorien des Lernens (2. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Hillmert, S./Rüber I. E. (2020): Bildung und lebenslanges Lernen. In: Schroeter K./Vogel C./Künemund H. (Hg.): Handbuch Soziologie des Alter(n)s. Wiesbaden: Springer VS (im Druck).
- Hof, C. (2009): Lebenslanges Lernen. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Hof, C. (2019): Lernen in Lebensphasen oder Lebenslanges Lernen? Anmerkungen zu einer nur scheinbaren Alternative. In: Dörner, O./Klinge, D./Krämer, F./Endreß, F. (Hg.): Metapher, Medium, Methode – Theoretische und empirische Zugänge zur Bildung Erwachsener. Opladen: Barbara Budrich, S. 53-66.
- Hof, C./Rosenberg, H. (Hg.) (2018): Lernen im Lebenslauf. Theoretische Perspektiven und empirische Zugänge. Wiesbaden: Springer VS.
- Kade, J./Hof, C./Peterhoff, D. (2008): Verzeitlichte Bildungsgestalten: Subjektbildung im Kontext des Lebenslangen Lernens. In: REPORT. Zeitschrift für Weiterbildungsforschung, Jg. 31, Heft 4, S. 9-22.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Lave, J./Wenger, E. (1991): Situated Learning: Legitimate Peripheral Participation. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Schrader, J. (Hg.) (2013): Benefits of Lifelong Learning. DIE – Zeitschrift für Erwachsenenbildung, Nr. 1.
- Seitter, W. (2001): Von der Volksbildung zum lebenslangen Lernen. In: Friedenthal-Haase, M. (Hg.): Erwachsenenbildung im 20. Jahrhundert – was war wesentlich? München: Hampp, S. 83-96.

Lebenslauf

Alltagsweltlich bezeichnet Lebenslauf ein bei Bewerbungen verwendetes Selbstdokument, das Stationen des Bildungs- und Erwerbslebens zeitlich geordnet darstellt. Wissenschaftlich wird der Begriff systematisch seit den 1970er Jahren in Soziologie, Sozialpsychologie und angrenzenden Fächern gebraucht, um a) eine spezifische Institutionalisierung von Lebenszeitgestaltung zu bezeichnen, b) eine Analyseperspektive der Verknüpfung von Individuen und Gesellschaft zu charakterisieren, c) Gestaltungsmöglichkeiten einer Lebenslaufpolitik zu erkunden, d) einen längsschnittlichen Methodenkoffer zu verwenden und e) typische Themen zu behandeln. Wissenschaftlich wird deshalb, wie im Folgenden erläutert wird, unter einem Lebenslauf eine charakteristisch moderne Institution verstanden, die unter Rückgriff auf chronologisches Alter staatlich standardisierte Lebenslaufphasen um das Erwerbsleben herum organisiert und dem Individuum zentrale Entscheidungskompetenzen zuordnet, die auch aufgrund seiner Agency im Lebensverlauf zu kumulativen Prozessen der Ressourcenvermehrung bzw. -schwächung führen (Sackmann 2013).

a) *Lebenslauf als Institution*: In einem bahnbrechenden Artikel arbeitete Kohli (1985) heraus, dass eine zentrale *Institution moderner Gesellschaften* der Lebenslauf sei. Erst in der Moderne werde es üblich, Alter chronologisch zu messen. Derartig registriertes Alter finde bei einer Dreiteilung des Lebenslaufs in einen erwerbsarbeitsvorbereitenden Teil (Bildungsphase), eine Erwerbsphase und eine Ruhestandsphase Verwendung, indem der Staat über lebenslaufbezogene Einrichtungen standardisiert für alle Gesellschaftsmitglieder Spezialisierungen der Zeitverwendung in bestimmten Lebenslaufphasen vorgebe. Dabei werde das Individuum zum ideellen Planungsbüro des Lebens inthronisiert, zugleich aber auch gehalten, rational mit der gegebenen Lebenszeit umzugehen.

Bei der kritischen Prüfung der Kohli'schen Annahmen zeigte sich, dass trotz einzelner Entdifferenzierungsprozesse der Dreiteilung des Lebenslaufs (z.B. mit lebenslangem Lernen) seit den 1980er Jahren eher weitere institutionell standardisierte Lebenslaufphasen hinzugekommen sind, wie Kinderkrippen, Kindergarten als

standardisierte Vorschulphasen oder ein staatlich definiertes Pflegestufenalter als ausdifferenzierter Teil der Ruhestandsphase. In den letzten Jahrzehnten hat zudem die den Individuen zugeschriebene Verantwortung für ihren Lebenslauf zugenommen, indem diese sich zugleich als „unternehmerisch“ und „singulär“ ausweisen müssen, um ihre Kompetenz der Lebensgestaltung zu zeigen (Bröckling 2007). Lange Zeit ging man davon aus, dass sich aufgrund dieser Individualisierungsprozesse der Lebenslauf entstandardisiere. In der Tat sind die Unterschiede des Alters etwa bei der Heirat oder bei der Geburt des ersten Kindes zwischen den 1950er Jahren, dem „goldenen Zeitalter der Heirat“, und den 1990er Jahren gestiegen. Allerdings gibt es auch weitreichende (Re-)Standardisierungen des Lebenslaufs: So sind z.B. die westdeutschen Lebensläufe zwischen Frauen und Männern heute sehr viel ähnlicher als noch vor wenigen Jahrzehnten, da Erwerbsunterbrechungen bei Frauen sehr viel seltener und kürzer auftreten. Auch das durchschnittliche Renteneintrittsalter hat sich gegenüber den 1990er Jahren deutlich angeglichen: Betrug es 1996 noch bei ostdeutschen Männern und Frauen 58 Jahre, bei westdeutschen Männern 60 und bei westdeutschen Frauen 61 Jahre, so lag es 2017 gleichermaßen bei Männern und Frauen, in Ost- und Westdeutschland bei 62 Jahren. Auch international gibt es trotz nach wie vor hoher Varianz einen Trend zur Angleichung von geschlechtsspezifischen Erwerbsverläufen. Der von Kohli konstatierte Druck auf den individuellen Lebenslauf, sein Leben um das Erwerbssystem herum zu organisieren, hat quer durch die sozialen Gruppen zugenommen.

b) *Verknüpfung Individuum und Gesellschaft*: Während die deutsche Lebenslaufforschung latent immer an langen Trends interessiert war, fokussierte die amerikanische Lebenslaufforschung stärker auf formale Konzepte zur *Analyse von Lebensläufen*. Breite Verwendung haben fünf Analyseperspektiven des Lebenslaufs gefunden, die Elder (u.a. 2003) entwickelte. Danach sei bei der Untersuchung der lebenslange Prozess der Erfahrungsaufschichtung zu beachten, die individuelle Gestaltungskraft (Agency), der zeitliche und örtliche Kontext, das Timing eines Ereignisses und die spezifische Verbundenheit von bestimmten Lebensläufen (linked lives). Diese Prinzipien haben sich bewährt, da sie bspw. auch auf unbeabsichtigte Effekte angeblich wohlmeinender Programme hinweisen können (Wakefield/ Apel 2016): Als z.B. seit den 1990er Jahren durch ein gestiegenes Strafmaß die Zahl der amerikanischen Männer in Gefängnissen steil anstieg, bemerkte man, dass über linked lives auch die Familien dieser Männer beeinträchtigt wurden. Ihre Kinder wurden in frühester Jugend (timing) vermehrt mit Armut konfrontiert, die langfristig ihre Bildungschancen behinderte (Erfahrungsaufschichtung) und ihre Agency beeinträchtigte. In der Summe zeigt eine Lebenslaufanalyse des „großen Experiments“ einer auf extreme Abschreckung zielenden Kriminalpolitik deshalb ein Netz von indirekten langfristigen Lebenslaufwirkungen bei unbeteiligten Dritten.

Einem anderen Mechanismus der formalen Lebenslaufsoziologie kommt dabei eine Brückenfunktion zu sozialen Theorien der Erklärung von Ungleichheit zu: dem Theorem der kumulativen Vor- und Nachteile (Matthäus-Effekt). In der Logik des modernen Lebenslaufs bilden frühe Bildungsressourcen eine derartige Verstärkerfunktion der Ungleichheit zwischen Lebensläufen aus. Die Forschungen von DiPrete/Eirich (2006) haben zudem die Mehrdimensionalität des Matthäus-Effekts gezeigt, weil Vermögen noch stärker als Einkommen die Einnahmen nach oben auseinanderdriften lassen, während Verschuldung Abwärtsspiralen in Gang setzen kann. Selbstwirksamkeitserfahrungen stärken zusätzlich – auch über ihre Wirkung auf Andere – das Gefühl der Agency, während wiederholte Misserfolge und untergeordnete Stellungen im Berufsleben das Bewusstsein des Ausgeliefertseins im Lebenslauf vermitteln, was über die Zeit nicht nur die psychische und körperliche Gesundheit schichtspezifisch beeinträchtigt, sondern auch die Selbstgestaltungskraft dämpft. Auch diese sozialpsychologischen Verstärker wirken im Sinn des Matthäus-Effekts. Aus vergleichenden Untersuchungen wissen wir zudem, dass länderspezifische Institutionen Brüche in diesen Verläufen als Wendepunkte verstärken oder schwächen können. So variiert das mittelfristige Verarmungsrisiko nach Arbeitslosigkeit oder Scheidung in den USA und Deutschland (Kohler u.a. 2012).

c) *Lebenslaufpolitik*: Seit den 1990er Jahren ist es üblich geworden, nicht nur Lebensläufe, sondern auch *Lebenslaufpolitik* zu untersuchen. Unter Lebenslaufpolitik kann man eine Querschnittsaufgabe verschiedener politischer Maßnahmenpakete verstehen, die Einfluss auf den Lebenslauf ausüben. Während die ländervergleichende Forschung sehr schnell herausfand, dass es starke Unterschiede zwischen den Lebenslaufpolitiken westlicher Gesellschaft in Zeitvorstellungen und im Grad der Berechenbarkeit von Verläufen gibt (Leisering/Leibfried 2001), konzentrierte sich die praktische Politik auf drei Formen: Zum einen richteten sich die Anstrengungen auf eine Stärkung der Verpflichtung zu Agency. Unter verschiedenen Schlagworten, wie z.B. Aktivierung, wird dabei der Leistungsbezug z.B. von Arbeitslosengeld mit Erwartungen an Such- und Bildungshandlungen der Individuen verknüpft. Zum zweiten wurden einzelne Lebenslaufphasen neu institutionalisiert, indem Angebote wie Kindergärten erst als Rechtsansprüche verankert wurden, dann eine Nicht-Teilnahme problematisiert wurde und schließlich spezifische Bildungsinhalte zugeordnet wurden. Die Verschulung der Kindheitsphase (Scholarisierung) hat sich dadurch ausgeweitet, ausschließlich familienbezogene Kindheiten haben demgegenüber an Gewicht verloren. Eine dritte Form der Lebenslaufpolitik konzentrierte sich auf Versuche, langfristige Konten eines Aufschiebens oder vorzeitigen Nutzens von Ruhephasen (z.B. in Form von Sabbaticals) oder Bildungsanrechten (z.B. als Bildungsgutscheine) einzuführen. Derartig ambitionierte Modelle sind meist über die Diskussionsphase nicht hinausgekommen.

Allgemein weist Lebenslaufpolitik einen hohen Grad an Komplexität auf, der aufgrund der Diversifizierung von Lebensverläufen mit dem Alter zunimmt. So zeigte sich, dass in Reaktion auf eine demographische Alterung eine Verlängerung der Lebensarbeitszeit trotz starker Interessenkonflikte und Gegenbewegungen in Deutschland seit den 1990er Jahren real durchgesetzt werden konnte. Am durchschlagendsten gelang dies bei der Beseitigung von Geschlechtsdifferenzen beim gesetzlichen Rentenalter, die bis in die 1990er Jahre hinein auf patriarchalen Konzepten beruhten. Dagegen werden erhebliche Schichtungungleichheiten bei der Verweildauer im Ruhestand, die eine Folge der Unterschiede schichtspezifischer Lebenserwartungen sind, nach wie vor kaum thematisiert und politisch bearbeitet. Mehr Anstrengungen wurden unternommen, um durch die Einführung einer Pflegeversicherung die zunehmenden Risiken hohen Alters gesellschaftlich zu bearbeiten. Da das Risiko der Pflegebedürftigkeit zwar ab einem höheren Alter steigt, aber nicht alle betrifft, wurden hier über Fallpauschalen und Pflegestufen Elemente von Renten- und Krankenversicherungen kombiniert, bei denen in den letzten Jahrzehnten Ansprüche von Einzelnen, Familien, Betreuenden und Gesellschaft auszubalancieren versucht wurden, um dieser spezifischen Kombination von Einzelfalllogik und allgemeinem Altersrisiko gerecht zu werden.

d) *Methoden der Forschung und Intervention*: Der seit den 1970er Jahren einsetzende Boom der Lebenslauforschung ist auch methodischen Revolutionen in der Sozialforschung zu verdanken, der es zunehmend gelang über neue Verfahren der Ereignisdaten-, Panel- und Sequenzmusteranalysen *längsschnittliche Wiederholungs- und Retrospektivbefragungsdaten* in ihrem zeitlichen Verlauf und ihrer Dynamik zu untersuchen. Diese zeitbezogenen quantitativen Analysen wurden in diesem Feld sehr früh mit qualitativen Daten zu den Sinnstrukturen und Erfahrungsaufschichtungen biografischer Interviews verknüpft, bei denen es ebenfalls zu neuen, zuverlässigeren Erhebungs- und Auswertungsmethoden kam. In der Summe führten diese neuen Daten zu einer deutlichen Verschiebung auch wissenschaftlicher Weltbilder: So wurden im Feld der Armutsforschung früher der Armut Personeneigenschaften oder starre Strukturen zugerechnet („die Armen“). In der neuen Sicht ist nun wichtig, unter welchen Umständen Armutphasen im Lebenslauf auftreten, wie lange sie dauern, und unter welchen (Lebenslauf-)Umständen sie wieder beendet werden („die Armutphase“). Diese dynamische Sicht sozialer Verhältnisse wirkt erhellend bei vielen Bereichen des sozialen Lebens von A wie Arbeitsmarkt (z.B. Sucharbeitslosigkeit) bis Z wie Zuwanderung (z.B. Bildungsphasenmigration).

Gesellschaftliche Einrichtungen begannen sich relativ bald für eine derartige dynamische Sicht von sozialen Feldern zu interessieren, da sie neue Ansatzpunkte für Interventionen entdeckten. Als z.B. in dynamischen Analysen erkannt wurde (Leisering/Leibfried 2001), dass es sehr viele einmonatige Kurzzeitbezieher von

Sozialhilfe gab, weil die Verweisungssysteme von verschiedenen Sozialversicherungen nicht abgestimmt waren, war es naheliegend, diese zu reformieren. Problematischer wurde es, als politische Akteure versuchten, Verweildauern in Zuständen direkt zum Ablehnungsgrund für Wohlfahrtsrechte zu machen. In Amerika versuchte man z.B. über die Einführung von Höchstbezugsdauern von Sozialhilfe diese Gruppe zu verringern. Pioniere der dynamischen Armutforschung wie Ellwood (1998) waren nicht glücklich über diese praktische Wendung, da eine ausschließlich zeitliche Betrachtung z.B. von Langzeitarmut die große Heterogenität der Ursachen vernachlässigt. Die beiden Beispiele zeigen, dass eine dynamische Betrachtung auch von Interventionen die Möglichkeiten einer Bearbeitung von sozialen Problemen vergrößert hat, ohne dass sie ein Allheilmittel für alle Problemkonstellationen bieten würde.

e) *Typische Themen*: Während es kaum mehr große Erkenntnisfortschritte bezüglich der Grund-Institutionenstruktur des Lebenslaufs gibt, hat sich über die Verbreitung lebenslaufsoziologischer Perspektiven und eines längsschnittlichen Methodenkoffers die Zahl der *lebenslaufdynamisch untersuchten sozialen Felder* deutlich vergrößert. In der Regel kommt es dabei zu einer Ent-Essentialisierung des Feldes, da eine dynamische Perspektive es nahelegt, nach sozialen Prozessen zu suchen und nicht metaphysische Wesenheiten in den Mittelpunkt der Betrachtung zu setzen.

Blickt man zurück auf die letzten Jahrzehnte der Lebenslaufforschung, so kann man eine Schwerpunktverlagerung feststellen: Aufgrund des Problemdrucks in diesen Feldern dominierten anfangs Untersuchungen zu Arbeitsmarktverläufen sowie aufgrund der langen Forschungstradition sozialpsychologische Untersuchungen. Nach PISA haben in den letzten Jahren Untersuchungen zu Bildungsverläufen (z.B. Winkler 2017) zugenommen, ebenso wie Gesundheitsverläufe stärker im Mittelpunkt stehen, da das Interesse an langfristigen Dynamiken von Resilienz, Belastung und Erkrankung gewachsen ist. Mit dem NEPS als groß angelegter Bildungsstudie und Pairfam als großem Beziehungs- und Familienpanel sind in Deutschland zwei große Längsschnittuntersuchungen an die Seite des vielfältig verwendeten Sozio-ökonomischen Panels getreten, die durch eine bessere Zugänglichkeit von prozessproduzierten Daten ergänzt werden.

Zusammengefasst kann man sagen, dass der Lebenslauf eine wichtige Institution moderner Zeitregime darstellt, da gesellschaftliche Einrichtungen der prospektiv vorausschauenden und der nachträglich belohnenden Gestaltung von Zeit durch das handelnde Individuum verankert werden. Individuelle Lebensläufe sind dabei vielfältig vernetzt mit Einzelpersonen, Gruppen, Orten und Gesellschaftszeiten. Die im Curriculum Vitae suggerierte Linearität des individuell geplanten Lebens stellt deshalb als gelebtes Leben eine Ansammlung kontingenter Verläufe mit zugemuteten Erfahrungen und punktuellen Entscheidungen dar, die sich nur manch-

mal zu Verlaufslinien formieren. Der meist leicht geschönte Lebenslauf konstituiert sich in einem kleinteiligeren Zeitrahmen. Einzelne Ereignisse können Übergänge initiieren, die sich manchmal in Sequenzen und Wendepunkten verdichten. Lebenslaufpolitik kann dabei einzelne Übergänge ermöglichen, forcieren oder verunmöglichen, je nachdem welche Ausrichtung sie verfolgt und welchen Handlungsspielraum sie dem Individuum gibt. Aus der Perspektive der Handelnden können viele Mitglieder moderner Gesellschaften einen strukturierten Überblicksplan ihres Lebens präsentieren, der sich allerdings immer neu durch Handlungen in der Gegenwart rekonstituiert, die erfahrungsgesättigt auch eine neue Zukunft mitschaffen.

Reinhold Sackmann

LITERATUR

- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- DiPrete, T./Eirich, G. M. (2006): Cumulative Advantage as a Mechanism for Inequality: A Review of Theoretical and Empirical Developments. In: Annual Review of Sociology, Band 32, S. 271-297.
- Elder, G. H. Jr./Johnson, M. K./Crosnoe, R. (2003): The Emergence and Development of Life Course Theory. In: Mortimer, J. T./Shanahan, M. J. (Hg.): Handbook of the Life Course. New York: Kluwer Academic, S. 3-19.
- Ellwood, D. T. (1998): Dynamic policy making: An insider's account of reforming US welfare. In: Leisering, L./Walker, R. (Hg.): The Dynamics of Modern Society. Bristol: Policy Press, S. 49-59.
- Kohler, U./Ehlert, M./Grell, B./Heisig, J.P./Radenacker, A./Wörz, M. (2012): Verarmungsrisiken nach kritischen Lebensereignissen in Deutschland und den USA. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 64, Heft 2, S. 223-245.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Leisering, L./Leibfried, S. (2001): Time and Poverty in Western Welfare States. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sackmann, R. (2013): Lebenslaufanalyse und Biografieforschung. Eine Einführung (2., erw. Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- Wakefield, S./Apel, R. (2016): Criminal Justice and the Life Course. In: Shanahan, M. J./Mortimer, J. T./Johnson, M. K. (Hg.): Handbook of the Life Course, Vol. II. Cham: Springer, S. 301-319.
- Winkler, O. (2017): Aufstiege und Abstiege in Bildungsverläufen. Eine empirische Untersuchung zur Öffnung von Bildungswegen. Wiesbaden: Springer VS.

Lebensphasen

Mit Blick auf die späte Moderne ist zu beobachten, dass sich die Lebenswirklichkeit rasant verändert: Sich ändernde Zeitstrukturen, Technologisierung, Ökonomisierung, Optionenvielfalt, Optimierung und die Intensivierung und Verbreitung von Flexibilitätsnormen, aber auch politische Veränderungen, Optimierungskonflikte und Zeitdruck führen zu einem Wandel spätmoderner Lebensverläufe. „Zeithunger und Zeitknappheit“ (Rosa 2009), Beschleunigungstendenzen und -imperative charakterisieren die Zeitregime der Gegenwartsgesellschaft. Die diagnostizierten gesellschaftlichen Veränderungen von Zeitdiskursen und Zeitpraktiken bezeugen eine voranschreitende Entstrukturierung des Lebenslaufs in Phasen und Aufgaben und mit ihr die Aufforderung zur individuellen Bewältigung.

Lebensphasen ordnen Lebensläufe und konfrontieren Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit lebensaltersbezogenen Anforderungen, die gleichermaßen institutionell wie individuell disponiert sind. Lebensphasen lassen sich als altersstrukturierte und biografische Entwicklungsabschnitte beschreiben, die sowohl sozial und kulturell überformt als auch gesellschaftlich bedingt sind. Martin Kohli (1986) nimmt eine grundlegende theoretische Einordnung vor, die den Ablauf des Lebenslaufs konkretisiert: *Lebensphasen* bilden einerseits „kollektive Kategorien mit Mitgliedschaftsregeln“, andererseits „Altersgruppen als Aggregate“. Daran anschließend lässt sich der Begriff noch weiter schärfen:

Erstens handelt es sich bei Lebensphasen um bestimmte, den zeitlichen Kontexten entsprechende normative Orientierungsfolien, mit deren Hilfe sich Gesellschaften darüber vergewissern, was ein Kind, ein*e Jugendliche*r, Erwachsene*r oder Senior*in ist oder zu sein hat. Bspw. hat das von Ellen Key ausgerufene „Jahrhundert des Kindes“ mit seinen programmatischen Forderungen nach der „richtigen“ Erziehung zu einem Diskurs darüber beigetragen, Kinder als gesellschaftliche Akteur*innen anzuerkennen. Darin zeigt sich der reformpädagogische Diskurs über den „neuen“ Menschen im 20. Jahrhundert, der zur kulturellen Erfindung von Kindheit als eigenständige Lebensphase im Lebensverlauf führt (Joas 2007). Ferner hat sich auch die Jugend zu einer eigenständigen Lebensphase entwickelt, die als Zeit

des Übergangs ins Erwachsenenalter dann beginnt, wenn Heranwachsende mit der Adoleszenz in eine Phase körperlicher, emotionaler und moralischer Veränderungen eintreten und damit beginnen, gesellschaftliche Mitgliedsrollen bewusst einzuüben. Das Ende der Jugendphase ist im Zeitdiktat der Moderne schwerer bestimmbar, weshalb sich die Jugend- und Erwachsenenphase eher überlagern als aneinander anschließen. Insofern verliert das Erwachsenenalter an Stabilität für die Gestaltung des Lebenslaufs; es avanciert eher zu einer Lebensaltersphase, in der Veränderungen ebenso bewältigt werden wie Selbst- und Weltbezüge sich verändern können.

Zweitens: Weil Lebensphasen keine ahistorischen Größen sind, sind sie immer im Kontext „historisch-kultureller Zeitregime“ (Rosa 2009) und der sich verändernden Bevölkerungs- und Sozialstruktur zu betrachten. Hierfür ein Beispiel: Im Zuge der Entwicklungen in der Gesundheitsversorgung und der sich verändernden Anforderungen an eine verantwortungsvolle Lebensführung steigt die Lebenserwartung und der Anteil der Alten in der Gesellschaft nimmt zu. Damit verändert sich nicht nur die sozialstrukturelle Verteilung der Altersgruppen (vgl. Joas 2007: 179), sondern auch das Alter als ein gesellschaftlich abgrenzbares Maß von Lebensphasen verändert sich dahingehend, dass „am Ende des Lebens eine immer längere ‚Restlaufdauer‘ entsteht“ (Rosa 2009: 27).

Drittens verändern sich im Zuge von Beschleunigungs- und gesellschaftlichen Wachstumsdynamiken und deren Einfluss auf die Gestaltung des Lebenslaufs die lebensweltlichen Horizonte. Junge wie Alte sollen sich auf ein lebenslanges, selbstständiges Lernen einstellen und sich darin üben, permanent zum Lernen bereit zu sein. Unter den Bedingungen von Bildung und Qualifizierung verlagern sich im ökonomischen Wettbewerb und demografischen Wandel Leistungs- und Optimierungsanforderungen zunehmend in frühe Phasen des Lebens (King/Busch 2012: 10). Gleichzeitig verweilen Junge und Alte immer länger in Bildungsinstitutionen und wünschen sich Berufskarrieren, die nicht nur mit Familie und Gemeinwohlbindung vereinbar sind, sondern ihnen Optionen offenhalten, die eigene Lebensführung flexibel zu gestalten.

Viertens sind mit der Sequenzierung des Lebensverlaufs altersspezifische biografische und gesellschaftliche Anforderungen verbunden, die den biografischen Entwicklungsverlauf vorstrukturieren. Das heißt, dass mit der Abfolge des Lebens in Phasen alterstypische zu bewältigende gesellschaftliche Erwartungen verbunden sind, die dazu auffordern, sich alters- und lebensphasenspezifisch mit Fragen der Gestaltung der Lebenszeit auseinanderzusetzen. Es geht dabei um Such- und Selbstfindungsprozesse und die Auseinandersetzung mit generationalen Verhältnissen und Abfolgen.

Fünftens: Lebensphasen regulieren die Generationenabfolge und das Generationenverhältnis und damit die Reproduktion von gesellschaftlichen Verhältnissen

und Zielvorgaben zwischen den Generationen: Jung und Alt teilen Sorge und Fürsorge füreinander, sie lernen voneinander und handeln die aus dem Generationenverhältnis erwachsenden Herausforderungen miteinander aus. Es entstehen Generationenkonflikte, weil sich Heranwachsende verstärkt für politische und gesellschaftliche Themen wie Klima- und Umweltschutz, Fremdenfeindlichkeit und Zuwanderung, Terrorgefahr und Krieg interessieren, die die Frage nach Generationenzugehörigkeiten restituieren. Sie führen zu Diskursen darüber, welche Normalitätsmuster und soziale Strukturen reproduziert werden und welche in der Generationenabfolge in Frage stehen.

Wie Lebensphasen unter zunehmenden Individualisierungsbedingungen und sich verändernden Zeiterfahrungen den institutionalisierten Lebenslauf organisieren und altersnormierte Herausforderungen vorgeben oder sich Übergänge zwischen einzelnen Lebensphasen im Lebensverlauf darstellen, sind Fragen interdisziplinärer Forschung. Dieses Forschungsprogramm zu Lebensläufen und der Abfolge von Lebensaltersphasen kennzeichnen etwa Untersuchungen zu altersspezifischen Entwicklungsaufgaben und Entwicklungsverläufen, sich verändernden Lebens- und Zeiterfahrungen, Lebenslagen und Lebenswelten in ihrer Eigenlogik und im generationalen Zusammenhang. Auch wenn Fragestellungen und Ansätze zur Erforschung von Lebenslaufmustern und Biografieverläufen differieren, fügen sich die Befunde allen voran aus erziehungswissenschaftlicher, soziologischer und psychologischer Perspektive zu bestimmten Vorstellungen und Konzeptionen von Lebensphasen als „Ordnungsprinzip“ des Lebenslaufs zusammen. So bildeten sich mit der Kindheits- und Jugendforschung sowie der Gerontologie Forschungsrichtungen, die sich dezidiert mit den zeitlich aufeinander aufbauenden Lebensphasen auseinandersetzen.

Neben Ergebnissen aus der Wissenschaft tragen auch gesellschaftliche Diskurse dazu bei, bestimmte idealtypische Vorstellungen über die einzelnen Lebensphasen festzulegen. So prägen Leitbilder von Kindheit, Jugend und (Erwachsenen-)Alter die Wahrnehmung und Interaktion der Subjekte untereinander: *Kindheit* wird als „behütete Entwicklungsphase“ angesehen, die Kinder als „mündige Wesen“ aktiv (mit-)gestalten; *Jugend* wird als Lebensphase der „Transition“ und/oder des „Moratoriums“ beschrieben, in der Jugendliche als „Halbstarke“ einen inneren Kompass der Lebensgestaltung entwickeln oder ihren eigenen Lebensvorstellungen und -praktiken als „Skeptiker“ Ausdruck verleihen; das *Alter* wird als „Periode“ verstanden, in der „vernünftige und reife Erwachsene“ wie auch „weise oder verbitterte Senior*innen“ biografische Optionen ausloten und Unwägbarkeiten des Lebens auf ihre je eigene und altersgruppenspezifische Art und Weise bewältigen. Gleichzeitig führen langfristige Wandlungsprozesse der Gegenwartsgesellschaft zu einem Aufbruch der eher „traditionellen“ Bilder von Kindheit, Jugend und Alter.

Wenngleich Lebensphasen „das Typische, Dominante und immer Wiederkehrende“ (Ecarius 1996: 28) im Lebenslauf erfassen, der Logik von Entwicklung folgen und eine „unverbrüchliche Verbindung“ zwischen individuellen Fähigkeiten und Erwartungen sowie gesellschaftlichen Anforderungen, kulturellen Leitvorstellungen und sozialhistorischen Entwicklungen im Zeitverlauf herstellen, so spiegeln Lebensphasen immer auch gesellschaftliche Veränderungen und den Wandel normativer Erwartungen an die Lebensgestaltung. Ihre unterschiedlichen Konnotationen entfalten sich in unterschiedlichen konzeptionellen und theoretischen Perspektiven zur Strukturierung des Lebens: Denn aus einer biografischen Perspektive bilden Lebensphasen ein Ordnungsprinzip für Veränderungen, Entscheidungen und prozessuale Geschehnisse, die die Lebenspraxis bestimmen. Aus einer institutionellen Perspektive stehen Lebensphasen für „Altersgruppen“, die sich durch die zunehmenden Anforderungen an Bildung, Lernen und Arbeit und auftretende lebensphasenspezifische Bestands- und Irreversibilitätsprobleme verändern. Lebensphasen aus einer zeitdiagnostischen Perspektive zu betrachten, führt unweigerlich zu Prozessen der Individualisierung und gesellschaftlichen Transformation, die sich in der späten Moderne abspielen und eng mit dem Wandel biografischer Entwürfe und Lebenszusammenhänge durch Beschleunigung, Optimierung und Digitalisierung verbunden sind.

Insofern sind Lebensphasen in ihrer kulturellen, sozialen und zeitlichen Gegenwartsfixierung überschrieben von Innovierung, gesellschaftlichen Wachstumsdynamiken und sich verändernden Zeitstrukturen. Diese stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit einer Überflutung von gesellschaftlichen Anforderungen und individuellen biografischen Dispositionen, die in ihrer Verschränkung die instrumentellen Logiken einer spätmodernen Lebensführung kennzeichnen und in die Gestaltung des Lebenslaufs hineinwirken.

Die Einteilung in bestimmte *Lebensphasen* von der Geburt bis zum Tod, die zeitlich aufeinander aufbauen und den Lebenslauf in seiner Kontinuität, Sequenzialität und Biografizität (zumindest in westlichen Gesellschaften) ordnen, scheint in der Spätmoderne mit den sich verändernden Zeiterfahrungen in allen Lebensbereichen obsolet zu werden: Auch wenn das Alter den Prozess des Aufwachsens und Älterwerdens zeitlich strukturiert und damit individuelle Entwicklungsprozesse in Abhängigkeit der sich verändernden Lebensbedingungen arrangiert, Menschen sich zudem bewusster mit dem Alter, Selbstkonzepten, externen Rollenzuschreibungen und Positionierungen in lebenszeitlicher Perspektive auseinandersetzen (Walther/Stauber 2013), entzeitlichen sich die Lebensaltersphasen. Sie sind längst nicht mehr an Altersnormierungen gebunden und durch gesellschaftliche Anforderungen zu regulieren. So verläuft z.B. der Übergang von der Jugendphase ins Erwachsenenalter längst nicht mehr entlang der drei ontogenetisch sich ausdifferenzierenden

biografischen Bewährungsaufgaben in Familie, Beruf und Gemeinwohlbindung. Die sequenzierte Abfolge von Lebensereignissen bricht mit der zeitlichen Ausdehnung und Entstandardisierung der Jugendphase. Besonders berufsbiografisch angeordnete Handlungsabläufe wie Ausbildung und Berufstätigkeit, die institutionell festgelegt und statussichernd sind, verändern sich wahrnehmbar. In diesem Sinne bilden Lebensphasen in lebenszeitlicher Perspektive zwar eine positionale Sequenz im Lebenslauf und bieten einen biografischen Orientierungsrahmen für Entwicklungs- und Sozialisationsprozesse, Übergänge und strukturelle Veränderungen im institutionalisierten Lebenslauf, gleichzeitig steigen die Erwartungen an deren individuelle Gestaltung. Sie regulieren im Takt des Lebens das Zulassen von Veränderungen und sind mit Erfahrungsbildung, einem fortschreitenden Zuwachs an Handlungsmöglichkeiten sowie Bewährungsdynamiken verbunden.

Lebensphasen verändern sich im Zuge individualisierender und pluralisierender Lebensbedingungen und Zeitverhältnisse. Sie werden als Ordnungsprinzip für den Lebenslauf instabil, indem sich biografische Anknüpfungspunkte und Passungsverhältnisse verlagern. Es geht nun in allen Lebensaltersphasen gleichermaßen nicht mehr „nur um die Frage, ob und wie ich das gesellschaftlich Erreichbare auch erreichen kann, sondern vielmehr darum, wie ich mich so verorte, dass ich irgendwie handlungsfähig bleibe, mich sozial behaupten kann“ (Bönisch/Schröer 2008: 49). Die Grenzen zwischen den Lebensphasen, in die sich gleichsam historische wie gegenwärtige Diskurse einschreiben, werden zunehmend unübersichtlicher: Es dominieren im Zeitdiktat der späten Moderne Selbstökonomisierung und Selbstvermarktung bei flexibler Anpassung für Jung und Alt. Insbesondere Jugendliche und Erwachsene setzen auf Selbstständigkeit, Karriere und Unabhängigkeit; sie bleiben immer länger im Bildungs- und Ausbildungssystem und konzentrieren sich stärker auf einen erfolgreichen Berufseinstieg; sie schieben die Entscheidung für oder gegen eine Partnerschaft und Familie auf und verlagern alters- und lebensphasenspezifische Anforderungen in der Entfaltung eines eigenen Lebenslaufs zunehmend in Phasen des Alters. Gleichzeitig arbeiten sie sich an Entwicklungsanforderungen und kulturellen Normen ab und suchen nach Anregungs- und Gelegenheitsstrukturen, um selbst etwas zu bewirken. Sie sind aufgefordert, sich immer wieder mit kulturellen Leitbildern „gelingenden“ Lebens auseinanderzusetzen und sich in allen Lebensbereichen möglichst alle Optionen offen zu halten. Auch für die Alten, die sich selbst im besten Fall gar nicht mehr „alt“ fühlen, gilt permanent an sich selbst zu arbeiten und sich zu positionieren, ohne sich dabei zu überfordern. Für Junge wie Alte besteht die Herausforderung darin, sich mit den sich verändernden Zeitverhältnissen, Lebensbedingungen und Widersprüchen der späten Moderne auseinanderzusetzen und sich in der Gestaltung des Lebenslaufs in seinem zeitlichen Gefälle zu bewähren. Abzuwarten bleibt, wie sich aktuelle Entwicklungen, die

als fortschreitende Singularisierung und Technologisierung, als „rasender Stillstand“ wie auch Entschleunigungsstreben beschrieben werden, weiter in Verwerfungen der Lebensphasen niederschlagen.

Anja Schierbaum & Jan Frederik Bossek

LITERATUR

- Böhnisch, L./Schröer, W. (2008): Entgrenzung, Bewältigung und agency – am Beispiel des Strukturwandels der Jugendphase. In: Homfeldt, H. G./Schröer, W./Schweppe, C. (Hg.): Vom Adressaten zum Akteur. Soziale Arbeit und Agency. Opladen: Barbara Budrich, S. 47-57.
- Ecarius, J. (1996): Individualisierung und soziale Reproduktion im Lebensverlauf. Konzepte der Lebenslaufforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- King, V./Busch, K. (2012): Widersprüchliche Zeiten des Aufwachsens – Fürsorge, Zeitnot und Optimierungsstreben in Familien. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Jg. 7, Heft 1, S. 7-23.
- Kohli, M. (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Berger, J. (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren (Soziale Welt, Sonderband 4). Göttingen: Schwartz, S. 183-208.
- Rosa, H. (2009): Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen. In: King, V./Gerisch, B. (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung. Frankfurt am Main: Campus, S. 21-39.
- Walther, A./Stauber, B. (2013): Übergänge im Lebenslauf. In: Schröer, W./Stauber, B./Walther, A./Böhnisch, L./Lenz, K. (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim: Beltz Juventa, S. 23-43.

Lernen

Lernen und Zeit stehen in einem vielschichtigen Verhältnis. Gelernt wird nicht nur momentan, sondern über den Lebenslauf, in allen Lebenslagen und allen Lebensphasen. In der Moderne wird die Zeit des Lernens in der Folge in wissenschaftlichen und institutionellen Prozeduren objektiviert und in vielfältigen Praktiken gerastert, gemanagt und optimiert. Zugleich wird Zeit im Lernen als subjektiv erlebte Zeit beschreibbar – als Langeweile und Kurzweil, im Flow, im Erinnern, Vergessen und Antizipieren. Hier wird der Eigensinn der Zeiterfahrung im Lernen thematisch. Die Ambivalenzen zwischen subjektiver und objektiver Zeit schlagen sich in Theorien des Lernens sowie in temporalen Differenzierungen zwischen den Generationen nieder.

In der europäischen Moderne wird Zeit mit der Linie, dem Fluss, dem Pfeil assoziiert, d.h. linear und progressiv gedacht. Das war allerdings nicht immer so. Genealogisch lassen sich unterschiedliche Modelle von Zeit aufweisen (vgl. Löwith 2004). Zeit und damit auch die Zeit des Lernens wird im vormodernen Erfahrungsraum, z.B. bei den Griechen, als wiederholender, organischer Kreislauf bzw. im Mittelalter als Kreislauf im christlichen *ordo* verstanden. Lernen als Kreislauf, als „Reolutio“ des Irdischen, formiert sich im Spiegel eines Kosmos bzw. eines Göttlichen. Irdische Zeit repräsentiert eine göttliche und kosmische Ordnung, der sich der Mensch unterstellt sieht. Noch im 17. Jahrhundert, in Comenius' *Didactica Magna*, findet sich dieses Modell der kreishaften Zeit, in der sich die irdischen Zyklen im göttlichen Kosmos widerspiegeln. Hier ist die sakrale Zeit Gottes die normativ verbindliche Zeit als Ausgangs- und Zeitpunkt eines Erziehungs- und Lernverständnisses, „allen alles zu lehren“ („*omnes omnia omnino*“), um damit die Vervollkommnung des Menschen qua Lernen und Bildung im göttlichen *ordo* zu befördern. Weltliche und göttliche Zeit, Mikrokosmos und Makrokosmos, stehen in einem analogischen Repräsentationsverhältnis, das die Widerspiegelung des Ganzen im Teil, des Alls im Menschen, der Schöpfung im Geschöpf ermöglicht.

Die Zeit des Lernens ist in diesen Modellen kosmisch bzw. eschatologisch organisiert. Sie wird auf ein letztes Ziel hin ausgerichtet. Untersuchungen zur Genea-

logie der Zeit zeigen, dass die eschatologische Vorstellung in der Moderne in säkularisierter Form als teleologische und finalisierte Zeitvorstellung wiederkehrt (ebd.). Es findet eine Umstellung vom Zeitmodell der Ewigkeit und des Kreislaufes auf das Modell Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft statt. Foucault (1994) hat gezeigt, dass, ausgehend vom 16. und 17. Jahrhundert, Lernen in „Zeitregimes“ eingespannt wird, in denen die Schülerkörper differenziert und serialisiert sowie ihre „Leistungen“ effektiv auf ein Ziel hin angeordnet werden. Diese Verzeitlichung des Lernens bedeutet zugleich eine Finalisierung. Lebensphasen gelten als Entwicklungsphasen, und diese Ordnung findet in Institutionen wie der Schule eine zeitliche und organisatorische Entsprechung. Die Finalisierung des Lernens muss im historischen Kontext mit der „Erfindung“ der *perfectibilité* (Rousseau) und der „Natürlichkeit“ gesehen werden. Lernende werden in serielle Zeitregimes eingespannt und gerade darin als „natürliches“, evolutives und perfektibles Individuum hervorgebracht.

Der Blick auf die temporale Grundstruktur des Lernens als Finalisierung eröffnet damit einerseits die modernen und bildungs- und lerntheoretischen Probleme der Subjektconstitution. In den temporalen Strategien einer auf die Körper gerichteten „Chronopolitik“ (Foucault) einer geregelten, gerasterten, finalisierten und gemessenen Zeit wird das Selbst „regiert“. Es wird möglich, Lernzeit als Objekt instrumentell und wissenschaftlich zu bestimmen: Zeitdisziplin, Zeitmanagement, Zeitoptimierung, Zeitregulation als Strategien einer „Regierung“ der Lernenden. Im temporalen Regime der Moderne wird Lernen auf Effizienz, Effektivität und Erfolg verpflichtet – lebenslang. Andererseits werden in der Moderne Perspektiven auf individuelle Lernzeiten ermöglicht, die nicht vollständig im objektivierten und normalisierten Zeitregime aufgehen. In der Moderne tut sich ein Bruch zwischen dem Zeiterleben des Selbst und der gesellschaftlichen, objektiven und gemessenen Zeit auf. Zeit wird damit als Dimension einer zeitsensiblen Theorie des Lernens und des Übens relevant. Der Bruch zwischen subjektiver und objektiver Zeit, zwischen Lebenszeit und Weltzeit (Blumenberg 1986), zwischen geschichtlichem Erfahrungsraum und zukünftigem Erwartungshorizont einer offenen und beschleunigten Zukunft wird in der Erziehungswissenschaft konventionell als Opposition beschrieben, die durch professionelle pädagogische Technologie einerseits und durch Zeitkompetenz der „Zöglinge“ andererseits zusammengeführt werden kann. Dabei ist Zeit kein dominantes Thema der Erziehungswissenschaft, auch wenn die Veröffentlichungen dazu in den letzten Jahren deutlich zunehmen (vgl. Göhlich/Zirfas 2007). Zeit lässt sich wohl eher als Grunddimension des Lernens und der Erziehung im Generationenverhältnis, nicht aber als ein Grundbegriff der Erziehungswissenschaft fassen.

Moderne Theorien des Lernens sind daher oft finalisiert und teleologisch ausgerichtet. Sie beschreiben Lernen als einen kontinuierlichen Stufengang, der auf

ein Ziel, ein Ergebnis ausgerichtet ist. Das objektive, wissenschaftlich und sozial garantierte Wissen wird dann zum Maßstab des Lernens gemacht. Lernen wird oft auf Wissenserwerb reduziert und als kognitiver, rationaler und subjektiver Bewusstseinsprozess bestimmt. Teleologische und normative Theorien des Lernens stammen meist aus der Psychologie (vgl. zum Folgenden Brinkman 2012).

Teleologisch und kontinuierlich wird oft auch der Lebenslauf gesehen. Der „ausgelernte“, rationale und wissende Erwachsene gilt dann als Maßstab des Lernens. Kindliches Lernen wird in dieser teleologischen, normativen Perspektive zu einer defizienten Vorstufe des rationalen erwachsenen Lernens. Piagets konstruktivistische Entwicklungspsychologie gibt ein gutes Beispiel für die Marginalisierung und Funktionalisierung kindlicher Lernerfahrungen (Göhlich/Zirfas 2007: 44).

Im Diskurs der Moderne ist die Finalisierung des Lernens, die sich bspw. in der massenhaft verwendeten Metapher der Entwicklung manifestiert, verbunden mit einem „Teloschwund“ (Buck 2019) pädagogischer Praktiken. Für die Pädagogik bedeutet dies die Konstitution einer spezifisch modernen Problematik, von einer doppelten Unsicherheit ausgehen zu müssen, nämlich weder das Ziel und das Ergebnis individueller Bildungs- und Lernprozesse, noch den gesellschaftlichen Prozess der beschleunigten Veränderung kennen zu können. Bildung und Lernen werden nunmehr als individuelle, offene und kontingente Prozesse konzeptioniert. Kontingenz, Diskontinuität und Beschleunigung des Lernens gehören zur Erfahrung der Moderne.

Lerntheoretisch wird Diskontinuität und Kontingenz in Modellen eingeholt, die Lernen als Erfahrungsprozess bestimmen. Sie gehen von der Leitprämisse aus, dass Lernen als Erfahrung in Verhältnissen geschieht. Im Unterschied zu psychologischen Lerntheorien rücken subjekttheoretische, lern- und bildungstheoretische, kultur- und sozialtheoretische, praxistheoretische und phänomenologische Theorien des Lernens sowie Theorien der Bildung aus der Biografieforschung (vgl. Göhlich/Zirfas 2007; Meyer-Drawe 2008; Prange 2005) die Gegenwart des Lernens zwischen Vergangenheit und Zukunft und die Erfahrungen darin in den Vordergrund. Dabei treten die diskontinuierlichen Aspekte in der Erfahrung der Zeit hervor. Diese werden in dem Umstand sinnfällig, dass im Lernen nicht nur etwas hinzugelernt wird, sondern dass ein Umlernen (Meyer-Drawe 2008), ein Blickwechsel, eine Transformation oder ein Umüben (Brinkmann 2012) stattfindet. Es kommt also im Lernprozess nicht einfach neues Wissen und Können zu vorhandenem im Sinne einer Akkumulation oder Adaption hinzu. Vielmehr findet eine „Umkehrung“ (Buck 2019: 6) statt, die die „ganze Person“ (ebd.) betrifft. Neue Erfahrungen profilieren sich so gegenüber alten, die Vertrautheit mit ihnen wird aufgebrochen, das routinisierte Praxis- und Gewohnheitswissen wird problematisch. In der genetischen Perspektive, die Günther Buck in seinem Klassiker zum Erfahrungslernen

(2019) einnimmt, erscheint die Zeit des Lernens als Zeitraum, der sich zwischen Vergangenen, Gewusstem und Gekonntem (den sedimentierten und habitualisierten Vorerfahrungen) einerseits und dem in Lernprozessen Erwarteten (den Antizipationen) aufspannt. Um diese temporale Strukturierung theoretisch darzulegen, greift Buck auf Husserls Intentionalitäts- und Horizontmodell zurück. Erfahrung als Prozess geschieht intentional. Sie ist auf Akte gerichtet und weder teleologisch noch absichtlich, sondern lebensweltlich, leiblich und vorprädikativ strukturiert. Diese Akte sind einerseits auf die Zukunft (als Antizipation) gerichtet und andererseits auf die Vergangenheit (als Erinnerung bzw. Retention). Erfahrungen sind also geprägt von einem Vorverständnis einerseits und einer Antizipation als einem Vorgriff auf ein noch Unbekanntes andererseits. Ein Kind, das Laufen, Sprechen oder Schreiben lernt, hat schon längst Andere gesehen, die diese Fertigkeiten beherrschen. Zugleich hat es schon ein bestimmtes Vorkönnen, auf dessen Basis das Lernen stattfindet. Der temporale Horizont kann sich im Sinne einer Verdeutlichung bzw. als Erfüllung der Erwartung (vgl. ebd.: 70) oder im Sinne einer Nicht-Erfüllung der Antizipation und Widerlegung manifestieren. Antizipationen können also erfüllt oder enttäuscht werden. Werden sie enttäuscht, wird der Horizont „durchgestrichen“ und ein Horizontwandel kann stattfinden (ebd.: 67). In dieser diskontinuierlichen Erfahrung wird nicht nur hinzugelehrt, sondern umgelernt und die „alten“ Erfahrungsbestände mit einem neuen Index versehen.

Die Diskontinuität und Kontingenzerfahrung der Moderne werden auch und besonders im Lernen zwischen den Generationen sinnfällig. Es basiert auf der Weitergabe kultureller Techniken und Normen. Diese Weitergabe findet in generationalen Zusammenhängen statt. Das Verhältnis der Generationen und die Praktiken, Inhalte und Relationen kultureller Weitergabe werden im Kontext von gesellschaftlichen und „natürlichen“ Krisenerfahrungen immer fragwürdiger. Das Verhältnis der Generationen scheint irritiert, die temporale Erfahrungsdifferenz zwischen den Generationen wird immer größer. Sie scheint sich nicht nur umzukehren, sondern immer weiter auseinanderzuklaffen. Angesichts der Pluralisierung der Lebensstile, von Klimakatastrophen, digitaler Virtualisierung und Beschleunigung ist unklarer und unsicherer denn je, wer was auf welche Art und Weise weitergeben kann bzw. weitergibt. Die Zeit zwischen den Generationen wird als Bruch erlebt – etwa aktuell im Zuge von Diskussionen und Kämpfen angesichts von Klimaerwärmung und der Bewegung *Fridays for Future*. Tradition und Erbe haben nicht nur einen „Auraverlust“ (Ziehe) erlebt, sondern scheinen gänzlich entzaubert. Gleichwohl sind Kulturen auch unter Bedingungen der technischen und medialen Beschleunigung und Krisen- und Kontingenzerfahrungen auf die Weitergabe von Wissen und Können angewiesen. Lernen ist so gesehen in edukative Zusammenhänge eingebettet. Es tritt in einer Relation zu erzieherischen Praktiken auf, ohne dass es dar-

aus unmittelbar hervorgeht. In edukativen Zusammenhängen werden besondere Techniken und Mittel der Vermittlung eingesetzt: Insbesondere Zeigen und Fragen sind bewährte Praktiken der didaktischen Vermittlung (vgl. Prange 2005).

Die moderne Perspektive auf die Gegenwart in der Erfahrung im Lernen rückt die subjektiven Zeiterfahrungen in den Blick. In der Erfahrung des Lernens kann sich Zeit in der Langeweile dehnen oder sich im Moment der Kurzweil oder in herausgehobenen, kairotischen Erlebnissen zusammenziehen. Die Zeit im Lernen kann fließen, etwa im Flow (Csíkszentmihályi), wenn in der Versenkung, im gekonnten Tun die Zeit vergessen wird.

Der Langeweile im Lernen sind wenige Untersuchungen gewidmet, obwohl schulisches Lernen maßgeblich aus Schülerseite so erfahren wird. Langeweile gilt als „gedrückte Stimmung“ (Bollnow), ähnlich der Angst und Verzweiflung. Die Zeit verstreicht in der Langeweile quälend langsam. Im Unterschied dazu wird Zeit in gehobenen Momenten ganz anders erfahren. Glück und Zufriedenheit stellen sich ein, wenn zur „rechten Zeit“ ein „fruchtbarer Moment“ im Lernen (Copei) erfahren wird. „Ein Licht geht auf“, der „Groschen fällt“ – man stößt auf etwas, das einem blitzartig Zusammenhänge klarwerden lässt, die in ihrer Verknüpfung so vorher nicht erkannt waren. Diese fruchtbaren Momente im Lernen können daher als Momente des Umlernens und Umübens bestimmt werden (vgl. Meyer-Drawe 2008).

Die Erfahrung des Flows als besonderer Moment in der temporalen Lernerfahrung stellt sich im Unterschied zur Langeweile und zu den fruchtbaren Momenten erst dann ein, wenn in einer bestimmten Domäne, etwa im Klettern, im Klavier- oder Schachspielen ein Könnensgrad erreicht ist, sodass im gekonnten Ausführen dieser Tätigkeit das Gefühl der Kontrolle der Umgebung und das Gefühl des Selbstverlustes Hand in Hand gehen – ein Fließen wird im Tun erfahren, das Zeit und Raum vergessen lässt (vgl. Brinkmann 2012).

Ganz anders die subjektive Zeiterfahrung im Erinnern und Vergessen. Das Gewusste und Gekonnte wird im Vergessen als Entzug der Zeit erfahren. Es ist nicht ganz verschwunden, sondern kann erinnert werden, wenn es z.B. „auf der Zunge liegt“. Das Vergessen und ebenso die Wiedererinnerung daran stehen nicht in unserer Macht, wie Nietzsche sagt, sondern werden von der „Vernunft des Leibes“ bestimmt (vgl. ebd.). Die Erinnerung und das Gedächtnis können zur Last werden und das Handeln behindern. Deshalb ist Vergessen auch die Voraussetzung für eine tatkräftige Zukunft.

Die Zeit im Lernen als Zeit des Lernens wird in der Moderne auf vielfältige Weise einerseits Thema ihrer Objektivierung, Steuerung und Optimierung. Andererseits wird es möglich, biografische und individuelle Zeiterfahrungen qualitativ zu bestimmen, etwa Langeweile und Kurzweil, Flow, Erinnern, Vergessen oder Antizipieren. Lernen als spezifisch-moderne Erfahrung in der Zeit ist auf besondere

Weise temporal strukturiert, zugleich kontinuierlich und diskontinuierlich, bruchhaft und linear. Aber nur in besonderen Momenten wird die Zeit im Lernen erfahrbar – wenn sie sich dehnt oder wenn sie blitzartig in fruchtbaren Momenten aufleuchtet.

Malte Brinkmann

LITERATUR

- Blumenberg, H. (1986): *Lebenszeit und Weltzeit* (3. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brinkmann, M. (2012): *Pädagogische Übung. Praxis und Theorie einer elementaren Lernform*. Paderborn: Schöningh.
- Buck, G. (2019): *Lernen und Erfahrung. Epagogik*. (Hg. von M. Brinkmann). Wiesbaden: Springer VS.
- Foucault, M. (1994): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Göhlich, M./Zirfas, J. (2007): *Lernen. Ein pädagogischer Grundbegriff*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Löwith, Karl (2004): *Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*. Stuttgart: Metzler.
- Meyer-Drawe, K. (2008): *Diskurse des Lernens*. München: Wilhelm Fink.
- Prange, K. (2005): *Die Zeigestruktur der Erziehung. Grundriss der operativen Pädagogik*. Paderborn: Schöningh.

Medien

„Medien sind Zeitdiebe“ ist ein beliebter Ausdruck, um den Einfluss der Medien in der heutigen Zeit zu beschreiben. In unserem Alltag beschäftigen sie uns andauernd – gerade mit der Digitalisierung der Medien und ihrer zunehmenden Durchdringung der Gesellschaft haben sich unsere Zeitressourcen verändert. Dieses Phänomen ist jedoch nicht so neu, hat doch der Begriff der Lesesucht bereits Ende des 18. Jahrhunderts die Verschwendung von Zeit durch Lesen als gesellschaftliches Übel beschrieben, womit vor allem lesende Frauen gemeint waren.

In diesem Sinn „kostet“ die Nutzung bzw. Rezeption von Medien immer Zeit und strukturiert den Alltag von Menschen mit. Dies war mit dem Erscheinen des Radios noch nicht so dramatisch wie beim Fernsehen. Zwar hat auch das Radio eine Zeitstruktur, nach der sich die Hörer*innen zu richten haben. Jedoch konnte das Radio immer auch als „Nebenbei-Medium“ benutzt werden, d.h. es konnten andere Tätigkeiten zeitgleich verrichtet werden, ohne dadurch auf Sendungen verzichten zu müssen. Fernsehen als audiovisuelles Medium verlangt hingegen mehr Konzentration auf das Geschehen, wenn man alles mitbekommen möchte. Es synchronisiert daher bspw. die Zeiten des Familienlebens. So wird etwa die Zeit des Abendessens vor den Beginn einer beliebten Sendung gelegt; kleine Kinder müssen nach einer Kindersendung ins Bett und die Eltern steuern ihre familialen Gespräche um die Nachrichtensendungen herum. Gemeinsames Fernsehen koordiniert die Zeitstrukturen der einzelnen Familienmitglieder und relevante Sportsendungen können zur Verschiebung von Terminen, Familientreffen oder Besuchen führen.

Der Videorekorder hat zu Beginn der 1980er Jahre in dem Sinn zwar eine Flexibilisierung gebracht, sodass sich nicht mehr nach den Sendezeiten gerichtet werden musste; die gewünschte Sendung konnte auch zeitversetzt gesehen werden. Aber viele der Sendungen wurden wahrscheinlich nie angeschaut, weil letztlich die Zeit fehlte, oder sie wurden so in den Zeitablauf des Fernsehens integriert, dass sie selbst wieder zum Teil einer geplanten Zeitstruktur wurden. Der Ausdruck „zeitversetzt“ macht aber deutlich, dass ein Stück weit Autonomie im Umgang mit der vorgegebenen Struktur des Fernsehprogramms zurückgewonnen werden wollte.

Mit den heutigen Streamingdiensten – mit der voranschreitenden Digitalisierung insgesamt – wird auch der Ausdruck „zeitversetzt“ obsolet, da die Versetzung einer Zeitspanne ja bedeutet, dass es eigentlich einen festen Zeitrahmen für eine mediale Präsentation gäbe, was mit der Digitalisierung oft nicht mehr zutrifft. Sie ermöglicht die Zusammenstellung eines eigenen Programms; es wird also ein individuelles Medienangebot produziert. Das betrifft Musik, Filme, Podcasts, einfach alles, was im Internet an audiovisuellen und symbolischen Medien angeboten wird.

Die Zeit, die damit verbracht wird, bekommt jedoch eine andere Qualität. Man fühlt sich zwar nicht mehr zeitlich abhängig von den traditionellen Medienanbietern, ist also weniger einem Zeitdiktat ausgesetzt, muss nun aber umso mehr einen Zeitrhythmus der Mediennutzung selbst einrichten. Nutzer*innen sind nun Quelle und Opfer einer zeitlichen Strukturierung in einem. Denn die Allgegenwärtigkeit der digitalen Medien, d.h. ihre Nutzungsmöglichkeit an jedem Ort zu jeder Zeit, verändert das Bewusstsein für die Zeit, die man mit ihnen verbringt.

Gründe dafür lassen sich in der Struktur der digitalen Medien finden (Nelson 1974), die entweder „unstrukturiert“ in dem Sinn sind, dass sie selbst nicht linear aufgebaut sind – ich stelle mir mein Programm selbst in seiner Linearität zusammen –, oder auch in der Art und Weise, wie sie zu nutzen sind. Der erste Punkt lässt sich gut im Vergleich linearer und nicht-linearer Medien erläutern. Das Buch ist ein lineares Medium, das eigentlich von Anfang bis Ende gelesen werden sollte, auch wenn man manchmal vorblättert, um die Neugierde über einen Erzählverlauf zu befriedigen. Auch die zeitbasierten Medien, wie das erwähnte Fernsehen oder ein Kinofilm, geben Linearität im Erzählstrang vor. Sowohl das Internet als auch etwa Computerspiele sind jedoch nicht-lineare Medien, die erst durch den Rezeptionsprozess strukturiert werden. Indem ich eine Webseite besuche und die dortigen Links als Verweise auf andere Webseiten nutze, strukturiere ich mir selbst das Medienangebot. Zwei Merkmale bestimmen die Struktur des Internets: die Hypertextstruktur, als eine vielfältige Verbindung unterschiedlicher Texte bzw. Medien, sowie der Hyperlink, also der Marker, der diese Verbindung herstellt.

Was hat das aber mit veränderten Zeitverhältnissen zu tun? Durch die fehlende zeitliche Strukturierung des Medienangebots muss die zeitliche Nutzung selbstgesteuert hergestellt werden. Die Rezipient*innen müssen ihre Zeit der Nutzung also selbst einteilen und auch selbst überwachen, also selbst strukturieren. Wir wissen, dass das nicht allen leicht fällt. Am deutlichsten wird das etwa bei der Nutzung von Computerspielen. Die meisten der Spiele haben, wie eben schon aufgeführt, keine lineare zeitliche Strukturierung. Zwar gibt es oft einen Anfang und meist auch ein Ende, indem etwa alle Aufgaben gelöst oder alle „Feinde“ besiegt sind, doch zwischendrin herrscht die Hypertextstruktur, d.h. es gibt keinen eindeutigen Weg zum Ziel. Nutzer*innen verlaufen sich, werden „getötet“, können wiederauferstehen und

von neuem beginnen. Es entsteht durch die Offenheit des Computerspiels sowie durch die Geschichte und die Herausforderungen, die dort zu bewältigen sind, ein Flow-Erlebnis, das einen aus dem Alltag „wegbeamt“ und damit auch die dortige Zeitstruktur, etwa Essens- oder Arbeitszeiten, vergessen lässt. Auf der Grundlage dieses Phänomens entsteht auch ein Suchtverhalten, das diese Mediennutzung begleiten kann (Mößle u.a. 2014). Während die vermeintliche Lesesucht ein eher zu vernachlässigendes Problem ist, da sich die zeitliche Nutzung anhand der Linearität des Mediums ablesen lässt – so und so viele Seiten eines Buchs oder Bände einer Autorin sind noch zu lesen –, ist die Zeitspanne in Computerspielen allein durch Selbstkontrolle ablesbar. Selbstkontrolle widerspricht allerdings genau der Absicht des „Spielens“ mit Computerspielen, denn diese werden ja meist genutzt, um anderen Beanspruchungen zu entfliehen. Es ist genau dieser Umstand, der zu einem tatsächlichen Suchtverhalten führen kann, da die zeitliche Beanspruchung durch das Spielen nicht mehr kontrolliert werden kann und anderen Aktivitäten, wie etwa Freunde treffen, zur Arbeit gehen oder gar sich körperlich zu pflegen, vernachlässigt werden. Die digitalen Medien bergen also die Gefahr eines anderen Zeitdiktats: Während sogenannte traditionelle Medien in ihrer linearen zeitlichen Strukturiertheit ein „Zeitdiktat“ beinhalten, sind digitale Medien in ihrer zeitlichen Verfügbarkeit und Struktur unbegrenzt; sie verlangen daher umso mehr Selbstbegrenzung ab.

Der andere Aspekt der Zeitthematik digitaler Medien liegt in ihrem Inhalt begründet und lässt sich am besten anhand sozialer Netzwerke erläutern. Werden die sozialen Netzwerke wie etwa Facebook, Instagram oder auch WhatsApp als Plattformen des Austauschs persönlicher Informationen mit vielen anderen verstanden, dann lässt sich auch hier eine andere Form der Zeitstrukturierung finden. „Traditionell“ war der Austausch persönlicher Informationen, wie etwa in Briefform, eine Wechselseitigkeit, die viele Ruhezeiträume umfasste. Bis der geschriebene Brief bei der Adressat*in angekommen ist und später möglicherweise beantwortet wurde, vergingen oft Tage oder sogar Wochen. Das Telefon hat diese Zeitspannen zwar extrem schrumpfen lassen, da Kommunikation zu synchronisieren war. Dieser Art von Zeitdiktat kann sich aber auch verweigert werden, indem ein Telefongespräch nicht angenommen wird. Die Struktur sozialer Netzwerke ermöglicht dagegen das öffentliche Anbringen von Informationen, die mehr oder weniger dauerhaft erhalten bleiben, das sogenannte „Posten“. Damit wird eine zeitliche Abfolge im Austausch von Informationen ermöglicht, die nicht wie beim Telefon an die Synchronisierung der Teilnehmenden gebunden ist – oder wie beim Briefschreiben an die Zeitspannen des Transports. Ich kann auf den Post eines Bekannten antworten, wann ich will: sofort, morgen oder überhaupt nicht. Die zeitliche Optionalität enthält jedoch ihre eigene List, sich zeitlich selbstbestimmt auf die Möglichkeit eines

Austauschs einzulassen, also die Botschaft zu lesen, eventuell auch eine Antwort zu verfassen, vielleicht eine Replik darauf zu erhalten, die wiederum zu einem neuen Vorgang herausfordert. Da auch hier wiederum keine zeitliche Strukturierung vorgegeben wird, kann so viel gepostet werden oder es können so viele WhatsApp-Nachrichten versendet werden, wie individuell angemessen erscheint. Dazu kommt noch, dass auch weitere diverse Posts auf Facebook gelesen, Bilder auf Instagram bewertet oder Videos auf YouTube angeschaut werden können, um sich mit anderen inhaltlich auszutauschen. Auch das führt zur beschriebenen Anforderung der Selbstbegrenzung mit einem potenziellen Kontrollverlust des Selbst: Man „verliert“ seine Zeit in den digitalen Medien.

Ein weiteres Phänomen kennzeichnet die Zeit der Digitalisierung: die Schnelligkeit der Entwicklung, die die „Gebrauchszeiten“ schrumpfen lässt. Kaum ist ein Gerät gekauft und eventuell ein Laden verlassen, ist es auch schon wieder veraltet. Das führt dazu, dass die Zeit von Hard- und Software in Zyklen von Monaten oder wenigen Jahren gefasst wird. Während ein Radio früher über Generationen hielt, ein Fernsehapparat mehr als ein Jahrzehnt funktionieren sollte, sieht das heute bei Smartphones, Notebooks und Tablets ganz anders aus. Die Medienunternehmen setzen Menschen mit ihren neuen Geräten und neuen Ausstattungsmerkmalen unter Druck, technisch aktuell zu sein. Bei der Software wird in monatlichen Updatezyklen gerechnet, mit denen die Geräte umso schneller veralten können. Die Versuchung ist groß, sich diesen Zeitzyklen der Weiterentwicklung von Hard- und Software anzupassen. Auch dadurch geht eine mit der Digitalisierung gewonnene Selbstbestimmung von Zeitstrukturen zum Teil wieder verloren.

Zusammenhänge von Medien und Zeit bzw. alltäglicher Zeiterfahrung lassen sich auch aus Sicht der Medienwissenschaften und Philosophie betrachten. Erstere haben die Veränderungen von Zeitstrukturen in medialen Präsentationen, etwa Fernsehsendungen, bereits früh dokumentiert (vgl. Bauer 1976). Werden Fernsehserien aus den 1950er Jahren mit den heutigen verglichen, zeigt sich, dass Handlungsabläufe in Filmen früher als zeitliche Abfolgen dargestellt wurden, wohingegen heute zeitliche Versatzstücke vermehrt als parallel ablaufend dargestellt werden. Die Zuschauer müssen das Geschehen selbst zeitlich rekonstruieren, um Handlungszusammenhänge zu verstehen.

Der Medienphilosoph Paul Virillio hat mit dem Konzept des „rasenden Stillstands“ (1992) eine zeitbezogene Zeitdiagnose versucht. Die durch elektronische Medien hergestellte Beschleunigung führe zunehmend zu einer Verdrängung der eigenständigen physischen Realität. Viele seiner Prophezeiungen, etwa der Untergang des Fernsehens und des Kinos, sind zwar nicht eingetroffen; elektronische bzw. digitale Medien haben die Welt aber doch sehr gravierend verändert. Neue Formen von Wirklichkeit sind entstanden, wie etwa die *augmented reality*, eine

digitale Form der Erweiterung unserer Wahrnehmung der physischen Welt. Ein typisches Beispiel dafür ist das Computerspiel Pokémon Go, bei dem sich auf der Suche nach Pokémons virtuelle Schichten, so genannte Layer, über die physische Wirklichkeit legen und beides miteinander verbinden (Kleinau 2018). Dieses Spiel findet fast ausschließlich in der „realen“ physischen Außenwelt statt, sodass diese Realität eben nicht verloren geht, sondern im Gegenteil – sie gewinnt neue Bedeutungsschichten hinzu.

Was kommt in Zukunft auf uns zu? Denken wir an virtuelle Welten, an einen Cyberspace, der uns mit virtuellen Realitäten verschmelzen lässt, dürfte auch eine weitere Veränderung der Zeitverhältnisse damit einhergehen. In diesen Welten kann ein zeitlicher Bezug zu den Veränderungen der physischen Welt mehr oder weniger weit in den Hintergrund treten, mit denen wir bisher Zeit gemessen und verstanden haben – Jahreszeiten, Sonnenaufgang und -untergang, Tagesabläufe etc. In virtuellen Realitäten wird Zeit noch mehr durch die Maschinen bestimmt oder „künstlich“ produziert. Und je mehr diese Welten mit unseren Körpern verschmelzen, desto weniger sind mediale Zeiterfahrungen außerhalb von uns selbst zu verorten. Digitale Medien sind in einem solchen Szenario nicht mehr Zeitdiebe, sondern weiten eine Zeitherrschaft über uns weiter aus. Es bleibt abzuwarten, wie die Entwicklung verläuft. Noch haben wir auch Zeit einzugreifen.

Stefan Aufenanger

LITERATUR

- Bauer, W./Baur, E./Kungel, B. (Hg.) (1976): Vier Wochen ohne Fernsehen. Eine Studie zum Fernsehkonsum. Berlin: Spiess.
- Kleinau, V. (2018): Pokémon Go. Eine qualitative Exploration eines neuen Medienphänomens. Magdeburg: Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg.
- Möble, T./Wölfling, K./Rumpf, H.-J./Rehbein, F./Müller, K. W./Arnaud, N./Thomasius, R./Wildt, B. T. te (2014): Internet- und Computerspielsucht. In: Mann, K. (Hg.): Verhaltenssuchte: Grundlagen, Diagnostik, Therapie, Prävention. Berlin: Springer, S. 33-58.
- Nelson, T. H. (1974): Computer Lib/Dream Machines. Self-published.
- Virilio, P. (1992): Rasender Stillstand. Essay. München: Hanser.

Migration

Fragen um den Zusammenhang von Migration und Zeit fangen bei den kulturgebundenen Vorstellungen über die Zeit und ihre Beschaffenheit an. Das Konzept der Zeit ist ein kulturelles Phänomen, das innerhalb einer sozialen Gruppe aufgrund gemeinsamer Erfahrungen geformt und im Prozess der Sozialisation an die nächste Generation sowie an einzelne Individuen weitergegeben wird. Durch zeitliche Angaben werden allgemein verständliche Bedeutungen kommuniziert, die in dicht zusammengefasster Form sehr unterschiedliche Inhalte umfassen können, z.B. die Erinnerung an die gemeinsame Geschichte, die eigene Einstellung dazu, Emotionen, Wissen, Verhaltenserwartungen und vieles mehr. Solche zeitlichen Angaben können bspw. bedeutende geschichtliche Daten (wie der 11. September) oder allgemeinbekannte Uhrzeitangaben und -regelungen (etwa, dass sonntags die Geschäfte in Deutschland geschlossen sind) oder auch Angaben der Dauer (Spielfilmlänge) sein; Fahr- und Stundenpläne, zeitregulierende Verträge, Deadlines und Fristen gehören auch dazu.

Durch die Erwähnung zeitlicher Marker wird gleichzeitig die eigene Position in Bezug zu ihnen vermittelt. Damit wird unter anderem die eigene soziale Position definiert. Kennt man sie nicht, riskiert man soziale Exklusion (Rosa 2005: 481). So würde eine Behauptung „Ich war nur neun Jahre in der Schule“ zur Annahme führen, dass der Sprecher eine sehr eingeschränkte Schulbildung genossen hat. Zumindest in bildungsnahen Gruppen wäre dies ggf. mit einer Abwertung verbunden, z.B. mit wenig schmeichelhaften Annahmen über Intelligenz, Lernfähigkeit, Bildung oder den sozialen Status (sowohl im Herkunfts- als auch im Aufnahmeland). Würde der Sprecher hinzufügen, dass das Schulsystem in seinem Herkunftsland kürzer/anders aufgebaut sei, könnte diese Annahme relativiert werden. Sollte er hinzufügen, dass er mehrere Klassen übersprungen und in nur neun Jahren das Abitur erlangt hätte, würde das die Sicht auf seine Aussage völlig verändern, es würde das Bild eines besonders leistungsstarken, bildungsaffinen, fähigen „Überfliegers“ erzeugen. Eine adäquate Kommunikation erfordert das Wissen darüber, wie welche zeitlichen Angaben gedeutet werden.

Zeitvorstellungen sind somit ein Ausdruck für soziale Zeit (Sorokin/Merton 1937), für tiefliegende und oft verborgene kulturell geprägte differenzierende Zusammenhänge, die verschiedene Gruppen entweder voneinander abgrenzen oder die Mitglieder einer Gruppe vereinen. Jedes Zusammentreffen verschiedener Kulturen, ob im Kontext von Migration, Tourismus oder des Zusammentreffens verschiedener Milieus und Lebensformen innerhalb eines Landes kann von Irritationen der Zeitvorstellungen begleitet sein. Selbst solche Zeitvorstellungen, die auf den ersten Blick universell erscheinen (über die zeitliche Begrenztheit des Lebens etwa), unterscheiden sich bei näherem Betrachten erheblich, und zwar in Bezug auf Zeit. Die normativ erwartete Dauer des Lebens, die fatalistische Akzeptanz des unvermeidlichen Endes oder das Bestreben, gegen den Tod anzukämpfen und ihm weitere Zeit (Jahre oder nur Stunden) abzutrotzen, sind auch Ausdrücke der impliziten Zeitvorstellungen.

Obwohl es sich um ein soziales Konstrukt handelt, wird Zeit meist als etwas Natürliches verstanden (ebd.). Beim Nachdenken über die Zeit wird schnell auf den natürlichen Tag- und Nachtrhythmus, auf die allgemeingültigen Gesetze der Physik zurückgegriffen und angenommen, dass auch das Verständnis und die Handhabung der Zeit für alle Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft, gleich seien. Dabei ist aber eine sehr große Diversität beim Verständnis zeitlicher Begriffe möglich, bspw. der Pünktlichkeit, Schnelligkeit, Effizienz, des angemessenen Heiratsalters, der Lebensdauer (von Menschen oder Gegenständen), um einige Beispiele zu nennen. Zeitvorstellungen können in Abhängigkeit von der jeweiligen Herkunft (sozialer, aber auch geografischer) erhebliche Differenzen aufweisen (Levine 2008). Damit werden Migrant*innen mit einer anderen Zeitvorstellung implizit nicht nur als fremd, sondern in einem gewissen Maß als unnatürlich und sonderbar wahrgenommen. Es wird weitgehend akzeptiert, dass sie die neue Sprache (noch) nicht beherrschen. Es stößt aber auf weit weniger Verständnis, wenn sie die zeitlichen Gepflogenheiten nicht einhalten oder ihr Leben anders strukturieren. Die Handhabung der Zeit wird als so selbstverständlich erachtet, dass darüber selten gesprochen wird, weil das Wissen als natürlich gilt und vorausgesetzt wird. Zugleich fällt es den migrierten Menschen schwer, die neuen Zeitvorstellungen zu erlernen, weil auch sie die Natürlichkeit der Zeit voraussetzen und vorerst die soziale Konstruktion von Zeit nicht wahrnehmen.

Diese Empfindung der Natürlichkeit von Zeit wird durch das Erleben anderer Zeitpraktiken in einer fremden Kultur irritiert. Im Falle der Migration ist diese Irritation – je nach Aufenthaltsstatus und Bleibeabsichten – von kürzerer oder längerer Dauer. In der Regel dauert sie aber deutlich länger an als im Falle eines Urlaubes im fernen Land, das nach kurzer Zeit wieder verlassen wird. Sie kann nicht als eine Kuriosität abgetan werden; die Menschen sind gewissermaßen gezwungen,

sich damit auseinanderzusetzen, darüber zu reflektieren und die eigene Position dazu zu bestimmen. Im Zuge der Migration werden bisherige Selbstverständlichkeiten (in diesem Fall zu zeitlichen Phänomenen und zur eigenen Position dazu) in Frage gestellt. Aufgrund der Langfristigkeit des Aufenthalts können Migrant*innen diese Fragen nicht ignorieren. Darüber hinaus befinden sie sich in der Regel in einer Position mit geringeren (Macht-)Ressourcen, sodass die Bürde des Erlernens, der Aushandlung und der Anpassung von Zeitvorstellungen in der neuen Situation vorrangig ihnen (und nicht etwa den Menschen in ihrem Umfeld) auferlegt wird (Elias/Scotson 1990). Die Menschen der aufnehmenden Kultur können zwar auch unterschiedlich stark irritiert sein, aber sie stehen nicht unter einem vergleichbaren Anpassungsdruck.

Die kulturgebundenen Zeitvorstellungen beschränken sich nicht nur auf die alltägliche Lebensführung oder das „Zeitmanagement“. Aus diesem Konstrukt leiten sich auch biografische Vorstellungen ab, bspw. die Vorstellungen über ein „richtiges“ oder „gelingendes“ Leben innerhalb gesellschaftlicher Zeitstrukturen, die in der westlichen Welt durch geregelte Zeiten für Bildung, Erwerbssalter oder Verrentung geprägt sind. Der individuelle biografische Entwurf enthält immer die Referenz zum institutionalisierten Lebenslauf (Kohli 1985). Die Biografie wird somit zum Ausdruck eigener Identität und drückt die eigene Position im Verhältnis zum allgemein bekannten und anerkannten Zeitstrukturen aus. Hartmut Rosa spricht über „eine tief wurzelnde, den sozialen Habitus der Individuen bestimmende Verankerung in der Persönlichkeitsstruktur“ (Rosa 2005: 28). Jemand wird etwa zur „Überfliegerin“ (positiv konnotiert als besonders intelligent und zielstrebig), wenn sie sozial vorgeschriebene, institutionell verankerte Bildungsschritte schneller absolviert oder zur Rebellin/Aussteigerin/Außenseiterin, wenn bestimmte Schritte verweigert oder auch nur zu langsam bzw. nicht in der vorgesehenen Reihenfolge ausgeführt werden.

In diesem Zusammenhang stellt Migration ein großes Risiko dar, weil sie in den meisten Fällen den linearen Lebenslauf unterbricht. So haben bspw. Kinder mit Migrationsgeschichte öfters eine Klasse zu wiederholen, weil die jeweiligen Schulprogramme nicht aufeinander abgestimmt sind oder weil die Sprachbeherrschung noch nicht ausreicht, um die Schullaufbahn nahtlos fortzusetzen. Als erwachsene Berufstätige werden möglicherweise Statusverluste in Kauf genommen, eine Karriereentwicklung wird unter Umständen Jahre und Jahrzehnte zurückgeworfen oder ist gar nicht in geplanter Form möglich. Besonders exponiert sind dabei solche Migrant*innen, die eine schnelle Migrationsentscheidung treffen mussten und das Zielland nach Kriterien der geografischen und politischen Zugänglichkeit und nicht etwa nach der besten Lebensphasenpassung wählen, wie dies bei einer Fluchtmigration geschieht. Selbst im Falle eines bestens versorgten und umsorgten

Top-Managers, welcher als *Expatriate* für eine begrenzte Zeit in ein anderes Land geht, ist mit Verzögerungen und Zeitverlusten für den Transfer zu rechnen, wie auch mit der Neueinrichtung (des Hauses, der Routineabläufe, der gesamten Lebensinfrastruktur), dem Erlernen der Zeit-Sprache oder Irritationen der Zeitstrukturen (sowohl bei Ankunft als auch bei Rückkehr). Ein längerer Auslandsaufenthalt hat sich in den letzten Jahrzehnten bei bestimmten beruflichen Positionen als eine Art Qualifikationsprüfung bzw. Qualifizierungsmaßnahme etabliert: die Schnelligkeit der Anpassung an eine neue (Zeit-)Kultur steht dabei im Mittelpunkt. Dennoch gehört Migration (noch?) nicht zur Norm einer Lebenslaufgestaltung, weswegen sie Brüche im biografischen Konstrukt verursachen kann und so Gegenstand der notwendigen Biografiearbeit wird. Ein Individuum mit Migrationserfahrung ist immer mit gewissen Mühen konfrontiert, um daraus kohärente und positive biografische Narrative zu kreieren. Brüche, Verzögerungen oder Zeitverluste müssen als Zeitinvestitionen umgedeutet werden. Auch hierbei wird der institutionalisierte Lebenslauf als ein Referenzsystem genutzt.

Was passiert aber, wenn ein/e Migrant*in sich bei der eigenen Lebensgestaltung an einem anderen Referenzsystem orientiert? Wie bekommt man bei einem rasanten und/oder nicht geplanten geografischen Wechsel möglichst früh einen Zugang zur anderen zeitlichen Strukturierung der Aufnahmegesellschaft, etwa bei Flucht-migration? Und ist die Neuausrichtung auf fremde Zeitstrukturen möglich?

Alfred Schütz schreibt in seinem Aufsatz *Der Fremde* von fertigen Schemata „kultureller und zivilisatorischer Muster“ (1944: 57), zu denen auch Zeitvorstellungen gehören. Demnach werden Handlungen in der Zeit bzw. Deutungen der Handlungen anderer Menschen als selbstverständlich und allgemeingültig angenommen. Dies geschieht im Handlungsvollzug automatisch und nur teilweise bewusst. Die Erkenntnis, dass die alten „Rezepte“, d.h. Denk- und Verhaltensmuster, für die neue Umgebung problematisch (z.B. fehlerhaft, unangepasst, unwirksam) sein können, führt zu einer tiefgehenden Krise: Das gesamte Referenzsystem muss überdacht und ggf. revidiert werden, d.h. die eigene Biografie, die Zukunftspläne, Handlungs- und Beurteilungsheuristiken, Erwartungen und Interaktionsschemata, Traditionen – kurz: alles, was Orientierung gibt. Wie Schütz feststellt, läuft ein/e Migrant*in deshalb Gefahr, seine/ihre kulturelle Identität zu verlieren, weil er/sie die anderen nicht versteht und von ihnen nicht verstanden wird. Er/sie sucht nach Anschluss und leidet unter der Nicht-Zugehörigkeit, wodurch sich die Krise weiter vertieft. Die alltägliche Lebensgestaltung kann sich auf diese Weise zu einem verwirrenden, leidvollen und feindseligen Labyrinth entwickeln. Menschen, die diese unverständlichen Zeitstrukturen aufrechterhalten, werden zu Gegnern bzw. Konkurrenten – allesamt negative, feindselige Rollen –, was die Interaktion beeinträchtigt und „Fremde“ wiederum als undankbare Rüpel erscheinen lässt.

In einer eigenen Studie, die Zukunfts- und Bildungsentwürfe junger Migrant*innen untersucht (Schilling 2019), wird gezeigt, wie unterschiedliche Vorstellungen von „richtigen“ Lebensläufen, d.h. den Zeitstrukturen des Lebens, von Migrant*innen und ihren Berater*innen (Lehrer*innen, Sozialarbeiter*innen) „aufeinanderprallen“. Die wohlgemeinten, „realistischen“ Zukunftsentwürfe werden selten und nur widerwillig angenommen. Soziale Exklusion, negative Bewertung all seiner Handlungen, fehlende Wertschätzung seiner Bemühungen, häufige Missverständnisse und fehlende Orientierung sind leidvolle Folgen des Nicht-Verstehens kultureller Muster der sozialen Zeit, die auch das Wohlbefinden von Migrant*innen gefährden. Gleichzeitig können sie die Entwicklung eines nachteiligen Selbstbildes fördern, was gerade für jüngere Migrant*innen ein gefährvolles Potential birgt (ebd.).

Auch der Wegfall früher vorhandener (vielleicht als möglich und wünschenswert angesehener) Zukunftsoptionen kann zu Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und der Entwicklung reduzierter Zeitperspektiven führen. Dies kann etwa passieren, weil entsprechende Zukunftsoptionen in den Zeitstrukturen des Aufnahmelandes nicht existieren oder (zu) voraussetzungsreich sind. Ferner ist die Entstehung einer Orientierungslosigkeit, die das Finden weiterer Zukunftsoptionen erschwert, bei einem solchen Transit recht wahrscheinlich. Soziale Prozesse, die durch die plötzliche Veränderung zeitlicher Strukturen angestoßen werden, sowie ihre Wirkung auf einzelne Individuen, Familien und soziale Gruppen wurden für den Fall der Erwerbslosigkeit von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (1975) beschrieben.

Die Schwierigkeiten mit dem Erlernen der sozialen Zeit in der neuen Gruppe vergleicht Schütz mit den Schwierigkeiten des Spracherwerbs. Diese Idee wurde von Hall (1973) weiterentwickelt, der feststellt, dass die Zeit-Sprache deutlich schwieriger zu erlernen sei, weil es sich hierbei um eine *silent language* oder auch eine „Geheimsprache“ handelt – eine voraussetzungsvolle Symbolik, die implizit ausgedrückt und selten verbalisiert wird, die von den „Muttersprachlern“ für natürlich und universell gehalten wird und die die Schwierigkeiten eines Außenstehenden nicht akzeptiert. Das Beherrschen dieser gemeinsamen Sprache wiederum erlaubt nicht nur eine wechselseitig nachvollziehbare Kommunikation, sondern wirkt sich auch konsolidierend auf die Mitglieder einer Gruppe aus: Wer sie verstehen und sprechen kann, hat Zugang zum kollektiven Wissen, kann sein Verhalten normentsprechend anpassen und gehört zur Gemeinschaft.

Ein schnelles Erlernen der zeitlichen Sprache ist nach Hall nicht möglich. Auch aus der Theorie von Schütz lässt sich diese Möglichkeit nicht schließen. Es bedürfte einer oder mehrerer Bezugspersonen, die als Expert*innen agieren, täglich in das Zeithandeln eingreifen und über implizite Wissensinhalte, Urteile, Affekte, Erwartungen gekonnt kommunizieren sowie den Erfolg dieser Maßnahmen kontrollieren.

Praktisch mag dies kaum umsetzbar sein; das Erlernen der fremden Zeitvorstellungen geschieht durch das Erleben kritischer Ereignisse, bei denen Brüche zwischen verschiedenen Zeit-Sichtweisen deutlich werden. Da dieser Prozess kommunikativ geprägt ist und stark von der Konstruktion der Wirklichkeit abhängt, ist er niemals abgeschlossen.

Allerdings verfügen „Fremde“ über eine seltene Ressource, zeitliche Muster von außen zu sehen und zu reflektieren. Dabei können veraltete, nicht situationsgemäße oder optimierungsfähige Zeitstrukturen aufgedeckt werden, die nur deswegen im Gebrauch sind, weil sie als selbstverständlich, „natürlich“ gelten und unhinterfragt weitergeführt werden („So haben wir es schon immer gemacht“). Gerade unter den heutigen Bedingungen dynamischer Zeitstrukturen mit wachsender Planungsunsicherheit und allgemeiner Desorientierung und Destabilisierung ist ein solcher befremdender und reflektierter Blick auf Zeitstrukturen auch besonders wertvoll. Neue kulturelle Muster der Zeitvorstellungen können somit emergieren. Von diesem Innovationspotential würden sowohl einzelne Individuen als auch größere Gruppen und sogar nationale Gesellschaften profitieren.

Elisabeth Schilling

LITERATUR

- Elias, N./Scotson, J. L. (1990): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hall, E. T. (1973): *The Silent Language*. New York: Anchor Books.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H. (1975): *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Levine, R. (2008): *A Geography of Time: On Tempo, Culture, And The Pace Of Life*. New York: Basic Books.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schilling, E. (2019): Making sense of large numbers: Biographical projects of young migrants. In: *Ethnicities*, Jg. 19, Heft 3, S. 575-591.
- Schütz, A. (1944): *The Stranger: An Essay in Social Psychology*. In: *American Journal of Sociology*, Jg. 49, Heft 6, S. 499-507.
- Sorokin, P.A./Merton, R.K. (1937): *Social Time: A Methodological and Functional Analysis*. In: *American Journal of Sociology*, Jg. 42, Heft 5, S. 615-629.

Mobilität

Die deutsche Bevölkerung ist schon seit den 1980er Jahren täglich im Durchschnitt ca. 84 bis 90 Minuten unterwegs, trotz technischer Fortschritte wie leistungsfähigeren Pkw-Motoren, schnelleren Zug- und Flugverbindungen sowie neuen Verkehrsangeboten wie Sharing-Systemen. Dabei sind Menschen in Metropolregionen im Durchschnitt 15 Minuten länger am Tag unterwegs als Menschen, die auf dem Land wohnen, obwohl letztere weitere Distanzen zurücklegen. Die zurückgelegten durchschnittlichen Distanzen pro Tag sind unter mobilen Personen von 29 km im Jahr 1976 auf 46 km im Jahr 2017 gestiegen (Nobis/Kuhnimhof 2018). In den letzten Jahrzehnten wurden also die Distanzen, die täglich zurückgelegt werden, größer, während der Zeitaufwand fürs Unterwegssein ungefähr konstant blieb. Dies ist vor allem auf einen steigenden Anteil der Pkw-Nutzung zurückzuführen. Studierende und Vollzeit-Berufstätige sind mit 1 Stunde 32 Minuten pro Tag besonders lange unterwegs und nutzen, insbesondere ab dem 30. Lebensjahr, für den Großteil der zurückgelegten Distanzen den Pkw. Dies bedeutet, dass mittlere Altersgruppen zwischen 20 und 60 Jahren mobiler und Pkw-affiner sind als andere. Dies war jedoch nicht immer so. In den letzten Dekaden hat sich die Verkehrsmittelnutzung im Lebensverlauf verändert.

Aus diesem Grund betrachtet dieser Beitrag, neben der angesprochenen Zeitverwendung für Mobilität, Mobilität im Zusammenhang mit Zeit in zweierlei Hinsicht: Zum einen im Lebensverlauf: In welcher Lebensphase sind wir wie mobil? Zum anderen im Zeitverlauf: Wie hat sich Mobilität zwischen Geburtskohorten verändert. Zuvor sei der Begriff der Mobilität geklärt: Mobilität und räumliche Mobilität im Speziellen beschreibt die Möglichkeit zur Bewegung und ist nicht zu verwechseln mit Verkehr, der in der Regel die realisierte Bewegung bezeichnet, auch wenn sich beide Begriffe nicht immer exakt voneinander trennen lassen. Alltagsmobilität, d.h. zirkuläre Wege vom Wohnort zu einem oder mehreren Zielen und zurück zum Wohnort, kann sowohl qualitativ als auch quantitativ mit Hilfe von Kennzahlen, wie z.B. Führerscheinbesitz, Pkw-Besitz, Zeitkartenbesitz für den öffentlichen Verkehr (ÖV) oder Fahrradbesitz, erfasst werden. Dabei beziehen sich

diese Kennzahlen meist auf einen (Mess-)Zeitpunkt und bilden damit Mobilität im Querschnitt ab. Dadurch können Unterschiede zwischen verschiedenen Personengruppen, z.B. Frauen und Männern, dargestellt werden. So zeigt sich bspw., dass Männer durchschnittlich 5 Minuten länger pro Tag unterwegs sind als Frauen (ebd.), was vor allem auf durchschnittlich 13 km weitere Distanzen pro Tag von Männern zurückgeführt wird. Außerdem haben bspw. 42 % der jungen Haushalte (jünger als 35 Jahre) keinen Pkw, während Familienhaushalte bis auf 9 % mindestens ein Auto haben (ebd.). Durch die Wiederholung der Befragung im Sinne einer repräsentativen Längsschnittuntersuchung können zeitliche Entwicklungen des Mobilitätshandelns von Bevölkerungsgruppen abgebildet werden. Die detaillierte Analyse der Berufswegedauer im Zeitverlauf zeigt bspw., dass sie zwischen 1997 und 2008 leicht zunimmt, unter Frauen stärker als unter Männern, womit eine Annäherung einhergeht (Konrad 2016). Nicht abgebildet werden in diesen Befragungen die auf der individuellen Ebene liegenden persönlichen Gründe für Veränderungen des Mobilitätshandelns, wie bspw. ein geändertes Umweltbewusstsein oder ein Umzug. Hierfür sind quantitative Paneldaten, also wiederholte Erhebungen an denselben Personen, von großem Vorteil.

Mobilitätsbiografien („mobility biographies“) betrachten Mobilität im gesamten Lebensverlauf und sind eine spezielle Form der Paneluntersuchung. Sie ermöglichen es, unterschiedliche Mobilitäts-/Lebensphasen und deren Abfolge, Dauer sowie Übergänge und die Bedeutung von Schlüsselereignissen für Veränderungen im Mobilitätshandeln im Zeitverlauf zu untersuchen. Solche Studien sind eine äußerst gewinnbringende Grundlage für verkehrsbezogene Planungen, Modellierungen und Prognosen. Analysen von Mobilitätsbiografien zeigen bspw., dass Umzüge Richtung Stadtrandlage und eine Zunahme der Berufswegedistanz einen Autoerwerb begünstigen, während entgegengesetzte Veränderungen die Wahrscheinlichkeit für einen Autoerwerb senken (z.B. Döring 2018). Darüber hinaus zeigen Studien, dass der Berufseinstieg und die Geburt eines Kindes den Pkw-Erwerb bzw. die Pkw-Nutzung begünstigen (z.B. Scheiner/Holz-Rau 2013).

Das Alter ist zusätzlich ein wichtiger Prädiktor für Mobilitätshandeln, der eng verwoben ist mit den zuvor genannten Einflussgrößen. Im Alter spiegelt sich das staatliche System mit der Ausbildungs-, Erwerbs- oder Ruhestandsphase sowie damit einhergehend typischen Wegen und Verkehrsmittelnutzung, oder das gesetzliche Mindestalter für den Führerscheinwerb. Darüber hinaus bestehen Altersnormen, bspw. für das Heiratsalter, welches häufig mit einem gemeinsamen Haushalt und gemeinsam genutzten Auto einhergeht. Schließlich korreliert das biologische Alter auch mit der physischen Fitness, die maßgeblich die Verkehrsmittelnutzung beeinflusst, oder mit dem Gebäralter bzw. der Geburt von Kindern, mit denen meist Bring- und Abholwege für die Eltern entstehen. Der Zusammenhang von Alter und

Mobilitätshandeln hat sich im Zeitverlauf verändert. So zeigt die Analyse von aggregierten Mobilitätsbiografien zum routinierten alltäglichen Berufspendeln der Geburtskohorten 1911-1920 bis 1961-1970 (bzw. bis 1991-2000 für die Analyse des Führerschein- und Autobesitzes) in einem Dortmunder Datensatz eine Standardisierung und eine Homogenisierung von Mobilitätsbiografien von älteren Kohorten zu jüngeren Kohorten (Döring 2018). Dies steht der weitläufigen Meinung entgegen, dass junge Generationen generell freier, flexibler, Verkehrsmittel wechsellutiger und weniger Pkw-fixiert als ältere Generationen seien. Zwar nimmt in dieser Studie die Anzahl der Erwerbsepisoden pro Erwerbsjahr in den jüngeren Kohorten zu, was auf eine Flexibilisierung der Erwerbstätigkeit von Kohorte zu Kohorte hindeutet. Es zeigt sich jedoch auch eine Standardisierung der Mobilitätsbiografie dieser jungen Kohorten, etwa in Form des frühen Führerscheinerwerbs und der frühen Autoverfügbarkeit im Lebensverlauf. So erwerben die jüngeren Kohorten den Führerschein zum Großteil mit 18 Jahren, bzw. seit 2011 bereits mit 17 Jahren, sodass die Führerscheinerwerbsphase mit 29 Jahren bei Männern und mit 39 Jahren bei Frauen in der Regel abgeschlossen ist. Nach den bis jetzt vorliegenden Daten erwerben die jungen Geburtskohorten circa 10 Jahre später auch einen Pkw. Dagegen erwerben ältere Kohorten (zwischen 1911 und 1940 Geborene) bis ins hohe Erwerbsalter von 60 Jahren einen Führerschein bzw. ein Auto. Der Trend zum früheren Führerschein und Autoerwerb unter 1951-1970 Geborenen mag damit zu erklären sein, dass das Auto in dieser Zeit als ein Statussymbol für Sportlichkeit sowie Unabhängigkeit gilt. Dazu kommen steigende Realeinkommen sowie weite Berufswegedistanzen durch die Suburbanisierung, die den Trend der Massenmotorisierung besonders in den 1960er und 1970er Jahren unterstützen.

Die Befragten der Kohorte 1951-1960 erlebten die Suburbanisierung und Massenmotorisierung als junge Erwachsene und zeigen sich als besonders autoaffin über das gesamte Leben, sodass hier sogar von einem Kohorteneffekt (kohortenspezifisches Handeln) gesprochen werden kann. Der häufig postulierte Bedeutungsverlust des Pkw in den jüngsten Geburtskohorten wird durch die Einbettung in den historischen und gesellschaftlichen Kontext nicht bestätigt. Zwar wirken durch die besondere Autoaffinität der Kohorte 1951-1960 jüngere Kohorten vergleichsweise wenig autoaffin, sie knüpfen jedoch an die Entwicklungen vorheriger Kohorten an und die Mobilitätskennzahlen (hier Führerscheinerwerb bis zur Geburtskohorte 1991-2000 und im Jahr 2010) liegen weiterhin auf einem hohen Niveau. Darüber hinaus nehmen die durchschnittlichen Berufswegedistanzen von Kohorte zu Kohorte zu. Während die Berufswegedistanz unter vor 1941 Geborenen im Lebensverlauf relativ konstant war, nimmt sie unter nach 1940 Geborenen im Lebensverlauf, zusätzlich zur Zunahme zwischen den Kohorten, zu. Diese Entwicklungen deuten auf eine weiterhin steigende Abhängigkeit von motorisierten Verkehrsmitteln hin.

Die Homogenisierung der Mobilitätsbiografien zeigt sich zum einen im hohen und stabilen Anteil der Pkw-Nutzung im Lebensverlauf der Kohorten 1951-1970, worunter sich ein hoher Anteil von Personen befindet, der Erwerbswege immer nur mit dem Pkw zurücklegt. Im Vergleich dazu sind die Mobilitätsbiografien von älteren Kohorten (ca. 1911-1941 Geborene) dadurch gekennzeichnet, dass sie ihre Erwerbswege zunächst nicht motorisiert und später mit dem ÖV und Pkw zurückgelegt haben. Zum anderen zeigt sich die Homogenisierung auch in Bezug auf die Geschlechter. Insbesondere ab der Kohorte 1951-1960 konvergieren der Führerscheinbesitz, die Autoverfügbarkeit sowie die Verkehrsmittelnutzung der Frauen mit den Kennzahlen der Männer und Führerscheinbesitz und Autoverfügbarkeit rücken in jüngeren Kohorten näher zusammen.

Zusammenfassend zeigt sich aktuell in einigen Lebensbereichen eine Flexibilisierung und eine Unterteilung in kurze „Projektphasen“ (z.B. zeitlich befristete Arbeitsverträge, Elternzeit, Projektaufträge, häufigere Umzüge). Solche Umbruchsituationen stellen Gelegenheitsfenster zur Veränderung von Mobilitätsroutinen dar. Doch spiegelt sich dies nicht in den Mobilitätsbiografien wider. Im Gegenteil, es findet eine Fokussierung auf die Pkw-Nutzung statt, die früher im Lebensverlauf beginnt. Dies erweckt den Eindruck, dass Zeit, die für eine ständige Neuorientierung und Einarbeitung in veränderte Lebenssituationen gebraucht wird, durch die vertraute Pkw-Nutzung „wieder gut gemacht“ wird. Gleichzeitig werden insbesondere durch maßgebliche Veränderungen in einzelnen Lebensbereichen, z.B. durch Umzüge und neue Arbeitsorte, Veränderungen im routinierten Mobilitätshandeln begünstigt.

Aktuell haben technische Errungenschaften (noch) keinen bedeutenden Einfluss darauf, wie viel Zeit wir unterwegs sind. Vielmehr wird die gewonnene Zeit im Alltag durch weitere Distanzen kompensiert. Dies kann sich jedoch zukünftig durch neue Technologien wie autonomes Fahren grundlegend verändern. Eine Entwicklung hin zu weiteren Distanzen und höherem Zeitaufwand für Mobilität ist denkbar, denn während des Unterwegsseins kann dann anderen Tätigkeiten, wie z.B. Arbeiten, Lesen, TV gucken oder einem Hobby, nachgegangen werden. Insbesondere durch Panelanalysen können derartige Veränderungen im Mobilitätshandeln aufgezeigt und damit greifbar gemacht werden. Die Panelanalyse ist also ein wichtiger Ansatz, da es stets relevant bleiben wird, Mobilität im Spannungsfeld von Veränderungen und Stabilität über die Zeit zu betrachten.

Lisa Döring

LITERATUR

- Döring, L. (2018): Mobilitätsbiographien und Mobilitätssozialisation – Eine quantitative Analyse von Sozialisations-, Alters-, Perioden- und Kohorteneffekten in Alltagsmobilität. Studien zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Konrad, K. (2016): Mobiler Alltag im Wandel des Geschlechterverhältnisses. Studien zur Mobilitäts- und Verkehrsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Nobis, C./Kuhnimhof, T. (2018): Mobilität in Deutschland 2017 – MiD Ergebnisbericht. Studie von infas, DLR, IVT und infas 360 im Auftrag des Bundesministers für Verkehr und digitale Infrastruktur. Bonn. URL: www.mobilitaet-in-deutschland.de/pdf/MiD2017_Ergebnisbericht.pdf [17.10.2019].
- Scheiner, J./Holz-Rau, C. (2013): A comprehensive study of life course, cohort, and period effects on changes in travel mode use. In: Transportation Research Part A: Policy and Practice, Band 47, S. 167-181.

Muße

Muße scheint in der Gegenwart – zumindest in Ländern des globalen Nordens – wieder an Attraktivität zu gewinnen. Auch wenn nicht immer direkt auf den Begriff Muße explizit Bezug genommen wird, so finden sich doch Bereiche, in denen Muße wieder aktiv gesucht und in denen Muße gleichzeitig mitunter zu einem zu vermarktenden Gut wird. Im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit werden für Mitarbeiter*innen Räume zur Erholung während der Arbeitszeit eingerichtet oder es wird vermehrt über kürzere Arbeitszeiten im Hinblick auf eine Work-Life-Balance diskutiert. Populäre Medien, wie Zeitschriften und Blogs, setzen sich mit beschleunigten Zeiterfahrungen auseinander und bringen Entschleunigung, Ruhe oder eben Muße in Gegenstellung. Zudem ist eine Ausweitung von Coaching- und Freizeitangeboten zu beobachten, mit denen Menschen durch Achtsamkeitstraining, Yoga-Übungen und andere Formate zu sich selbst finden sollen. Aufgegriffen wird in allen genannten Bereichen das Bedürfnis nach freier und gleichzeitig sinnhaft genutzter Zeit, das mit dem Gefühl von Entfremdung durch Erwerbsarbeit und einem kontinuierlich wachsenden Leistungsdruck einhergeht. Muße erscheint hier als äußerst erstrebenswerter und positiv besetzter Zustand.

Mit diesem Befund ist zunächst eine Gesellschaftsdiagnose verbunden. Muße, so könnte man in Anlehnung an Hartmut Rosas (2016) Thesen zu veränderten Zeitstrukturen in der Moderne annehmen, ist heute als Effekt von oder als Gegenreaktion auf Beschleunigungserfahrungen zu beschreiben (vgl. Keiling/Krause/Liedke 2018). Damit ist aber noch keine genauere Bestimmung von Muße vorgenommen. Muße entzieht sich bis zu einem gewissen Grad einer trennscharfen Definition. Dies hat damit zu tun, dass in unterschiedlichen kulturellen Räumen und in unterschiedlichen historischen Kontexten Verständnisse und Vorstellungen von Muße verschieden gefasst wurden: „Jede Möglichkeit von und jedes Verständnis für Muße ist an spezifische kulturelle Ordnungen und historische Bedingungen gebunden“ (Gimmel/Keiling u.a. 2016: 3). Damit verbindet sich das Anliegen, Muße als Begriff wie als Phänomen, das mit einer spezifischen Qualifizierung von Zeiterfahrungen zusammenhängt, historisch und in jeweils unterschiedlichen Diskursen (etwa in

der Philosophie, die für das Thema Muße zentrale Bestimmungen vorgelegt hat) einzuordnen (vgl. Hasebrink/Riedl 2014). Grundlegend stellt sich dabei die zentrale Frage, ob Muße ein anthropologisches Phänomen und damit ein grundlegendes Charakteristikum menschlichen Lebens ist: Ist Muße also ein spezifischer Zustand, der über verschiedene Zeiten und kulturelle Räume hinweg in gleicher Form zu finden ist? Dies legen phänomenologische oder philosophische Ansätze nahe. Ist es demgegenüber denkbar, Muße vielmehr als eine kontext- und situationsabhängige Interpretation und Erfahrung von Zeit zu verstehen und damit letztlich als eine Zuschreibung, die historisch wie kulturell kontingent und mit variablen körperlichen Praktiken verbunden ist, und die immer die jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Umwelten reflektiert?

Für beide Fragen gilt, dass Muße als lebensweltlicher Begriff sowie als wissenschaftliches Konzept Differenzen und Grenzen impliziert: Muße wird in beiden Fällen von anderen Formen der Zeitwahrnehmung und der Zeitznutzung abgegrenzt. Die Qualifikation einer bestimmten Situation als mußevoll – etwa das lange Verweilen im Urlaub an einem See, bei dem man die Gedanken ohne Zeitdruck bei der Lektüre eines guten Buches schweifen lassen kann – basiert auf einer Abgrenzung zu anderen Zeitwahrnehmungen. Muße ist dann eben nicht Freizeit, Faulheit oder Müßiggang. Sie ist vielmehr mit der Interpretation einer sinnvollen und erfüllenden sowie als produktiv gedeuteten Nutzung von Zeit verbunden, die auf den ersten Blick paradoxerweise gleichzeitig als Untätigkeit charakterisiert werden kann (vgl. Dobler/Riedl 2017). Damit ist Muße auch anders konturiert als Langeweile, die Menschen als sinnlos und nicht erfüllend wahrnehmen. Die Abgrenzung der Muße von anderen Modi der Zeiterfahrung und Zeitqualifizierung sind selbstverständlich erst einmal nur idealtypisch gedacht. Bei genauerem Blick wäre zu fragen, welche Wechselwirkungen es gibt und wie bspw. Langeweile auch in Muße umschlagen kann und umgekehrt. Dabei spielen konkrete Situationen ebenso eine Rolle wie biografische Erfahrungen. So kann bspw. ein Museumsbesuch als Kind in Begleitung der Eltern als langweilig erfahren werden, im Erwachsenenalter dann aber als großer Kunstgenuss und durchaus als mußevolle Erfahrung. Über die biografische Dimension von Muße weiß die Forschung bislang kaum etwas. Dabei ist anzunehmen, dass Muße im Lebensverlauf unterschiedlich bewertet und auch praktiziert wird. Aus der Retrospektive deuten Erwachsene häufig die Kindheit als Zeit mit „abgegrenzte[n] Perioden einer Freiheit von temporalen Zwängen, die mit der Abwesenheit einer unmittelbaren, die Zeit beschränkenden Leistungserwartung verbunden sind“ (ebd.: 1) – und damit geradezu in idealtypischer Weise als Muße. Mit dem Eintritt in die Erwerbsarbeit und dem Zuwachs an Reproduktionsarbeit können sich dann Mußepraktiken und die biografische Relevanz von Muße ändern. Ebenso sind mit dem Eintritt in die Rente Änderungen erwartbar. Erneut

steht freie Zeit zur Verfügung, die mit dem Attribut Muße als sinnhaft interpretiert werden kann. Hier werden dann auch unterschiedliche Körperpraktiken und -wahrnehmungen relevant, die mit dem Praktizieren von Muße in Beziehung stehen.

Am prominentesten in der Begriffs- und Konzeptgeschichte der Muße ist ohne jeden Zweifel die Abgrenzung zwischen Muße und Arbeit. Schon Aristoteles etwa stellt die Muße der Arbeit gegenüber. In der griechisch-römischen Antike war Muße, verstanden als freie und selbstbestimmte Zeit, hingegen nur bestimmten sozialen Akteur*innen, nämlich der herrschenden Klasse, vorbehalten; Unfreie waren dagegen von der Muße ausgeschlossen. Ohne die Geschichte der Freizeit bis zur post-industriellen Gesellschaft im Detail nachzuvollziehen (vgl. Prahl 2015), zeigt sich doch, dass einerseits eine klare Trennung zwischen Muße und Arbeit oder Freizeit und Arbeit zwar spätestens seit der Industrialisierung in gesellschaftlichen Diskursen angenommen wird, dass diese Trennung jedoch sowohl historisch als auch für gegenwärtige Kontexte wissenschaftlich zu hinterfragen ist. Gleichermäßen kann nicht uneingeschränkt von einer Gleichsetzung der Begriffe „Muße“ und „Freizeit“ ausgegangen werden. So war die Erwerbsarbeit eben keinesfalls zwangsläufig eine mußefreie Zone, wenn sich bspw. Industriearbeiter im 19. Jahrhundert ganz gezielt Mußeräume schafften – etwa während der Arbeit am Fließband. Genauso wenig ist die Freizeit immer zwangsläufig mußevoll, nehmen doch soziale Akteur*innen auch Freizeitaktivitäten mitunter durchaus als Arbeit wahr; dies ist etwa dann der Fall, wenn die Freizeit durch eine expandierende Freizeitindustrie neben der Reproduktion der Arbeitskraft insbesondere auch dazu dient, symbolisches oder soziales Kapital anzuhäufen, das dann wieder in ökonomisches Kapital transformiert werden kann. Die Grenzen sind also fließend und können nur am jeweils konkreten Fallbeispiel in historischer oder gegenwartsorientierter Perspektive bestimmt werden.

Für gegenwärtige Diskurse in der Bestimmung von Muße und Arbeit ist seit einigen Jahren ein weiteres Thema relevant, an dem sich zeigen lässt, wie Muße als diskursives Argument genutzt wird: In Debatten um das bedingungslose Grundeinkommen wird zum Teil vehement die Frage diskutiert, ob die Zunahme frei verfügbarer Zeit durch den Wegfall der Erwerbsarbeit zu Faulheit führe oder ob Menschen durch die Absicherung des Einkommens zu sinnvollen Tätigkeit animiert werden. Hier wird mitunter auf das Konzept Muße verwiesen: Muße, die sich als tätiges Untätigsein oder als produktive Unproduktivität charakterisieren lässt, wird dabei zu einem strategischen Argument für ein bedingungsloses Grundeinkommen, weil damit belegt werden soll, dass die Freiheit von der Erwerbsarbeit auch produktive Potenziale freisetzen kann. Mit den Verschiebungen, die mit dem Stichwort Digitalisierung der Arbeitswelten einhergehen, dürfte Muße auch noch aus einer anderen Perspektive relevant werden.

Mit der Charakterisierung von Muße als produktiver Unproduktivität oder tätigem Untätigsein ist der paradoxe Charakter von Muße benannt, wie ihn etwa der Freiburger Sonderforschungsbereich „Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken“ herausgearbeitet hat (vgl. u.a. Hasebrink/Riedl 2014). Muße ist hier als „selbstbestimmtes und selbstverwirklichendes Tun“ (Gimmel/Keiling u.a. 2016: 52) definiert, das sich durch negative und positive Freiheit auszeichnet: „Muße bietet menschlicher Freiheit die Gelegenheit, sich zu verwirklichen. Praktiken der Muße sind letztlich Vollzugsformen von Freiheit“ (ebd.: 61). In welcher Beziehung stehen nun aber negative und positive Freiheit im Kontext von Muße? Schematisch kann davon ausgegangen werden, dass Muße aus der Freiheit von Zwang und Hierarchie, zeitlichen Routinen usw. entsteht und sich daraus eine positive Freiheit für selbstzweckhaftes Tun, Handlungsmöglichkeiten oder eben Selbstverwirklichung entwickelt.

Nun ist es Aufgabe kultur- und sozialwissenschaftlicher Forschung, diese theoretischen Bestimmungen von Muße in konkreten empirischen und (kultur-)historischen Fallstudien zu überprüfen. Dabei gilt es bspw., darüber nachzudenken, ob und wie Muße überhaupt empirisch analysierbar ist. Denn das Erleben von Muße lässt sich aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive weder beobachten noch messen. Man kann eben nicht sehen, ob jemand, der in einem Liegestuhl liegt und ein Buch liest, diesen Zustand gerade als mußevoll wahrnimmt und deutet. Genauso wenig lässt sich aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive vorhersagen und bestimmen, durch welche Faktoren Muße erzeugt werden kann. Zwar können bestimmte Orte, wie etwa eine Therme oder ein Museum, als Mußeräume konzipiert sein, ob sich bei den Besucher*innen dann tatsächlich Muße einstellt, ist von vielen Faktoren – bspw. der Atmosphäre – abhängig.

Aus einer kultur- oder sozialwissenschaftlichen Sicht ist eine relevante Frage, wie Muße kulturell oder sozial kodiert ist. Schließlich ziehen sich die soziale oder kulturelle Kodierung und damit verbunden auch die Verfügbarkeit über Muße durch die Geschichte dieses Konzepts wie ein roter Faden: angefangen mit der bereits erwähnten Antike und den freien Bürgern und der Aristokratie, die im Gegensatz zu den Unfreien über Muße verfügen sollten und konnten, über die Frühe Neuzeit und adelige Mußepraktiken, die überwiegend der Selbstrepräsentation dienen und die man dann auch wieder als Arbeit am Selbst interpretieren könnte, bis hin zu Überlegungen von Karl Marx zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit (ein kurzer Überblick über die wichtigsten philosophischen Autoren findet sich in Gimmel/Keiling u.a. 2016). „Auch das Genießen der Muße, die ‚Herstellung‘ ihrer Räume und Zeiten, folgt einem sozialen Reglement“ (Soeffner 2014: 43). Insofern ist auch für die gegenwärtige Kultur- und Gesellschaftsanalyse zu fragen, welche sozialen Milieus heute in welcher Weise über Muße verfügen (können) und ob und wie

auch Muße-Praktiken sozial bestimmt sind. Begreift man Muße kulturwissenschaftlich als spezifische Qualifizierung von Zeit, die erst durch die erfahrungsbasierte Deutung von Menschen zur Muße wird, dann stellt sich die Frage, welche Differenzkategorien (z.B. Geschlecht oder Alter) hier wirksam werden. Zugespitzt müsste man etwa fragen, ob heutige Muße-Verständnisse nicht auf bildungsbürgerlichen Vorstellungen beruhen, die stark von einer hegemonialen Unterteilung von Kultur in Populär- und Hochkultur und damit eben auch von sozialen Differenzierungen geprägt sind – „Muße als Kennzeichen eines ständischen Privilegs“ (ebd.: 34). Sind also Erfahrungen von Muße in einem klassischen Konzert oder im Kunstmuseum in gleicher Weise möglich wie im Rahmen eines Hiphop-Konzerts oder in einem Freizeitpark? Damit einher geht die These, dass Muße auch aus Erkenntnissen der Begriffs- und Ideengeschichte heraus ein klassenspezifisches Deutungsmuster ist, dessen Verfügbarkeit immer auch mit Macht oder symbolischem Kapital zu tun hat.

Der eingangs konstatierten wiedergewonnenen Attraktivität von Muße steht in der Gegenwart häufig die Rede vom Verlust der Muße gegenüber. Dieses Verlustnarrativ lässt Muße umso attraktiver werden. Auf genau diesen Aspekt hat Hans-Georg Soeffner in einem grundlegenden Aufsatz zur gesellschaftlichen Rahmung von Muße mit Nachdruck hingewiesen. In der Gegenwart sei es bezeichnend, „dass in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur das Gefühl, etwas Eigentümliches und zugleich Wichtiges verloren zu haben, mit der Aufforderung zum Ausdruck gebracht wird, man möge dieses Etwas wiederfinden, also Muße *suchen*“ (ebd.: 36). Das von Soeffner angenommene und mit dem Gefühl des Verlusts verbundene „Etwas“ ist dabei situiert in einem größeren Markt und häufig verbunden mit einem Entfremdungsnarrativ, das ein gleichermaßen zeitloses historisches Subjekt imaginiert, welches in einer wiederum imaginierten Vergangenheit noch über Muße verfügen konnte. Muße ist vor diesem Hintergrund mitunter auch ein gut funktionierendes Verkaufsargument. Soeffner, der sich an Adornos Kritik der Kulturindustrie anlehnt, geht für bestimmte marktförmig organisierte Felder davon aus, dass Muße zwar versprochen wird, diese sich dann aber gerade nicht einstellen kann. Er unterscheidet eine höchst instrumentelle und keineswegs zweckfreie Form einer „Krankenkassen- und Wellness-Center-Muße“ (ebd.: 40) von einer „echten“, zweckfreien Muße. Diese zeichne sich durch eigengesetzliche, zeitliche Freiräume aus, in denen auch die routinemäßigen Alltags- und Arbeitsabläufe angehalten würden, wodurch synästhetisches und vor allem zweckfreies Erleben möglich würde.

Insgesamt zeigt sich, dass „in dem scheinbar idyllischen Konzept der Muße Grundfragen von Gesellschaft verhandelt werden“ (Dobler/Riedl 2017: 8). Denn über das Thema Muße sind Fragen nach menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung ebenso aufgerufen wie Fragen nach der gesellschaftlichen Organisation von

Arbeit und Freizeit. Diese Fragen sind schließlich auch verkoppelt mit spezifischen Menschenbildern, mit Vorstellungen eines guten und gelingenden Lebens sowie ganz grundlegend mit verschiedenen Sichtweisen auf Zeit und die Zeitznutzung. Gesellschaftliche Diskurse zur Rolle, Funktion und Konsistenz von Muße sind insofern immer auf die Zukunft ausgerichtet, als darüber verhandelt wird, wie wir jenseits von Zwängen oder als Reaktion auf diese zeitliche Möglichkeitsräume mit als sinnhaft und selbstbestimmt interpretiertem Tun ausfüllen können.

Markus Tauschek

LITERATUR

- Dobler, G./Riedl P. P. (2017): Einleitung. In: Dobler, G./Riedl P. P. (Hg.): Muße und Gesellschaft. (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, Bd. 5). Tübingen: Mohr Siebeck, S. 1-17.
- Gimmel, J./Keiling, T. u.a. (2016): Konzepte der Muße. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hasebrink, B./Riedl P. P. (2014) (Hg.): Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen. Berlin: De Gruyter.
- Keiling, T./Krause, R./Liedke, H. (2018) (Hg.): Muße und Moderne. (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, Bd. 10). Tübingen: Mohr Siebeck.
- Prahl, H.-W. (2015): Geschichte und Entwicklung der Freizeit. In: Freericks, R./Brinkmann, D. (Hg.): Handbuch Freizeitsoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 3-27.
- Rosa, H. (2016): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne (11. Auflage). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G. (2014): Muße – Absichtsvolle Absichtslosigkeit. In: Hasebrink, B./Riedl P. P. (Hg.): Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umbesetzungen. Berlin: De Gruyter, S. 34-53.

Nachhaltigkeit

Nachhaltigkeit bezeichnet einen genuin zeitbezogenen Begriff, der sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Wahrnehmungen und Wirkungen verschiedenster Phänomene kennzeichnet. In diesem Beitrag wird Nachhaltigkeit zunächst definiert, wobei auf die Normativität des Begriffs und ethische Konnotationen eingegangen wird. Anschließend erfolgt eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des Begriffs. Die wesentlichen Bezugsrahmen von Ökonomie, Ökologie und Sozialem werden darauf aufbauend erläutert, wobei der Bildung für nachhaltige Entwicklung ein besonderer Stellenwert beigemessen wird. Zuletzt wird die spezifische Unterscheidung einer schwachen und einer starken Nachhaltigkeit dargestellt.

Laut Duden hat Nachhaltigkeit die Bedeutung einer über eine längere Zeit anhaltenden Wirkung. Dieser Bezug auf ein langfristiges oder gar dauerhaftes Bestehen verweist – von der Gegenwart ausgehend und oftmals die Vergangenheit beschreibend bzw. bewertend – auf eine Zukunft in zeitlicher Ferne. Darüber hinaus bezieht sich Nachhaltigkeit gegenständlich auf die Nutzung von Ressourcen und ist auf ein generationales menschliches Handeln ausgerichtet. Somit ist Nachhaltigkeit definiert als ein ökonomisches, ökologisches und soziales Handeln bzw. eine Entwicklung, „die die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, daß künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“ (Hauff 1987: 46).

Bereits hier zeigt sich das normative Leitbild des Begriffs, das sich auf Lebensbedingungen und -stile bezieht und Nachhaltigkeit als ethisches Prinzip mit der Funktion einer regulativen Idee beschreibt (vgl. Ott/Döring 2011: 27; Pufé 2014: 20). Dieser liegen moralisch begründete Leitlinien des Handelns zugrunde, die einem Gerechtigkeitspostulat folgen und die Verantwortung des Menschen für seine natürliche Umwelt, seine soziale Mitwelt und sich selbst ins Zentrum stellen (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 25). Neben dieser Deutung ist das Konzept der Nachhaltigkeit alltagsweltlich und -sprachlich geprägt, was eine Perspektivenvielfalt, zugleich jedoch auch eine Beliebigkeit des Begriffsgebrauchs mit sich bringt (vgl. Ott/Döring 2011: 19ff.). Nachhaltigkeit ist einer Studie der Gesellschaft für Kon-

sumforschung aus dem Jahr 2016 zufolge 90 % der Befragten bekannt, die damit u.a. umweltgerechtes Handeln, den sparsamen Ressourcenumgang sowie nachwachsende Rohstoffe assoziieren, was nahelegt, dass trotz dieser Diversität ein Begriffskern mit einem klaren Inhalt existiert (vgl. Apel 2018: 120).

Nachhaltigkeit geht in der deutschen Sprache *erstens* auf einen forstwirtschaftlichen Begriff zurück, der Anfang des 18. Jahrhunderts durch Carl von Carlowitz verwendet wurde, um eine regenerative Nutzung des Waldes zur Holzgewinnung zu beschreiben. Demnach sollten nur so viele Bäume gefällt werden, wie nachwachsen, ohne die Substanz des Waldes zu schädigen. Diese „nachhaltende Nutzung“ verweist auf eine Beständigkeit über die Gegenwart hinaus, die auf einem umsichtigen Handeln in der Vergangenheit basiert (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 4). Wirksamkeit und Erfolg einer Maßnahme auf Dauer kennzeichnen daher diese Lesart von Nachhaltigkeit.

Ein *zweites* Begriffsverständnis entstand im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts durch die Übertragung von „Sustainability“ bzw. „Sustainable Development“ aus dem englischen auf den deutschen Sprachraum. Der Bezug auf diesen Begriff des „Aufrechterhaltens“ ist eng mit internationalen Diskursen über eine umweltgerechte Entwicklung verbunden, wie sie im Rahmen des Berichts *Die Grenzen des Wachstums* des Club of Rome von 1972, der Weltumweltkonferenz in Stockholm im gleichen Jahr, vor allem aber des Brundtland-Berichtes „Unsere gemeinsame Zukunft“ der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (WCED) von 1987 geführt wurden (vgl. Meadows u.a. 1972; Hauff 1987).

Die seit den 1970er Jahren bestehende Fokussierung des Begriffs auf Dauerhaftigkeit wurde im Zeitverlauf um den Aspekt der Zukunftsfähigkeit bzw. -verträglichkeit ergänzt, was insbesondere im Rahmen der UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung 1992 in Rio de Janeiro in der Agenda 21 zum Ausdruck gebracht wurde. Seitdem setzte sich die Bezeichnung „Nachhaltigkeit“ bzw. „nachhaltige Entwicklung“ im deutschen Sprachgebrauch durch (vgl. Apel 2018: 121). Innerhalb der Deutschen Nachhaltigkeitsstrategie (2016) ist in diesem Sinne von „enkelgerecht“ als Synonym für nachhaltig die Rede (Bundesregierung 2016: 11).

Wesentliche Bezugsrahmen von Nachhaltigkeit waren ökonomische, ökologische sowie soziale Aspekte, die gleichrangig betrachtet und im Sinne einer globalen und Generationengerechtigkeit inter- und transdisziplinär erforscht und (auch politisch) bearbeitet werden sollten (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 45). Hier fand ein Entwicklungsprozess von einer Dominanz einzelner Aspekte hin zu einer Egalität dieser drei Dimensionen statt, die sich inzwischen an einer Offenheit gegenüber den verschiedensten Agierenden sowie unterschiedlichen Weltanschauungen und einer zu differenzierenden Reichweite (lokal, global) in Nachhaltigkeitskonzepten ausdrückt (vgl. Uekötter 2018: 116).

Im Bericht des Club of Rome (1972) waren demgegenüber zunächst nur ökonomische mit ökologischen Belangen verknüpft; eine auf Wirtschaft ausgerichtete Wachstumskritik warnte vor massiven, prognostizierten ökologischen Schäden (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 7). In weniger entwickelten Staaten wurden der postulierte Wachstumsverzicht und das Konzept der „nachholenden Entwicklung“, in dem industriell hochentwickelte Staaten als Vorbild betrachtet wurden, kritisch bewertet (vgl. Ott/Döring 2011: 29).

Die Stockholm-Konferenz der UN über die menschliche Umwelt (1972) dokumentierte ähnliche, divergierende Interessen: Die so genannten Länder des Nordens favorisierten einen Kampf gegen eine globale Umweltverschmutzung, während für die Länder des Südens Armutsbekämpfung und die Sicherung weiterer menschlicher Grundbedürfnisse, z.B. nach Bildung und Gesundheitsversorgung, zentral war. Der Betonung einer zukunftsfähigen ökologischen Entwicklung stand somit eine Fokussierung auf ökonomische und soziale Problemlagen gegenüber (vgl. Ott/Döring 2011: 29f.; Michelsen/Adomßent 2014: 8).

Der Bericht der Brundtland-Kommission verband 1987 diese Konfliktlinien zwischen den Nachhaltigkeitsdimensionen miteinander, wofür der dort eingeführte Begriff der dauerhaft nachhaltigen Entwicklung steht (vgl. Ott/Döring 2011: 32). „Sustainable Development“ wird in dem nach der ehemaligen norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland benannten Bericht als „nachhaltige Entwicklung“ lebenszeitbezogen definiert, indem eine Generationengerechtigkeit im Zentrum steht und betont wird, dass es keine Zukunft ohne Nachhaltigkeit geben kann (vgl. Hauff 1987: 46).

Ökonomische Nachhaltigkeit kennzeichnet den Erhalt wirtschaftlichen Kapitals für zukünftige Generationen, wobei die ökonomische Lebensgrundlage erhalten werden soll. Eine nachhaltig ausgerichtete Wirtschaft ist dauerhaft betreibbar; wesentlich ist hier, z.B. finanziell nicht über individuelle oder gesellschaftliche Verhältnisse zu leben und so zukunftsfähig zu sein (vgl. Blank 2001: 375f.). Ideen einer Postwachstumsökonomie, wie u.a. von Niko Paech vertreten, spielen im Diskurs um ökonomische Nachhaltigkeit ebenso eine Rolle wie die zunehmende Bedeutung von Stakeholdern (z.B. Mitarbeiter*innen, Kund*innen) gegenüber Shareholdern (z.B. Aktieninhaber*innen) im Sinne partizipativerer, demokratischerer Wirtschaftsideen und -ideale (vgl. Pufé 2014: 19).

Ökologische Nachhaltigkeit bezeichnet die Erhaltung der Natur, in der Landschaft, Biodiversität und Klima konstant bleiben sollen (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 34). Der Schutz natürlicher Ressourcen durch eine nachhaltige Lebensweise ist dabei zentral. Drei zeitbezogene Aspekte sind zu dieser Zielerreichung wesentlich: Erstens ist ein nachhaltiger Ertrag erneuerbarer Ressourcen wichtig, die sich in der Zukunft regenerieren. Zweitens soll eine sparsame Nutzung nicht erneuer-

barer Ressourcen erfolgen, die möglichst zeitnah durch regenerative Ressourcen ersetzt werden. Drittens sollen Emissionen in die Umwelt dauerhaft der Assimilationsfähigkeit der Natur entsprechen (vgl. Blank 2001: 377).

Soziale Nachhaltigkeit ist laut Brundtlandbericht (1987) durch das Streben nach inter- und intragenerationaler Gerechtigkeit definiert. Gegenwärtig und zukünftig lebenden Menschen soll die dauerhafte Sicherung ihrer Existenz ermöglicht werden. Für eine intragenerationale Gerechtigkeit ist der Agenda 21 von Rio (1992) zufolge der Abbau weltweiter Disparitäten wichtig, der u.a. im Zugang zu Bildung und Gesundheitsvorsorge liegt. Diese Verbesserung von Lebenschancen bezieht sich zudem auf Gleichberechtigungsforderungen. Insgesamt ist der Aspekt der Sozialverträglichkeit hier wesentlich, der sich an einer solidarischen Grundordnung orientiert. Maßgeblich dafür ist eine globale und lokale Verteilungsgerechtigkeit, die gesellschaftlichen Zusammenhalt fördert und die stetige Verbesserung von Partizipationsmöglichkeiten anstrebt (vgl. BMU 1993).

In einer engen Verbindung zur ökonomischen, vor allem aber zur ökologischen und sozialen Nachhaltigkeit steht die Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE), die das Ziel verfolgt, insbesondere die junge Generation für zukünftige Nachhaltigkeits Herausforderungen zu sensibilisieren. Handlungsgrundlage dafür ist wiederum die Agenda 21, die im Kapitel 25 betont, dass jugendspezifische Betrachtungsweisen zu berücksichtigen sind, denn „es ist unbedingt erforderlich, dass Jugendliche aus allen Teilen der Welt auf allen in Betracht kommenden Ebenen aktiv an der Entscheidungsfindung beteiligt werden, weil diese ihr Leben heute beeinflusst und Auswirkungen für die Zukunft besitzt“ (BMU 1993: 281). Im Zentrum der Bildung für nachhaltige Entwicklung steht aktuell ein Wandel von einer Wissens- und Bewusstseinsbildung hin zu einer Befähigung zu nachhaltigem Handeln. Die Entwicklung von entsprechenden Kompetenzen soll nun im Mittelpunkt pädagogischer Angebote stehen (vgl. Apel 2018: 122). Im BNE-Konzept sollen darüber hinaus Umwelt- und Entwicklungsbildungsansätze miteinander verbunden werden, die unterschiedliche Traditionslinien verkörpern.

In der innerhalb von Umweltschutzinitiativen entstandenen Umweltbildung spielen ökologische Aspekte eine zentrale Rolle, eine „grüne“ Bildung für nachhaltige Entwicklung und das Eintreten gegen Naturzerstörung sind hier wesentlich. Entwicklungspädagogische Ansätze, die unter dem Dach der Kirche bzw. im Rahmen der Eine-Welt-Bewegung verortet sind, prägen die Idee des „Globalen Lernens“ (vgl. Apel 2018: 127).

Im Feld der politischen Bildung ist demgegenüber die Forderung nach verstärkter Partizipation junger Menschen wichtig, wobei eine Orientierung am Integrationsmodell der Nachhaltigkeit von Ökonomie, Ökologie und Sozialem (Agendadreieck) erfolgt (vgl. Apel 2016: 226; Apel 2018: 125).

Alle diese genannten Ansätze, seien es einzelne Ergebnisse der verschiedensten internationalen und nationalen Konferenzen, die unterschiedlichen Nachhaltigkeitsdimensionen von Ökonomie, Ökologie und Sozialem, aber auch pädagogische Traditionen der BNE, lassen sich in Ideen einer schwachen oder starken Nachhaltigkeit unterscheiden. Unterscheidungsgrundlage dabei ist der Gedanke der (Nicht-)Substituierbarkeit von Kapitalarten und die Betrachtung eines Zeitalter-bezogenen Weltbildes als öko- oder anthropozentrisch, worin sich eine Orientierung an einer näheren oder fernerer Zukunft zeigt (vgl. Blank 2001: 378).

Das Konzept der schwachen Nachhaltigkeit betont in Orientierung an einer nahen Zukunft die Übertragbarkeit von Kapitalien, wozu Kompensationen, z.B. des CO₂ für Flugreisen, gehören. Wichtig ist hier, dass das Gesamtkapital erhalten bleibt. Grundlage dafür ist die Orientierung am Wirtschaftswachstum, an technischem Fortschritt, an einem Erhalt des Wohlfahrtsniveaus und die Kennzeichnung der starken menschlichen Gestaltungskraft für die Zukunft als Anthropozän (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 32f.; Uekötter 2018: 114; Ott/Döring 2011: 116f.).

Starke Nachhaltigkeit geht davon aus, dass unterschiedliche Kapitalien nicht (sinnvoll) ersetzbar sind, also Naturressourcen nicht durch finanzielle Ressourcen kompensiert werden können. Vielmehr steht hier die Erhaltung von Naturkapital im Zentrum. Lediglich ein Austausch innerhalb der gleichen Kapitalsorte, z.B. Wiederaufforstung oder der Ersatz fossiler Energieträger durch erneuerbare Energie, gilt als vertretbar. Dem Gedanken der Substitution, wie er für schwache Nachhaltigkeitskonzepte prägend ist, steht die ökonomische Theorie der Komplementarität gegenüber. Sach- und Naturkapital ergänzen sich hier und bilden einen untrennbaren Zusammenhang, was das Beispiel verdeutlicht, dass Fischerboote ohne Fische keinen Nutzen haben (vgl. Ott/Döring 2011: 146ff.). Eine Abkehr von der Wirtschaftswachstums-idee ist daher im Konzept starker Nachhaltigkeitsorientierung zentral. Ein Verzicht auf Flugreisen wäre daher ein adäquater Umgang mit CO₂-Emissionen, nicht jedoch der Handel mit ihnen. Dieser ökozentrische Nachhaltigkeitsansatz betont die begrenzte Belastbarkeit der Biosphäre und orientiert sich an einer fernen Zukunft, in der nachfolgende Generationen einen Anspruch auf das Vorhandensein von Naturkapital besitzen (vgl. Michelsen/Adomßent 2014: 33f.; Blank 2001: 382).

Zusammenfassend ist im Modell der Nachhaltigkeit ein kritischer Blick auf globale und lokale ökologische, ökonomische Entwicklungen in der Vergangenheit wichtig, der gegenwartsbezogene Veränderungen anstößt, um eine Zukunftsorientierung zu fördern, die eine dauerhafte Existenz von Leben ermöglicht.

Maren Zschach

LITERATUR

- Apel, H. (2016): Von der Ökologie zur Nachhaltigkeit. Herausforderungen für die Erwachsenenbildung. In: Hufer, K.-P./Lange, D. (Hg.): Handbuch politische Erwachsenenbildung. Schwalbach: Wochenschau.
- Apel, H. (2018): Bildung für Nachhaltige Entwicklung. Genese und Potentiale für die Erwachsenenbildung. In: Hessische Blätter für Volksbildung, Jg. 68, Heft 2, S. 119-130.
- Blank, E. (2001): Sustainable Development. In: Schulz, W. F. (Hg.): Lexikon Nachhaltiges Wirtschaften. München: Oldenbourg, S. 374-385.
- BMU (= Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit) (Hg.) (1993): Konferenz der Vereinten Nationen für Umwelt und Entwicklung im Juni 1992 in Rio de Janeiro – Dokumente – Agenda 21. Bonn.
- Die Bundesregierung (Hg.) (2016): Deutsche Nachhaltigkeitsstrategie, Neuauflage 2016. Berlin. URL: <https://www.bundesregierung.de/resource/blob/975292/730844/3d30c6c2875a9a08d364620ab7916af6/deutsche-nachhaltigkeitsstrategie-neuauflage-2016-download-bpa-data.pdf?download=1> [01.09.2019].
- Hauff, V. (Hg.) (1987): Unsere gemeinsame Zukunft. Der Brundtland-Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung. Greven: Eggenkamp.
- Meadows, D./Meadows, D./Zahn, E./Milling, P. (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Michelsen, G./Adomßent, M. (2014): Nachhaltige Entwicklung. Hintergründe und Zusammenhänge. In: Heinrichs, H./Michelsen, G. (Hg.): Nachhaltigkeitswissenschaften. Berlin: Springer Spektrum, S. 3-59.
- Ott, K./Döring, R. (2011): Theorie und Praxis starker Nachhaltigkeit. Marburg: Metropolis.
- Pufé, I. (2014): Was ist Nachhaltigkeit? Dimensionen und Chancen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 64, Heft 31-32, S. 15-21.
- Uekötter, F. (2018): Wie bildet man für Nachhaltigkeit, wenn niemand mehr weiß, was Nachhaltigkeit ist? Eine historisch-politische Spurensuche. In: Hessische Blätter für Volksbildung, Jg. 68, Heft 2, S. 111-118.

Optimierung

Besser zu werden ist zu einem kulturellen Ideal spätmoderner westlich geprägter Gesellschaften avanciert. Der Appell zur permanenten Optimierung bestimmt nicht nur Medien und Werbung, sondern ist längst Teil des alltäglichen Lebens geworden, etwa wenn es darum geht, schneller und effizienter zu arbeiten als andere, die eigene Leistung zu steigern oder den Körper zu trainieren. Häufig scheinen diese Anforderungen mit dem Versprechen verbunden zu sein, durch Optimierung in einen Zustand von Glück, Zufriedenheit und Wohlbefinden zu gelangen.

Obgleich das Phänomen der Optimierung und die darunter zu verordnenden Praktiken in den Sozial- und Kulturwissenschaften vielfach Beachtung gefunden haben, wird der Begriff mitunter recht unterschiedlich verwendet. Übergreifend lässt sich dabei „eine weite, (Selbst)Optimierung allgemein mit Verbesserung gleichsetzende Definition von einer engeren Fassung des Begriffs unterscheiden, bei der eine Zuspitzung der Bedeutung in Richtung auf eine technisch induzierte und grenzüberschreitende, ja entgrenzende Verbesserung des Menschen und seiner Leistungsfähigkeit erfolgt“ (Röcke 2017: 320). Insbesondere mit Blick auf die Entwicklungstendenzen zeitgenössischer Gesellschaften wird Optimierung dabei oft auch im Sinne einer (Selbst-)Effektivierung beschrieben, die auf eine (häufig quantitative) Verbesserung und Effizienzsteigerung zielt und damit einer instrumentellen Logik folgt (für eine detaillierte Diskussion des Begriffs der Optimierung entlang verschiedener soziologischer Gegenwartsdiagnosen vgl. Röcke 2017).

Mit Blick auf die Bedingungen dieses Strebens nach Optimierung finden soziologische Zeitdiagnosen dabei häufig ihren Ausgangspunkt in der Annahme, dass marktwirtschaftliche Ordnungsprinzipien zunehmend auch andere gesellschaftliche Teilbereiche ergreifen. Denn permanente Innovation und beständige Steigerung scheinen zu einem unverzichtbaren Teil spätmoderner westlicher Gesellschaften geworden zu sein: Weil Zeitvorsprünge einen entscheidenden Vorteil im Wettbewerb darstellen, kommt der fortwährenden technischen Entwicklung, der Beschleunigung von Produktion, Transport und Kommunikation eine entscheidende Rolle zu (vgl. Rosa 2005). Immer rasanter werden diese Entwicklungen zudem durch Globali-

sierung und Digitalisierung nach den politischen und ökonomischen Umbrüchen in den 1990er Jahren vorangetrieben.

Dabei hat die Ausweitung ökonomischer Logiken auf marktferne Institutionen und gesellschaftliche Teilbereiche bis in die Lebenswelt von Individuen auch deren Umgang mit der Zeit verändert. Um gesellschaftliche Ressourcen zu gewinnen und sich gegen (ökonomische) Risiken abzusichern, sind sie dazu angehalten, miteinander in den Wettbewerb zu treten und in einem performativen und oft kontingenten Konkurrenzgeschehen immer wieder aufs Neue ihre Position zu ermitteln (ebd.). Entsprechend sind Optimierungsanforderungen aus soziologischer Perspektive zunächst vor allem mit dem Strukturwandel der *Arbeitswelt* in Verbindung gebracht worden, wie er sich etwa in der Flexibilisierung von Arbeitszeiten, in der Zunahme von Projekt- und Teamorganisation, in der Deregulierung von Beschäftigungsformen und in der abnehmenden Bedeutung standardisierter beruflicher Spezialisierungen niederschlägt. Der damit einhergehenden Unsicherheit müssen die Subjekte mit einer ständigen Bereitschaft zur Anpassung und Verbesserung begegnen: Um die bzw. der Beste zu sein und sich im Wettbewerb zu behaupten, „wird [dem Menschen] eingeschärft, immer weiter, immer schneller, immer forscher voranzuschreiten und ununterbrochen zu arbeiten“ (Aubert 2009: 98).

Sowohl in biografischer Hinsicht als auch auf der Ebene der Alltags- und Beziehungsgestaltung dienen Optimierungspraktiken folglich immer häufiger dazu, Prozesse zu beschleunigen, Handlungen effizienter zu gestalten und „Leerzeiten“ zu vermeiden. Wichtig scheint vor allem das zu sein, was dringlich ist – dies zeigt sich insbesondere auch in der zunehmenden Bedeutung von schnellen Reaktionen, Deadlines und Multitasking in modernen Arbeitswelten. Eingebettet in Vergleichs- und Konkurrenzszenarien werden bestmögliche Leistungen in immer früheren Lebensphasen gefordert, während sich gleichzeitig Lerninhalte verdichten und in weniger Zeit bewältigt werden müssen. Nationale und internationale Schulleistungsvergleichsstudien, Schul- und Hochschulrankings, die Wettbewerbsförderung zwischen Schulen und die Verkürzung von Bildungswegen (Bologna-Reform) fokussieren einen schnellen und effektiven Kompetenzerwerb.

Dabei tangieren Versuche der Effizienzsteigerung und Verbesserung nicht nur die Karriereplanung und Arbeitsweise. Vielmehr werden auch die persönlichsten Bereiche des Lebens zunehmend von Beschleunigungs- und Steigerungslogiken erfasst. Schier endlos scheint die Liste an Ratgebern und Coachingseminaren, die dazu beitragen sollen, produktiver und effizienter zu arbeiten, zielstrebig und selbstbewusster zu werden, glücklicher und gesünder zu leben. Dabei stellt insbesondere der *Körper* häufig das „Aushängeschild“ einer vermeintlich gelingenden Optimierung des Selbst und der eigenen Lebensführung und damit eine wertvolle Ressource im Ringen um Anerkennung dar: Gerade körperliche Fitness ist in der Gegenwart

zu einem Symbol für Flexibilität und Wandelbarkeit avanciert, das suggeriert, das Tempo der anderen halten und sich schnell anpassen zu können. Dass fit, leistungsstark und „in Form“ zu sein, Überlegenheit im Wettbewerb suggeriert, kann dann den Wunsch nähren, den eigenen Körper entsprechend zu verändern – etwa durch hartes Training, radikale Diäten oder Schönheitsoperationen. Die damit einhergehenden Vorstellungen von „Machbarkeit“ werden dabei auch durch das steigende Angebot biotechnologischer Enhancements befördert.

Nicht zuletzt richten sich Optimierungsbestrebungen auch auf die *Gestaltung privater Beziehungen*: etwa dann, wenn Partnerwahl und Familiengründung durch technische und medizinische Entwicklungen optimiert, flexibilisiert und beschleunigt werden sollen. Speed-Datings oder Dating-Apps sind aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken; aber auch reproduktionsmedizinische Maßnahmen tragen mehr und mehr dazu bei, Elternschaft effizient zu planen und zu realisieren. Mütter und Väter wiederum stehen zunehmend vor der Anforderung, nicht nur das eigene berufliche Vorankommen mit dem Familienleben in Einklang bringen zu müssen (etwa durch die Schaffung sogenannter „Quality Time“ innerhalb enger Zeitfenster; vgl. Hochschild 2006), sondern auch für die eigenen Nachkommen eine bestmögliche Ausgangsposition zu schaffen. Nicht selten findet sich etwa in Erziehungsratgebern die Erwartung, auch den innerfamilialen Raum zur optimalen Lernumgebung umzugestalten.

Sich selbst in jedem Lebensbereich als Unternehmer*in zu verstehen (Bröckling 2007), sich flexibel an beschleunigte Lebensvollzüge anzupassen und die eigene Lebensführung zu optimieren, ist demnach zu einer der gegenwärtig bedeutsamsten kulturellen Leitvorstellungen geworden (King u.a. 2014). Dabei ist das Streben nach Verbesserung – denkt man etwa an antike Vorstellungen ästhetischer Perfektion – keineswegs neu. Und dennoch scheint dieses Streben in der Gegenwart eine andere Qualität erreicht zu haben: Denn was einst als „*regulatives Ideal*“ galt, „das normative Orientierung bietet, aber – *konstitutiv* – *unerreichbar* bleibt“, lässt sich nunmehr „auch als *eine durch entsprechende Aktivität zu erreichende Ziellinie* verstehen, die sich demnach nicht nur potenziell realisieren, sondern auch *stets aufs Neue überschreiten ließe*“ (King/Gerisch 2015: 6, Hervorh. i. Orig.). Im Modus permanenter Steigerung werden so immer wieder neue Anforderungen, Möglichkeiten und Hindernisse aufgeworfen, die es zu überwinden gilt. Und immer weniger geht es dann um eine Verbesserung per se, so betonen einige Autor*innen, sondern vielmehr um das Erreichen des *bestmöglichen* Zustandes. Daran anschließend wird der Begriff der Optimierung auch im Sinne der Perfektionierung verwendet, eines Strebens nach einer Idealnorm, im Zuge dessen (Selbst-)Steigerung auch entgrenzende Tendenzen annehmen kann (zur Differenzierung von Optimierung und Perfektionierung vgl. ebd.; Röcke 2017).

Zugleich wird mit der Möglichkeit, immer noch besser werden zu können, auch die Vorstellung vermittelt, sich noch nicht hinreichend für sich selbst, für die eigene Leistung und den eigenen Erfolg engagiert zu haben. Mehr noch – Optimierungsdiskurse und -anforderungen können ihrerseits konflikthafte Momente und Überforderungspotenziale bereits konstitutiv in sich tragen: wenn es bspw. darum geht, sich rational, diszipliniert und kontrolliert zu organisieren, zugleich jedoch ebenso leidenschaftlich, kreativ und affirmativ nach permanenter Verbesserung zu streben (Bröckling 2007); oder auch dann, wenn die Steigerungsansprüche verschiedener Lebensbereiche in Widerspruch zueinander geraten (King u.a. 2014), bspw. den Anforderungen als Mutter ebenso wie als Angestellte bestmöglich nachzukommen. Dass das angestrebte Ziel also bereits strukturell unerreichbar bleibt, während eine Verbesserung von Selbst und Leben stets möglich und wünschenswert erscheint, kann so das Gefühl erzeugen, nichts zu schaffen und beständig zu scheitern. Entsprechend werden in einigen soziologischen und sozialpsychologischen Analysen gesellschaftliche Optimierungs- und Beschleunigungsimperative auch in Zusammenhang gebracht mit Erschöpfungssymptomen bis hin zu Burnout und depressiven Erkrankungen (u.a. Aubert 2009).

Betont worden ist in diesem Zusammenhang auch, dass sich der soziale Druck zur Anpassung und die wunscherfüllenden Verheißungen von Autonomie- und Selbstverwirklichung vielfach bis zur Unkenntlichkeit vermischen. Optimierungsdiskurse werden nicht zwangsläufig leidvoll oder als äußerer Zwang erlebt, sondern auch mit der Hoffnung verbunden, etwas an der persönlichen Situation zu verändern, erfolgreicher und beliebter zu werden. Sie können das Gefühl vermitteln, über das eigene Leben frei verfügen und Lebenszeit voll ausschöpfen zu können. Und sie können mit der Vorstellung verbunden sein, Zeit und Raum zu beherrschen und Grenzen zu überschreiten. Besser und schneller zu sein, kann so in vielerlei Hinsicht als erstrebenswert und nützlich erachtet, als sinnvoll und befriedigend erlebt und entsprechend verinnerlicht und affirmiert werden. Auf welche Weise gesellschaftliche Steigerungsanforderungen also gedeutet und bearbeitet werden, so das Ergebnis einer Studie von King u.a. (2014), ist auf individueller Ebene verknüpft mit lebensgeschichtlich relevanten Themen, die Optimierungsbestrebungen subjektiv bedeutsam und wirksam werden lassen können. Im Kontext spezifischer psychischer bzw. biografischer Dispositionen kann es dann attraktiv erscheinen, sich Zeitdruck und Steigerungsanforderungen zu unterwerfen oder diese zu bemeistern – trotz der damit einhergehenden destruktiven Potenziale.

Vor diesem Hintergrund wird schließlich auch kritisch diskutiert, wie sich das permanente Ringen um Optimierung auf die psychische Entwicklung und Selbstbildungsprozesse auswirkt. Dabei scheint die Logik der steten Verbesserung, der geradezu rastlosen Anpassung destruktive Potenziale bereits konstitutiv in sich zu

tragen: Denn im Zentrum fortwährender Versuche der Selbstüberschreitung steht stets nur eine *zukünftige*, gleichsam idealisierte Version des Selbst und des eigenen Lebens, welche die Reflexion des gegenwärtigen Seins ebenso in den Hintergrund treten lässt wie die Frage nach den Bedingungen des So-geworden-Seins (vgl. Schreiber 2019). In diesem Sinne erscheinen Steigerungsbestrebungen auch als „Abkürzungen“, die Bildungsprozesse unterlaufen, während mit ihnen zugleich besondere Anforderungen verbunden sind – erfordert doch gerade das „Mithalten“ im Tempo der fortwährenden Steigerung und die flexible Anpassung an sich stetig verändernde Verhältnisse in besonderer Weise Trennungskompetenz, Autonomie und Bildungsfähigkeit (vgl. King 2014). Die Bedingungen der Herausbildung dieser Fähigkeiten – verlässliche Fürsorgebeziehungen – drohen wiederum durch den steigenden Optimierungsdruck auch in der familialen Praxis geschwächt zu werden. Bezogen auf die Bedeutung von Zeit manifestiert sich an diesem Punkt schließlich das größte Paradoxon spätmoderner Optimierungsanforderungen: Sie machen die innere Auseinandersetzung mit den eigenen Grenzen und Vulnerabilitäten immer nötiger, während die dafür erforderlichen Zeiten der Muße, Besinnung und Reflexion durch den steten Druck zur Beschleunigung und Effizienzsteigerung immer stärker beschnitten werden.

Julia Schreiber

LITERATUR

- Aubert, N. (2009): Dringlichkeit und Selbstverlust in der Hypermoderne. In: King, V./Gerisch, B. (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust: Folgen und Grenzen der Beschleunigung. Frankfurt am Main: Campus, S. 87-100.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hochschild, A. R. (2006): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet (2. Auflage). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, V. (2014): Optimierte Kindheiten. In: Gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppenanalytische Psychotherapie, Beratung und Supervision, Jg. 24, Heft 2, S. 97-115.
- King, V./Gerisch, B. (2015): Perfektionierung und Destruktivität – eine Einführung. In: Psychosozial. Zeitschrift für Sozialpsychologie und Kulturanalyse, Jg. 38, Heft 3, Schwerpunkt: Perfektionierung und Destruktivität, S. 5-11.
- King, V./Lindner, D./Schreiber, J./Busch, K./Uhlendorf, N./Beerbom, Ch./Salfeld-Nebgen, B./Gerisch, B./Rosa, H. (2014): Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverbesserung zu eigen machen. In: Kluge, S./Lohmann, I./Steffens, G. (Hg.): Jahrbuch für Pädagogik 2014. Menschenverbesserung – Transhumanismus. Frankfurt am Main: Lang, S. 283-300.

- Röcke, A. (2017): (Selbst)Optimierung. Eine soziologische Bestandsaufnahme. Berliner Journal für Soziologie, Jg. 27, Heft 2, S. 319-335.
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schreiber, J. (2019): Selbstsorge in Zeiten von Selbstoptimierung. Körperpraktiken zwischen biografischen Dispositionen und gesellschaftlichen Anforderungen. In: Familiendynamik, Jg. 44, Heft 2, S. 110-117.

Organisation

Welche Rolle spielt Zeit in gegenwärtigen Organisationen? Organisationen, wie wir sie kennen und erleben, hätten sich ohne die Uhrzeit gar nicht entwickeln können. Abgesehen von den fortlaufenden Debatten über die „moderne“ – oder sogar „post-moderne“ Zeit – wollen wir betrachten, welche Symptome von Zeitproblemen in aktuellen Debatten über die Lebenswelt in und von Organisationen vorgebracht werden. Neue Zeitstrukturen, Kulturen und sich herausbildende zeitliche Gewohnheiten und Normen weisen drei Thematiken auf.

Die *erste* ist die Flexibilisierung von Arbeit im Zusammenhang mit Work-Life-Balance. Die Praktik, mit der eigenen Zeit zu jonglieren und dabei einen Mangel an Zeit zu erleiden, lädt auf mehreren Ebenen dazu ein, neue Arbeitskonzepte zu betrachten, wie HNW (*Het Nieuwe Werken* / Das Neue Arbeiten) oder NWW (*New Ways of Working*). Diese beinhalten Heimarbeit, flexible Büros und andere relativ neue Ausgestaltungsmöglichkeiten für Ort-Zeit-Effizienz im Job. Wer fördert welche Arten von effizienten Büros, wie und warum? *Zweitens* kämpfen wir noch immer mit der „angenommenen Beschleunigung“ (Brose/Kirschsieper 2019), die zum Teil durch technologische Entwicklungen hervorgerufen wird. Effizienz und Technologie versprechen Zeitersparnis – aber was passiert mit der eingesparten Zeit? Warum leiden wir weiterhin unter einem andauernden Zeitdruck? *Drittens* ist zu klären, welche kurz- und langfristigen Auswirkungen diese Entwicklungen auf unser Zeithandeln haben. Was tun wir in der Gegenwart, um uns auf Zukunftsversprechen und -gefahren auszurichten?

Work-Life-Balance ist ein Thema, das seit ca. 30 Jahren intensiv erforscht wird. Jedoch scheint die Kolonisierung unserer Lebenswelt mit Arbeit und Organisation(en) zu wachsen wie nie zuvor. Die ansteigende Spezialisierung und Fragmentierung von Aufgaben in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens trägt mehr zur Zeitverschwendung als zur Zeitersparnis bei. Durch wegfallende wohnortnahe Einkaufsmöglichkeiten (Tante-Emma-Läden) verdichten sich die Haushaltszeiten – in einem Supermarkt wird mehr aus einer Hand angeboten, aber der Weg zum Supermarkt und die Such- bzw. die Einkaufszeiten verlängern sich deutlich, außerdem

werden neue Wünsche und Bedürfnisse geweckt, die dazu führen, dass deutlich mehr eingekauft wird, sodass mehr Zeit investiert werden muss. Im Arbeitskontext beansprucht die digitale Bürokratie, durch die Zeit gespart werden sollte, aufgrund vieler Kontrollschritte, Sicherungs- und Überwachungsmechanismen deutlich mehr Zeit als ursprünglich veranschlagt. Daher gilt es zu betrachten, inwiefern zeitliche Regelungen und Ordnungen unerwünschte Nebeneffekte hervorbringen.

Obwohl die Debatten und strategischen Bemühungen zur Balance von Privatleben und Arbeitszeit angestiegen sind, entstehen neue Schwierigkeiten durch die steigenden Kosten für z.B. Kinderbetreuung und Altenpflege. Gleichzeitig gibt es Debatten über die Erhöhung des Renteneintrittsalters, flexiblere Büros und Arbeitszeiten sowie das Aufkommen von Initiativen wie HNW/DNA (*Das Neue Arbeiten*). Was sie gemeinsam haben, ist die Annahme, dass Arbeit immer noch effizienter bzw. billiger organisiert werden kann, indem Ort-Zeit-Flexibilität gefördert wird, indem die Arbeitnehmer „frei wählen“ dürfen, wann und wo sie arbeiten. Flexibilität wird auf Arbeitszeiten, Arbeitsorte, aber auch auf Arbeitsverträge bezogen. Letzteres beinhaltet Mehrfachbeschäftigungen mit flexiblen Arbeitsverträgen, mit der paradoxen Forderung von hohen Verpflichtungen gegenüber der Organisation. Unter anderen Umständen würden diese Bedingungen zu weniger Engagement, mehr Verhandlungen und somit langfristig zu weniger Flexibilität führen. Das neue Jahrtausend hat gezeigt, wie Flexibilität zu einem Instrument – mehr im Sinne der Arbeitgeber*innen als zum Vorteil der Arbeitnehmer*innen – geworden ist, um verschiedene Bereiche der Organisation, der Familie und des Privatlebens zu vereinbaren.

Ob Work-Life-Balance aus privater Perspektive oder aus organisationaler Sicht untersucht wird: In beiden Fällen treten „vernetzte Rhythmen“ auf (Nansen u.a. 2009; Zerubavel 1979), die eine feinere und komplexere Inszenierung der Lebensdimensionen fordern. Dabei müssen Rhythmen, Zeiteinteilungen, Tempi, Routinen und alle anderen zeitlichen Komponenten bedacht werden. Während einerseits Zeitpläne zwischen den Bereichen Kinderbetreuung, Pflege, Ausbildung und Arbeit zu koordinieren sind, müssen andererseits auch die Grenzen innerhalb der Arbeit bzw. zwischen spezifischen Aufgaben ausgelotet werden, da diese allmählich immer weniger eindeutig sind und fragmentiert auftreten.

Es ist sinnvoll, seine Zeit zu definieren und zu planen und z.B. eine Arbeitswoche von 4x9 Stunden aufrechtzuerhalten, um flexibel mit Anfangs- und Endzeiten zu sein und am Abend von zu Hause aus arbeiten zu können. Dies erfordert aber auch individuelle Entscheidungen und Koordination mit den Plänen anderer, z.B. mit Sekretariaten oder Kolleg*innen. Wenn es so viele Entscheidungen und Tempi zusammenzuführen gilt, nimmt das auch wieder viel Zeit in Anspruch. Sich auf feste Rhythmen verlassen zu können, wie einkaufsfreie Sonntage oder feste

Schulferien, bot einen Halt im geschäftigen Lebensalltag. Flexibilität bringt ein Versprechen von Freiheit mit sich, aber sie hat sich zu einem eher nachteiligen Instrument, vor allem auf individueller Ebene, entwickelt. Individuelles Zeitmanagement eröffnet damit zwar neue Möglichkeiten, erfordert aber auch eine neue Art von Zeitkompetenz sowie deutlich mehr Planungs- und Koordinationsaufwand, d.h. bringt unter Umständen eine Effizienzminderung mit sich.

Zudem ist zeitliche Autonomie nicht für alle Aufgaben möglich. Vorwiegend in den Bereichen der Pflege, der Lebensmittelindustrie und in weiteren Dienstleistungsbereichen können viele Jobs nicht flexibel gestaltet werden. Man kann annehmen, dass ein hohes Maß an Flexibilität für „freie“ Berufstätige nur durch die laufende Präsenz und Arbeit Anderer ermöglicht wird. Für sie verschwimmen die Grenzen zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen immer mehr, sodass Flexibilität nur ein Euphemismus dafür ist, immer erreichbar zu sein.

Zeitdruck, Arbeitsbelastung und Beschleunigung der Arbeit sind Folgen jener Flexibilisierung, für die v.a. auch die Entwicklung der Informationstechnologie Anschlag leistet. Wir kommunizieren in „Echtzeit“ und kooperieren mit Kolleg*innen auf der ganzen Welt schneller als je zuvor. Das verstärkt den Druck, in unserer vernetzten Gesellschaft immer erreichbar zu sein. Prinzipiell steht uns zeitsparende Technologie zur Verfügung, aber wir merken nichts von der versprochenen Entlastung. Vor etwa einhundert Jahren sagten die Vertreter des Wissenschaftsmanagements voraus, dass wir immer weniger Stunden arbeiten würden, die gegenteilige Entwicklung hat sich jedoch eingestellt.

Diverse Technologien machen unser Leben leichter, bieten mehr zeitliche Freiheit, produzieren aber ihre eigene Dynamik – und allmählich können wir diesen Mechanismen kaum noch entgehen. Privatisierung ruft nach mehr Effizienz unter dem Zeit-ist-Geld-Paradigma. Dennoch hat uns das in eine Situation gebracht, in der uns Dienstleistungsanbieter (Post, Banken, kleine Lebensmittelläden) entweder gar nicht mehr oder nur in stark reduzierter Zahl zur Verfügung stehen. Heutzutage muss man öffentlich zugängliche Internetzugänge (z.B. in öffentlichen Bibliotheken) nutzen, um bspw. Bankgeschäfte abzuwickeln, falls man keinen eigenen Internetanschluss besitzt. Und da Dienstleistungsinstitute wie Bibliotheken auch digitalisiert wurden und Kosten einsparen mussten, ist dieser Service auch dort nicht immer verfügbar. Auf diese Weise wird für manche Bevölkerungsgruppen auch eine einfache Banküberweisung zu einem schwierigen und zeitaufwendigen Unterfangen. Daher stellt sich die Frage, wo und wie Zeit eingespart wird – und für wen. Tempo an sich ist weder gut noch schlecht, aber es stellt neue Klassenrelationen her – es verursacht Aufschub und Umwege für die einen und Gewinn für andere. Die Auswirkungen der IT-Beschleunigung fördern die enorme Versuchung, immer online zu sein. Gleichzeitig wird eine ständige Verfügbarkeit ausgelöst – z.B. durch den

Wunsch, immer informiert zu sein –, die zu einer zunehmenden Fragmentierung der Aufmerksamkeit führt. Geissler behauptet, dass, wenn wir mehr Ruhe möchten, wir entsprechend lernen müssten, „selektiv zu sehen“.

Organisationen, die nach Fortbestand in der Zukunft streben, stellen fest, dass Flexibilität „ungebundener“ Arbeitnehmer*innen zu weniger Hingabe führt und somit zu Verlust von Kontinuität in Arbeitsprozessen und Arbeitsqualität. Langsam entsteht daher eine Debatte darüber, das Wachstum von Zeitarbeit zu verringern (vgl. z.B. Vlasblom/Josten 2012). Welche zukünftigen Vorstellungen von Arbeit und Organisation werden daher diskutiert? Die meisten globalen Unternehmen müssen heutzutage auch Nachhaltigkeit anstreben, was auf eine langfristige Sicht hinweist. Außerdem schätzen die meisten Menschen Kontinuität und Erfahrungen im Kontext der Firmenreputation und des Kundenvertrauens. Nichtsdestotrotz wird langfristiges Denken als langweilig, langsam und unzuverlässig und zugleich unvorhersagbar angesehen (vgl. Koot/Sabelis 2002; Sabelis 2002). Die im Rahmen einer eigenen Studie interviewten Manager waren um die Jahrhundertwende überzeugt, dass langfristiges Vorgehen nicht handhabbar sei, unter anderem weil die Zukunft ungewiss sei. „If I maintain a long term view and then am not as fast as my competitors, I am out – another one will take over. Three years is long term.“ (Sabelis 2002) Niemand will zur Vergangenheit „zurückkehren“ oder die Vorzüge schnellen (technologischen) Fortschritts aufgeben.

Fraglich ist hier die Unterscheidung zwischen Vergangenheit und Zukunft. In beiden Dimensionen projizieren wir unsere Wünsche, Emotionen und letztlich auch unsere Normen und Werte in eine andere Zeitdimension. Was sagt uns das über unser Zeitempfinden in der Gegenwart? Barbara Adam und Christ Groves nehmen von Niklas Luhmann ein neues Zeitkonzept auf: Sie regen an, unser Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neu zu überdenken. Die Konzepte „gegenwärtige Zukunft“ und „zukünftige Gegenwart“ (Adam/Groves 2007) ermöglichen es, dass wir hinsichtlich von Gleichzeitigkeit und Kontinuität über mögliche Verantwortlichkeiten von Organisationsmitgliedern nachdenken, eine soziale und natürliche Nachhaltigkeit zu leben. Eine gegenwärtige Zukunft ist die Position, von der aus in die Zukunft geschaut wird. Das führt bekanntlich zu den unverhältnismäßig hohen Privilegien, wie sie heutzutage bspw. Manager*innen besitzen. Eine zukünftige Gegenwart hingegen zwingt uns, zu sehen, wie wir die Zukunft unserer Ahnen leben und die der Nach-uns-Kommenden formen. Zukünftige Gegenwart ist die Position, aus der wir uns zukünftige Möglichkeiten und Gefahren ansehen, die aus dem entspringen, was wir bisher gemacht haben und jetzt tun. Diese Perspektive führt vielleicht dazu, zum Schritttempo zurückzukehren und manchmal innezuhalten. Das aber nicht, um technologische Entwicklungen oder Fortschritt zu verhindern, sondern um darauf aufmerksam zu machen, dass es mehr als öko-

nomischen Gewinn gibt und wir einen Blick auf die schwer vorhersagbaren Auswirkungen richten sollten. Die Verantwortung für die gefährlichen Konsequenzen von Technologie und Technik dürfen wir nicht in das Leben unserer Nachkommen verlagern. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden ein Kontinuum, eine zeitliche Anordnung, an der wir nur teilhaben und mit der wir verantwortungsbewusst umgehen sollten. Letzteres gilt nicht nur für das, was wir produzieren, sondern auch für unsere soziale Ordnung, die Art, wie wir soziales Leben in Organisationen gestalten oder die Entscheidungen darüber, wem wir die Ausübung einer führenden Position übertragen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir in der Beziehung zwischen Zeit und Organisation neuen zeitlichen Strukturen gegenüberstehen, die kontrastierende Auswirkungen nach sich ziehen. Technologische Geschwindigkeit stellt als solche keine Bedrohung dar, aber sie führt zu Unsicherheit und Ambiguität – beide passen nicht zu dem Bild von „Kontrolle“, welche für eine gut geleitete oder verantwortlich geführte Organisation notwendig ist. Im Kontext von Beschleunigung, großangelegten Projekten und dem Paradigma des schnellen Gewinns können wir im Moment nicht sicher sein, wer welche Schalter umlegt. Wir können nichts tun, als Teillösungen für die Probleme zu finden, die uns begegnen.

Was lernen wir also über Zeit und Organisation? Organisatorische Zeit hat die Grenzen „privater“ Zeiten längst durchdrungen und dominiert diese hinsichtlich der Tatsache, dass viele Leute immer online und erreichbar für Anforderungen der Organisationen sind, sei es im Kontext von Arbeit, Pflege und Ausbildung oder einfach, weil wir es können. Die neuen zeitlichen Ordnungen, mit denen wir leben, haben uns Freiheiten gebracht und verschiedene Anforderungen für das „Management“ der Beziehungen zwischen Organisationen und dem Personal. Organisatorische Zeiten sind nun für Arbeitszeiten genauso relevant wie für Privatzeiten. Wir arbeiten nicht weniger, sondern mehr Stunden – die „eingesparte“ Zeit muss den Normen entsprechend produktiv genutzt werden. Als Einzelne tendieren wir paradoxerweise dazu, diese zeitliche Vorstellung anzunehmen. Wir alle treffen ähnliche individuelle Entscheidungen oder teilen zumindest den Wunsch nach wirtschaftlichem Wachstum, Fortschritt und technologischen Lösungen. Hier stellt sich die Frage, wie wünschenswert es wirklich ist, mehr „Freizeit“ zu haben und wie wir damit umgehen würden. Welche Art von Zeitkompetenz erfordert die treibende Kraft der Organisationen?

In keiner aktuellen Studie über Zeit und Organisation finden wir Hinweise darauf, dass Organisationen danach streben, den Fortbestand von Firmen zu verbessern, indem den Angestellten mehr Erholung und Autonomie über ihre Zeit gewährleistet wird. Der Fortbestand von Unternehmen wird nur in wirtschaftlichen Bedingungen mit einem Lippenbekenntnis zu Diversität und sozialer Nachhaltigkeit

ausgedrückt. Die Forderung nach einer Work-Life-Balance hat zu einem Zustand andauernder Erreichbarkeit geführt. Flexibilisierung von Arbeit hat zu einem Verlust von Verlässlichkeit von Organisationen geführt und technisch zu einer Fragmentierung der Arbeitsprozesse, die gemäß der Maxime der Effizienzsteigerung in das Privatleben umverlegt werden. „Langfristigkeit“ ist zwar wünschenswert, aber nur schwer praktisch umzusetzen. Wir stehen kontrastierenden Vorstellungen über Zeitnutzung, Verwaltung, Abfolge und Lebensgestaltung gegenüber. Und natürlich befinden wir uns zwischen den Zeiten, im Übergang zu einer Zukunft, die wir täglich neu formen. Vielleicht sollten wir dafür etwas weniger flexibel werden.

Ida Sabelis

LITERATUR

- Adam, B./Groves, C. (2007): *Future Matters: Action, Knowledge, Ethics*. Leiden: Brill.
- Brose H. G./Kirschsieper D. (2019): Beschleunigung ohne Ende? Über Zeit und Zeitlichkeit in Organisationen. In: Apelt, M./Bode, I./Hasse, R./Meyer, U./Groddek, V. V./Wilkesmann, M./Windeler, A. (Hg.): *Handbuch Organisationssoziologie*. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-20.
- Gaalen, R. van/Goudswaard, A./Sanders, J./Smits, W. (Hg.) (2013): *Dynamiek op de Nederlandse arbeidsmarkt*. Den Haag: CBS.
- Koot, W./Sabelis, I. (2002): *Beyond Complexity: Paradoxes and coping strategies in managerial life*. Amsterdam: Rozenberg.
- Nansen, B./Arnold, M./Gibbs, M. R./Davis, H. (2009): Domestic orchestration: Rhythms in the mediated home. In: *Time & Society*, Jg. 18, Heft 2/3, S. 181-207.
- Nijp, H. H./Beckers, D. G./Voorde, K. van de/Geurts, S. A./Kompier, M. A. (2016): Effects of new ways of working on work hours and work location, health and job-related outcomes. In: *Chronobiology international*, Jg. 33, Heft 6, S. 604-618.
- Sabelis, I. H. J. (2002): *Managers' Times: A Study of Times in the Work and Life of Top Managers*. Amsterdam: Bee's Books.
- Vlasblom, J. D./Josten, E. (2012): *Een onzekere perspectief: vooruitzichten van tijdelijke werknemers*. Eerste resultaten uit het Arbeidsaanbodpanel, najaar 2012. Den Haag: SCP.
- Zerubavel, E. (1979): *Patterns of Time in Hospital Life: A Sociological Perspective*. Chicago: The University of Chicago Press.

Privathaushalt

Unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts hat der private Haushalt als kleinste sozio-ökonomische Basiseinheit eine mehrdimensionale Relevanz, die sowohl in öffentlichen Diskussionen als auch innerhalb der Scientific Community erheblich unterschätzt wird. Privathaushalte geraten bevorzugt als Verbrauchs- und Konsumeinheiten in den Blick, während ihre produktive Seite, nämlich auch ein Ort zu sein, an dem die „(unbezahlte) Arbeit des Alltags“ geleistet wird, eher selten im Fokus einschlägiger Forschung liegt (vgl. Meier-Gräwe 2015a). Diese produktive Seite wird nicht als Arbeit gefasst und in der Folge wird auch nicht ihr wertschöpfender Charakter anerkannt. Lebenslauftheoretisch betrachtet diskriminiert dieser Arbeitsbegriff gerade diejenigen Personen systematisch, die in ihrer Biografie generative Haus- und Sorgearbeit übernehmen und folglich vom „männlichen Vollzeiterwerbsmodell“ abweichen. Lediglich alternative Ökonomiekonzepte, aber auch die Zeit- und Genderforschung nehmen sich derzeit dem Privathaushalt als Ort der unbezahlten Arbeit an, der die Alltags- und Lebenszeit derjenigen bindet, die sie übernehmen.

Private Haushalte lassen sich nachweislich nicht auf den täglichen Konsum von Waren und die Inanspruchnahme von öffentlichen und privaten Dienstleistungen reduzieren. Vielmehr nehmen diese Wirtschafts- und Lebensformen vielfältige gesellschaftliche Funktionen wahr, von denen die Vitalität und Wirtschaftskraft einer Gesellschaft ganz entscheidend abhängen. Es sind die Privathaushalte, in denen die tagtägliche Regeneration der Haushaltsmitglieder erfolgt, hier wird das physische und psychische Wohlbefinden von Erwachsenen und Kindern durch umfangliche Care-Arbeit alltäglich (wieder-)hergestellt. Private Haushalte agieren zudem als Solidargemeinschaften, um in Krisen und beim Älterwerden mental und materiell füreinander einzustehen. Zudem erweisen sie sich als primäre Sozialisationsinstanz mit einer nachweislich hohen Bildungsbedeutsamkeit. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat zurecht den gesellschaftlichen Bedeutungsgehalt der zunächst vornehmlich im familialen Herkunftskontext vermittelten kulturellen Dispositionen bzw. Fertigkeiten eines Menschen betont: Als Effekte familialer Sozialisation

kostet „inkorporiertes“, d.h. verinnerlichtes kulturelles Kapital nicht nur die persönliche Lebenszeit eines Kindes: Dieser Prozess ist zugleich verbunden mit der steti- gen Präsenz von zugewandten Betreuungspersonen, die bereit und in der Lage sind, vor dem Hintergrund eigener biografischer Erfahrungen komplexe Lernprozesse anzuregen, zu moderieren und die Aneignung von Wissen in sicheren Bindungs- beziehungen an ihre Kinder zu vermitteln. Dieser Prozess kostet, wie Bourdieu es ausdrückt, vor allem „die freie Zeit der Mutter“ (Bourdieu 1983: 196). Diese – aus einem verengten ökonomischen Blickwinkel heraus betrachtet – scheinbar „natur- wüchsige“ kostenlose Verausgabung von Zeit, Aufmerksamkeit, Sorge und Mühe stellt jedoch im Rahmen einer umfassenden Logik sozialer Austauschbeziehungen eine unverzichtbare soziale Investition dar (ebd.: 197). Obwohl Wirtschaft und Ge- sellschaft auf diese in privaten Lebenszusammenhängen vermittelten Basisquali- fikationen essentiell angewiesen sind, erfährt die damit verbundene (unbezahlte) Arbeit bis heute eine gesellschaftsweite Geringschätzung und Trivialisierung.

Im Jahr 2013 haben die privaten Haushalte in Deutschland für unbezahlte Ar- beit insgesamt 35 % mehr an Zeit aufgewendet als für bezahlte Erwerbsarbeit. Frauen haben knapp 54 Milliarden Stunden unbezahlt gearbeitet (Statistisches Bundesamt 2017). Diese Leistungen gehen allerdings nicht in die gesellschaftliche Wohlfahrtsmessung ein. Doch schon bei einer sehr vorsichtigen Bewertung der Wertschöpfung durch die unbezahlte Arbeit fällt das Bruttoinlandsprodukt (BIP) um fast 40 % höher aus, als das in den Wirtschaftsstatistiken ausgewiesen wird (Schwarz/Schwahn 2016: 35).

Vor dem Hintergrund des gestiegenen Bildungs- und Qualifikationspotentials von Frauen und ihrer zunehmenden Präsenz im Erwerbssystem werden seit einigen Jahren immerhin wichtige Indikatoren ausgewiesen, die etwas über geschlechtsspe- zifische Ungleichheitsdimensionen in der bundesdeutschen Gesellschaft aussagen. Dazu gehören der Gender Pay Gap (Differenz in den durchschnittlichen Brutto- stundenverdiensten), der Gender Pension Gap (Differenz in den eigenen Alterssi- cherungsleistungen) oder auch der Gender Lifetime Earnings Gap (Differenz im Gesamterwerbseinkommen). So interessant und aussagekräftig diese Kennzahlen auch sind, sie weisen allesamt eine Leerstelle auf, weil sie die grundlegende unbe- zahlte Care-Arbeit im privaten Haushalt zur Sicherung der täglichen Daseinsvor- sorge von Menschen nicht berücksichtigen. Die Gleichstellung der Geschlechter hängt jedoch nicht nur mit dem Lohn und den damit in Verbindung stehenden Renten zusammen, sondern wird wesentlich von der Arbeitsteilung im Privathaushalt, also der Verteilung von unbezahlter Care-Arbeit und bezahlter Erwerbsarbeit am Arbeitsmarkt beeinflusst.

Deshalb hat die Sachverständigenkommission für den Zweiten Gleichstellungs- bericht der Bundesregierung auf der Basis der repräsentativen Zeitbudget-Erhebung

2012/13 des Statistischen Bundesamts eine differenzierte Analyse des Gender Care Gap vorgelegt (Klünder 2016). Der Gender Care Gap spiegelt den relativen Unterschied in der täglichen Zeitverwendung für Care-Arbeit von Männern und Frauen wider. Er ist definiert als die prozentuale Differenz der durchschnittlichen täglichen Zeitverwendung für Care-Arbeit aller Frauen zur durchschnittlichen Zeitverwendung für diese Aktivität der entsprechenden Gruppe der Männer. Der gesamte Gender Care Gap in Paarhaushalten mit Kindern beträgt 83,3 %, d.h. Frauen übernehmen täglich fast doppelt so viel Care-Arbeit wie Männer. Am deutlichsten zeigt sich der Gender Care Gap bei der direkten Care-Arbeit, die nicht aufgeschoben werden kann: Hier sind Mütter zeitlich sogar mehr als doppelt so intensiv in die alltägliche Kinderbetreuung, aber auch in die Unterstützung von erwachsenen Haushaltsmitgliedern involviert wie Väter (110,4 %).

Während sich kinderlose Paare die bezahlte und unbezahlte Arbeit weitgehend fair teilen, kommt es im Übergang zur Elternschaft über alle Bildungsgruppen hinweg zu einer Retraditionalisierung von klassischen Geschlechterrollenmustern. Obwohl sich 60 % der Eltern mit kleinen Kindern eine in etwa paritätische Aufteilung zwischen Erwerbsarbeit und Care-Arbeit wünschen, investieren Väter nach der Geburt ihrer Kinder etwa die Hälfte ihrer Gesamtarbeitszeit in Erwerbsarbeit und die andere Hälfte in unbezahlte Care-Arbeit. Junge Mütter wenden demgegenüber durchschnittlich 51 Stunden pro Woche für Hausarbeit und Kinderbetreuung und lediglich 12 Stunden für bezahlte Erwerbsarbeit auf. Aber auch in ihrem weiteren Lebensverlauf leisten Frauen deutlich mehr unbezahlte Arbeit, bspw. im Bereich der Betreuung und Pflege. Von den 2,63 Millionen pflegebedürftigen Menschen im Jahr 2013 wurden 71 % zuhause gepflegt, wobei der überwiegende Anteil der Pflegenden wiederum Frauen sind.

Das bedeutet, dass sie aufgrund der im eigenen Privathaushalt oder in dem ihrer Angehörigen übernommenen unbezahlten Arbeit weniger Zeit in ihre Erwerbsarbeit und in ihre berufliche Karriere investieren können. Hinzu kommt, dass Frauen deutlich häufiger in den sogenannten Care-Berufen arbeiten, die wiederum schlechter bezahlt werden als männlich konnotierte Berufe. Beides geht mit entsprechenden Folgen für die eingangs genannten Gender Gaps einher und bedeutet in der Konsequenz für Frauen, über weniger Einkommen im Lebensverlauf und in der Folge über geringere Renten zu verfügen. Um auf diese gravierenden Dimensionen von Geschlechterungleichheit aufmerksam zu machen, wurde 2017 der Equal Care Day ins Leben gerufen. Der 29. Februar erschien den Initiator*innen das passende Datum zu sein, um darauf aufmerksam zu machen, dass Frauen in Deutschland im privaten und im beruflichen Bereich 80 % der Care-Arbeit leisten. Der Schalttag deshalb, weil Männer viermal so lange brauchen, um auf dasselbe Fürsorgevolumen zu kommen wie Frauen.

Die Nachteile der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungsmuster in Gestalt des männlichen Ernährersmodells (Mann Vollzeit, Frau Hausfrau) und des in Deutschland inzwischen verbreiteten weiblichen Zuverdienermodells (Mann Vollzeit, Frau Minijob bzw. kleine Teilzeit) werden im Übergang zu einer wissensbasierten Dienstleistungsgesellschaft Anfang des 21. Jahrhunderts immer offensichtlicher. Zusätzlich setzt sich eine Geringschätzung der privat geleisteten Haus- und Sorgearbeit in vielen weiblich konnotierten Care-Berufen fort, die als Helferinnen- und Zuverdienerinnenjobs konzipiert und folglich auch bei Vollzeit größtenteils nicht existenzsichernd sind. Diese Entwicklung führt insbesondere bei gut ausgebildeten Frauen und Männern seit Jahren zu einer Abwahl familialer Haushalts- und Lebensformen oder zu einem erheblichen Verlust von Bildungsinvestitionen als Folge bestehender steuerpolitischer Fehlanreize (Stichwort: Ehegattensplitting), aber auch zur Absenkung des Erwerbsarbeitsvolumens eines Partners (in der Regel der Mutter) nach der Geburt eines Kindes in einer ehelichen Gemeinschaft. Das führt zu vergleichsweise niedrigen Wohlstandspositionen bzw. Armutslagen von geschiedenen und alleinerziehenden Frauen und letztlich zum Rückgang von gesellschaftlichen Solidaritätspotentialen insgesamt. Diese Entwicklung schwächt nicht nur den Generationenzusammenhang, sondern mittelfristig auch die globale Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands infolge eines schwindenden gesellschaftlichen Humanvermögens als der wesentlichen Ressource einer vitalen Volkswirtschaft.

Mit dem Ziel, mehr Zeitsouveränität für diejenigen zu ermöglichen, die Sorgeverantwortung für Kinder und unterstützungsbedürftige Angehörige oder Nachbarn übernehmen, hat die Sachverständigenkommission für den Zweiten Gleichstellungsbericht deshalb eine neue Variante vorgeschlagen und verwendet dafür den Begriff „Erwerb-und-Sorge-Modell“ (engl.: *dual earner dual carer model*). Viele junge Frauen und Männer erwarten heute, dass sie sich nicht nur gleichberechtigt im Berufsleben einbringen können, sondern auch, dass der Beruf das Private nicht vollständig dominiert. Frauen streben eine berufliche Perspektive in unterschiedlichen Branchen unter Einschluss von Führungspositionen an und viele Väter wollen heute Sorgearbeit übernehmen, ohne stereotypisierender Abwehr zu begegnen. Weder Mütter noch Väter wollen in ökonomische Sackgassen geraten. Dafür sind konsistente Rahmenbedingungen zu schaffen, die es Menschen ermöglichen, gleichberechtigt an der Erwerbsarbeit teilzuhaben, ohne dafür auf private Sorgearbeit verzichten zu müssen. Das Erwerb-und-Sorge-Modell heißt auch: Die nachweislich bestehenden Probleme der Aufteilung von Erwerbs- und Sorgearbeit sind keine Privatangelegenheit, die von den Einzelnen „irgendwie“ bewältigt werden müssen. Stattdessen gilt es, Rahmenbedingungen herzustellen, die es ermöglichen, ein Erwerb-und-Sorge-Modell ohne Überforderung leben zu können, und zwar unabhängig vom Geschlecht. Die Umsetzung des Erwerb- und Sorge-Modells setzt eine

verlässliche, alltagsunterstützende Infrastruktur mit qualifizierten Beschäftigten in den Berufen der Sozialen Arbeit, der Hausarbeit, Gesundheit, Pflege und der Kinderbetreuung und Erziehung voraus. Aus diesem Grund hat die Sachverständigenkommission die Aufwertung dieser Sorgeberufe ins Zentrum ihrer Handlungsempfehlungen gestellt (BMFSFJ 2017). Andere Konzepte orientieren auf eine 32-Stunden-Woche als neue Vollzeit (Jutta Allmendinger, Präsidentin des Wissenschaftszentrums in Berlin), die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di erarbeitete 2015 das Konzept „Kurze Vollzeit als Chance für alle – mehr Zeit für mich“ (ver.di 2015). Einen weiteren Meilenstein hat 2018 die IG Metall Baden-Württemberg mit der Eröffnung der Möglichkeit für die Mitarbeiter*innen gelegt, die Vollzeitarbeit für 2 Jahre auf 28 Stunden zu verkürzen. (Allerdings konnte noch kein Lohnausgleich durchgesetzt werden.)

Solche Initiativen befördern die öffentliche Diskussion über gleichstellungsorientierte Konzepte einer gesellschaftlichen Neuorganisation der Care-Arbeit jenseits der klassischen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung: Zum einen braucht es Zeitsequenzen im Lebensverlauf, in denen Frauen ebenso wie Männer mit Sorgeverantwortung gegenüber Kindern und hilfebedürftigen Angehörigen diese Tätigkeiten selbst übernehmen können, in denen sie aber auch über mehr Zeitsouveränität für Weiterbildung und ihre persönliche Regeneration verfügen, ohne sich deswegen berufliche Nachteile einzuhandeln. Zum anderen signalisieren viele Studien erhebliche Entlastungsbedarfe, die durch den umfassenden Ausbau von externen haushalts- und personenbezogenen Dienstleistungen – jenseits von Schwarzarbeit und Minijob – gedeckt werden müssen, damit Mütter und Väter den komplexen Alltag zwischen Beruf und Familie souverän und ohne Überforderung bewältigen können.

Die große Herausforderung für die bundesdeutsche Gesellschaft besteht in den nächsten Jahren folglich darin, eine tiefgreifende Neubewertung und -organisation sämtlicher gesellschaftlich notwendigen Arbeitsformen bei gleichzeitiger Verkürzung der Erwerbsarbeitszeit (zumindest in bestimmten Lebensphasen) vorzunehmen und durch eine dementsprechende Konsistenz in der Rechtsprechung und in unterschiedlichen Politikfeldern abzustützen. Lebenslauftheoretisch betrachtet geht es um die überfällige Auflösung der historisch qua Geschlecht getrennten Lebenswege und um eine Neujustierung sämtlicher Lebenslauf begleitender Institutionen, sodass die Verknüpfung von Bildungs-, Erwerbs- und generativer Sorgearbeit als biografisches Grundmuster einer Person – und zwar unabhängig von ihrem Geschlecht – in unterschiedlichen Haushaltsformen und mit flexiblen Übergängen existenzsichernd gelebt werden kann. Diese Gestaltungsaufgabe wird vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung Deutschlands hin zu einer alternden Gesellschaft besonders dringlich und würde in Zeiten des Fachkräftemangels zudem

die derzeit brach liegenden Talente und Qualifikationspotentiale der weiblichen Hälfte der Bevölkerung zur Entfaltung bringen (Meier-Gräwe 2015b).

Uta Meier-Gräwe

LITERATUR

- Bourdieu, P. (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, R. (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt, Sonderband 2). Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- BMFSFJ (= Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (2017): Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten. Zweiter Gleichstellungsbericht. Berlin.
- Klünder, N. (2016): Differenzierte Ermittlung des Gender Care Gap auf Basis der repräsentativen Zeitverwendungsdaten 2012/13. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung. Berlin.
- Meier-Gräwe, U. (2015a): Die Arbeit des Alltags – Warum wir sie gesellschaftlich neu organisieren und geschlechtergerecht verteilen müssen. In: Meier-Gräwe, U. (Hg.): Die Arbeit des Alltags. Gesellschaftliche Organisation und Umverteilung. Wiesbaden: Springer VS, S. 1-36.
- Meier-Gräwe, U. (2015b): „Sich über Arbeit neu vertragen...“ – Warum setzt die Geschlechtergleichstellung eine angemessene Neujustierung aller lebenslaufbegleitenden Institutionen voraus? In: Masuch, P./Spellbrink, W./Becker, U./Leibfried, S. (Hg.): Grundlagen und Herausforderungen des Sozialstaats, Bundessozialgericht und Sozialstaatsforschung. Berlin: Schmidt, S. 549-577.
- Schwarz, N./Schwahn, F. (2016): Entwicklung der unbezahlten Arbeit privater Haushalte. Bewertung und Vergleich mit gesamtwirtschaftlichen Größen. In: WISTA – Wirtschaft und Statistik, Heft 2, S. 35-51.
- Statistisches Bundesamt (2017) (Hg.): Wie die Zeit vergeht. Analysen zur Zeitverwendung in Deutschland. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitverwendungserhebung 2012/13 am 5./6. Oktober 2016 in Wiesbaden. URL: https://www.de-statis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Zeitverwendung/_inhalt.html; jsessionid=F18C4A36B95B324EEB327523871F1AAA.internet742#sprg233616 [21.06.2019].
- Ver.di (Hg.) (2015): Mehr Zeit für mich. Impulse für eine neue Arbeitszeitpolitische Debatte. Berlin. URL: <https://www.verdi.de/wegweiser/tarifpolitik/themen/arbeitszeit-debatte/++co++b854dc30-5c61-11e5-b77c-5254008a33df> [21.06.2019]

Reisen

In unserem Leben in der westlichen Gesellschaft sind Urlaubsreisen mittlerweile weitgehend selbstverständlich geworden. In vielen westeuropäischen Ländern sind es bereits mehr als 60 % der Bevölkerung, die jährlich mindestens fünf Tage verreisen (vgl. Reinhardt 2019). Die Reismotive, Urlaubsbedürfnisse und das touristische Verhalten unterliegen im Lebensverlauf jedoch einem deutlichen Wandel. Dies ist durch erweiterte Möglichkeitsspielräume der Reisebiografie und Reise-sozialisation, durch Restriktionen bestimmter Lebensumstände und durch Werteprioritäten, die sich im Zuge des Lebens ausbilden, zu begründen. Es zeigt sich, dass sowohl individuelle Faktoren (z.B. Werte, Bedürfnislagen, Zeitressourcen und Wünsche nach veränderten Zeitrhythmen, aber auch gesundheitsbezogene Faktoren), als auch kontextuelle Bedingungen (z.B. finanzielle Ressourcen und soziale Lebensumstände) und gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen das Reisen im Lebensverlauf beeinflussen. Aus diesem Zusammenspiel ergibt sich, dass sich das Reiseverhalten innerhalb und zwischen Milieus zunehmend ausdifferenziert, und dass Personen zunehmend flexibel unterschiedlichen Reiseformen nachgehen.

Dennoch bleiben gewisse Tendenzen spezifischer Reiestile nach Alter und Familienzyklus bestehen. Wenn Eltern mit ihren Kindern reisen, geben sie dem Nachwuchs wesentliche Mosaiksteine des späteren Reiseverhaltens mit. Mögliche Prägungen in diesem für die Kinder meist unbewusst ablaufenden Reisesozialisationsprozess sind bspw. die in der Familie hauptsächlich gewählte Reiseform (individuell vs. pauschal), die primär bereisten Destinationen (Nah- vs. Fernziele) und die überwiegend praktizierten Reiseformen (z.B. Bade- und Erholungsreisen, Bildungs- und Städtereisen, Sport- und Abenteuerreisen etc.). Diese Prägungen gewinnen jedoch wohl erst zeitverzögert an Einfluss, weil junge Familien mit kleineren Kindern eher einen geringeren Aktionsradius bei Reisen aufweisen, tendenziell eher Appartements als Unterkünfte wählen, zu Erholungs- und Strandaufhalten tendieren und insgesamt eine geringere Reiseintensität vorliegt (vgl. Mundt 2013: 65ff.).

Wenn Jugendliche dann zu jungen Erwachsenen heranreifen, beginnen sie, das Reisen für sich selbst zu entdecken und emanzipieren sich möglicherweise stärker

von den Urlaubsstilen der Eltern. Basierend auf der bereits erzielten Reiseerfahrung folgt eine verstärkte Experimentierphase, weil das Reisen sicherlich als eine wesentliche Quelle der Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung im jungen Erwachsenenalter fungiert. So formuliert Grefe (1998) trefflich in seiner philosophischen Abhandlung: „Wir werden das Reisen fortsetzen, wie eine Sucht, Sehn-Sucht: das Immer wieder los müssen und immer weiter weg wollen“ (ebd.: 15). Nicht das Ziel der Reise steht im Vordergrund, sondern das Reisen selbst, das unseren Horizont in alternativen Welten erweitert.

Studierende und junge Erwachsene, die mit ihren Reisetilen stark experimentieren, galten in den letzten Jahrzehnten als Prototyp der Alternativreisenden. Diese begreifen sich oft als die besseren, emanzipierten Tourist*innen und streben häufig eine eingehendere kultur- und umweltverträgliche Annäherung an ferne Zielgebiete an (vgl. Aschauer/Schinwald 2010). Die anfängliche Euphorie gegenüber den von Cohen (1973) definierten „Driftern“ und „Exploern“ als Gegenbewegung zum institutionalisierten Massentourismus ist mittlerweile in eine neutralere Betrachtung übergegangen. Sowohl die Wahrnehmung als auch das Verfügen über hohe Zeitressourcen sind wesentliche Charakteristika dieser Reiseform. Tatsächlich ist das Backpacking zu einer etablierten und kommerzialisierten Reiseform geworden, der Rucksacktourismus nimmt unbestritten eine Vorreiterrolle zum Massentourismus ein und Alternativreisende bleiben auch vielfach stärker unter sich, ohne der ortsansässigen Kultur mit größtmöglicher Offenheit zu begegnen (vgl. Spreizhofer 1997: 102). Zusätzlich scheint der Alternativtourismus in Zeiten von Instagram, Blogging und neuen Unterkunftstypen an Bedeutung zu verlieren, weil junge Erwachsene eher im Soft-Modus alternativ reisen und vielfach neue individualtouristische Formen (z.B. Städtereisen via Airbnb) wählen. Dennoch stellt das post-adoleszente Leben oft noch ein wesentliches Zeitfenster dar, in dem durch individuelles Austesten die eigene Verortung in der Gesellschaft erprobt wird. Je unbekannter die neue Umgebung, desto größer ist der psychische Aufwand, sich in der Fremde zurechtzufinden, wodurch insbesondere am Anfang der Reise eine Dehnung der wahrgenommenen Zeit eintritt, weil man von Alltagsroutinen losgelöst ist. Mit dieser Unstrukturiertheit in derartigen Situationen umzugehen, ermöglicht Selbsterkenntnis, und sich in fremden Lebenszusammenhängen zurechtzufinden wird als horizontweiternd erlebt.

Der Einfluss von Instagram und die Flut an Reiseblogs im Internet zeigen, dass es nach wie vor gelingt, Tourist*innen mit Mythen vom Zauber der Ferne, von der Exotik ansässiger Kulturen und von unvergleichlichen Naturerfahrungen zu überzeugen. Durch Kontrasterlebnisse auf Reisen versucht das Individuum Abstand und eine andere Sichtweise auf den Alltag zu bekommen. Darüber hinaus haben Fernreisen den Nebeneffekt, dass sie als prestigeträchtig gelten: Man kann Nachbarn und

Freunden von faszinierenden Erfahrungen berichten, alternative Lebenswelten fremder Kulturen präsentieren und mittels Fotografien und Filmen klischeehafte Vorstellungen nachzeichnen und bestätigen.

Die Regel „Je weiter und teurer, desto mehr Sozialprestige“ existiert längst nicht mehr, es zählen primär ausgefallene Reisen, wobei es selbst für erfahrene Reisende immer schwieriger wird, sich von der Masse abzugrenzen. Eine Variante besteht darin, sich wenig frequentierten Orten zuzuwenden, wo entweder Abenteurer (in unerschlossenen Gebieten) oder Qualitätstouristen (in limitierten Gebieten) ihre Wurzeln schlagen. Gerade auf Reisen versucht man also, den eigenen Lebensstil exzessiv nach außen zu tragen und strebt nach Prestige, das sich in einer Bewertung der Destinationen nach dem Kriterium der Exklusivität widerspiegelt. Die öffentliche Zurschaustellung der eigenen Weltanschauungen und des eigenen Lebens- und Urlaubsstils zeigen den Hunger nach ausgefallenen Erlebnissen, das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und die große Angst, in der aktuellen Wettbewerbsgesellschaft übersehen zu werden und unterzugehen. Nicht zuletzt deshalb erleben wir das rasante Wachstum neuer Bühnen der Selbstdarstellung (z.B. Facebook, Instagram) und die nahezu lückenlose textliche, bildliche und filmische Nacherzählung, Speicherung und Veröffentlichung des eigenen Lebens durch Smartphones, Tablets, Digitalkameras und Internetblogs. Es lässt sich also eine Renaissance des *Geltungsbedürfnisses* durch Reisen annehmen. Der Tourismus kann in diesem Kontext als Erlebnisindustrie betrachtet werden, die in vielerlei Hinsicht Kontrasterfahrungen für das gesättigte Selbst verspricht. In der gegenwärtigen Event-, Erlebnis- und Reisekultur streben viele nach einer unerschöpflichen Zahl an sensations, um sich gerade in der Freizeit optimal entfalten und körperlich spüren zu können.

Auf Reisen besteht die Chance, nicht nur die strengen Zeitrhythmen des Berufsalltags zu durchbrechen, sondern jene Erlebnisse mit tiefgreifenden Erfahrungen anzustreben, die uns prägen, da sie sich mit unserer Biografie verbinden, die uns berühren und verändern, und die uns offenlegen, wer wir wirklich sind. Somit kann durchaus auch von einer größer werdenden Gruppe an informierten Reisenden ausgegangen werden, die bewusst und langfristig Reiseziele auswählen, informiert den Urlaub antreten, ethisch verantwortungsvoll zu reisen versuchen und mit wertvollen Kultur- und Naturerfahrungen im Gepäck in den Alltag zurückkehren.

Irgendwann und mit zunehmender Reiseerfahrung hat sich dann der prädestinierte Reisestil ausgebildet. Viele Studien, die sich mit touristischen Prognosen befassen (z.B. Lohmann/Danielsson 2001), konnten zeigen, dass eine Generation – spätestens, wenn das 45. Lebensjahr überschritten ist – weitgehend ihren Reisestil beibehält. Im Zeitalter des Individualismus und Pluralismus bleibt der Reisemarkt jedoch hoch segmentiert und auf die variablen Bedürfnisse der verschiedenen Urlaubstypen zugeschnitten.

Gerade im Erwachsenenalter erscheint es im Zuge der beschleunigten Moderne (Rosa 2005) und im Kontext der individualistischen Leistungsgesellschaft schwierig, das Leben jenseits von ökonomischen Notwendigkeiten und Karrieredruck nach Eigeninteressen zu gestalten. Der Wunsch nach einer autonomen Lebensgestaltung fern von Verpflichtungen wird deshalb häufig nur in der beschränkten Freizeit und auf Reisen entsprechend ausgelebt. Reisen sind also in vielerlei Hinsicht *Zeitinseln*, um mit der Welt in ein intensiveres Austauschverhältnis zu treten. Die meist rigiden Zeitvorgaben im Alltag, im Berufsleben, in der Haushaltsführung und Kindererziehung weichen im Urlaub einer größeren Zeitsouveränität.

Das Reisen, das in der Regel mit neuen Eindrücken, Wahrnehmungen und Herausforderungen verknüpft ist, bringt mit sich, dass das Zeiterleben besonders zu Beginn verlangsamt und das Zeitempfinden verlängert wird. Darin könnte auch ein besonderer Reiz des Reisens im Alter liegen. Denn je älter man wird, desto schneller vergeht in der subjektiven Wahrnehmung die Zeit. Durch Reisen lässt sich der Anteil neuer Reize durch alternative Erfahrungen steigern und das verfügbare Zeitpensum wird positiv aufgeladen. Dies kommt dem aktuellen gesellschaftlichen Trend des aktiven Alterns entgegen, wodurch das Reisen insbesondere von Senior*innen neu entdeckt wird und eine Renaissance erfährt. Gerade jene, die in der Nachkriegszeit und in den Zeiten des Wirtschaftswunders sozialisiert wurden, werden auch im höheren Alter an Selbstverwirklichung und Kreativität orientiert sein und für die Ferne, für interkulturelle Kontakte und für vielseitige Kultur- und Naturangebote aufgeschlossen sein (vgl. Semmelroth 2000: 274).

Insbesondere der Eintritt in den Ruhestand stellt für manche einen biografischen Bruch dar, der für die Erfüllung lang ersehnter Lebens- und Reiseträume prädestiniert ist, auch weil sich gesundheitliche Einschränkungen im Zuge der hohen Lebenserwartung im Westen in der Regel erst später einstellen. In den letzten Jahren scheint deshalb die Reiselust der Senior*innen ungebrochen und nimmt auch konstant über die Jahre zu (vgl. Reinhardt 2019: 9). Reisen für ältere Menschen werden folglich zu einem immer wichtigeren Wirtschaftsfaktor und bedürfen spezifischer Analysen, denn für die Zukunft ist weiterhin eine steigende Bedeutung des Senientourismus zu erwarten. Während Strand- und Badeurlaube an Bedeutung zurückgehen, sind Familien- und Besuchsreisen weitgehend konstant, Kultur-, Rund- und Studienreisen gewinnen an Bedeutung. Die Reisen werden zwar insgesamt kürzer, aber dafür wird im Alter öfter verreist. Erkennbar ist des Weiteren, dass sich mit zunehmendem Alter der Aktionsradius wieder einschränkt. Fernreisen gehen in ihrer Bedeutung zurück, Nahziele und vertraute Destinationen werden wieder attraktiver. Naturgemäß ändert sich auch die Mobilität, die dominanten Anreismittel wie Auto und Flugzeug werden seltener genutzt, während insbesondere der Bus an Zuspruch gewinnt. So ist etwa die Mehrheit der Busreisenden über 70 Jahre

alt (vgl. Mundt 2013: 569). Zu berücksichtigen sind auch die dynamischen Entwicklungen in der Kreuzfahrtbranche, weil auch das Kreuzfahrtschiff – insbesondere bei älteren Reisenden – eine ungebrochen hohe Beliebtheit aufweist (z.B. Wolf/Mozuni 2017). Insgesamt ist somit zu sehen, dass sich auch der Senientourismus deutlich ausdifferenzieren wird. Der wachsenden Gruppe der mobilen Älteren wird eine zugleich steigende Gruppe an Hochbetagten gegenüberstehen, die häufig ohne Partner*in auskommen muss, geringere finanzielle Ressourcen aufweist und durch gesundheitliche Einschränkungen mit Mobilitätsdefiziten zu kämpfen hat. Insofern sind auch neue Forschungsfelder des barrierefreien Tourismus auszubauen, um auch für die weniger Mobilen und ärmeren Rentner*innen spezifische Angebote zu schaffen.

Die Faszination des Reisens über die gesamte Lebensspanne muss jedoch auch im Blickwinkel der Nachhaltigkeitsdebatte hinterfragt werden. Schließlich bedingt die ungebrochene Strahlkraft des Reisens, dass in vielen Destinationen die Kapazitätsgrenzen bereits erreicht sind und das Phänomen des Overtourism an Brisanz gewinnt. Die Gier nach unverfälschten Erfahrungen im Tourismus ist deshalb auch in gewisser Weise eine Fiktion, eine heile Welt zu erleben, die schon längst touristisch erschlossen ist. Mit dieser Widersprüchlichkeit im touristischen Verhalten – nach Muße zu streben, Zeiteinseln positiv aufzuladen und das Ursprüngliche zu suchen und gleichsam nur bedingt einen nachhaltigen Konsumstil und eine verantwortungsvolle Reiseethik zu pflegen – müssen viele Tourist*innen in der heutigen Zeit leben.

Wolfgang Aschauer & Reinhard Bachleitner

LITERATUR

- Aschauer, W./Schinwald, S. (2010): Zur Pluralisierung und Polarisierung studentischer Lebensentwürfe und Reiseformen. In: Egger, R./Herdin, T. (Hg.): *Tourismus im Spannungsfeld der Polaritäten*. Wien: LIT, S. 55-85.
- Cohen, E. (1973): Nomads from Affluence: Note on the Phenomenon of Drifter-Tourism. In: *International Journal of Comparative Sociology*, Jg. 14, Heft 1-2, S. 89-103.
- Grefe, C. (1998): *Reisen*. München: dtv.
- Lohmann, M./Danielsson, J. (2001): Predicting Travel Patterns of Senior Citizens; How the past may provide a key to the future. In: *Journal of Vacation Marketing*, Jg. 7, Heft 4, S. 357-366.
- Mundt, J. (2013): *Tourismus* (4. Auflage). München: Oldenbourg.

- Reinhardt, U. (2019): Tourismusanalyse 2019. URL: http://www.tourismusanalyse.de/fileadmin/user_upload/tourismusanalyse/2019/Stiftung-fuer-Zukunftsfragen-Tourismusanalyse-2019.pdf [28.04.2019].
- Rosa, H. (2005): Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Semmelroth, B. (2000): Lernen/Bildung auf Reisen. In: Becker, S./Veelken, L./Wallraven, K. P. (Hg.): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen: Leske + Budrich, S. 271-278.
- Spreitzhofer, G. (1997): Tourismus Dritte Welt – Brennpunkt Südostasien. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Wolf, A./Mozuni, M. (2017): Cruise Industry 2030 – Produkt- und Marktentwicklung sowie laterale Diversifikation. In: Zeitschrift für Tourismuswissenschaft, Jg. 9, Heft 2, S. 305-324.

Rituale

Rituale haben ihre Zeit: Rituale besitzen als symbolische Praktiken und als darstellendes Verhalten eine bestimmte Zeitdauer, der Vollzug lebens- und jahreszyklischer Übergangsrituale ist an bestimmte Zeiten gebunden und Rituale können sich wandeln, wenn sich Formen und Symbole der rituellen Aufführung oder ihre Bedeutung verändern. Während längere Zeit ein allgemeiner Bedeutungsverlust von Ritualen konstatiert wurde, überwiegt inzwischen die These vom Bedeutungswandel. Auch wenn in jüngster Zeit erneut ein Verschwinden der Rituale in postmodernen Gesellschaften beklagt wird, lässt sich darauf verweisen, dass Rituale revitalisiert, neu erfunden und importiert werden können wie bspw. das Public Viewing und Scheidungsfeiern oder Halloween und Junggesell*innenabschiede. Hinzu treten im Zeitalter digitaler Globalisierung neue Chancen und Risiken, die mit in virtuellen Räumen vollzogenen Ritualen, mit massentouristisch organisierter Publikumspräsenz, mit potentiell permanenter Beobachtung mittels digitalisierter Massenmedien bei gleichzeitiger kulturellräumlicher Distanz oder mit instagramtauglichen Präsentations- und Überbietungsregeln einhergehen.

Rituale sind magische Handlungen; sie erzeugen ein Verbundensein durch gemeinsame Symbole, wobei „das Interesse an der Wirksamkeit magischer Handlungen mit der Stärke der sozialen Bindungen variiert“ (Douglas 1986: 32). Dabei unterlagen Rituale noch bis zu Beginn der 1990er Jahre als Ausdruck religiös geprägten Aberglaubens, als Massenveranstaltungen totalitärer Systeme, als szenische Arrangements von Zwangsorganisationen wie bspw. der Schule oder als sinnentleerte und konformistische Kommunikationsformen einem generellen Ideologieverdacht. Dies hat sich nicht nur abgeschwächt und Rituale haben im sozialen Leben ebenso wie in der Forschung eine Renaissance erlebt, sondern das Pendel ist seither in die Gegenrichtung umgeschlagen. Rituale gelten inzwischen überwiegend als geeignete und bisweilen auch therapeutisch einsetzbare Heilmittel, mit denen die Ungeheuer der Postmoderne, wie soziale Desorientierung und die Unberechenbarkeit von Lebensentwürfen sowie Identitätsverlust und Bindungslosigkeit, die mit gesteigerten Mobilitäts- und Flexibilitätszwängen einhergehen, gebannt werden

können. Dabei stellt sich die Frage, inwiefern die neoliberale Fetischisierung von Performance-Anforderungen hinsichtlich eines individuellen wie organisationalen Selbstdarstellungszwangs nicht zu einer zugleich zweckgebundenen und übersteigerten Eventisierung ritueller Aufführungen beiträgt, die deren Wirksamkeit beeinträchtigt und deren Lebensdauer begrenzt. Darüber hinaus setzt sich im Zuge der finanzkapitalgeprägten Globalisierung und der damit verbundenen ökonomischen Kodifizierung und ihren ökologischen Folgen die Sorge um einen Ritualverlust als Teil des immateriellen Weltkulturerbes fort

Die Perspektiven auf Rituale und die damit verbundenen Begrifflichkeiten sind so vielfältig wie die untersuchten sozialen Phänomene selbst. Begrenzt man sie nicht auf die Merkmale der Wiederholbarkeit, Regelmäßigkeit und Gerichtetheit, lassen sich Rituale als symbolische Inszenierungen und Aufführungen verstehen. Rituale Aufführungen sind Handlungskomplexe, die einem besonderen Aufwand unterliegen und sich durch sichtbare Vorbereitungen vom alltäglichen Handlungsfluss abheben (vgl. Soeffner 1992). Der Inszenierungscharakter von Ritualen zeigt sich in Festlegungen hinsichtlich der Handlungsmuster und ihres Ablaufs, die einen begrenzten Handlungsspielraum gewähren. Mit der Betonung des Inszenierungscharakters und der Kennzeichnung als darstellendes Verhalten lassen sich Rituale von bloßen Regeln, Routinen und Gewohnheiten unterscheiden und dennoch lässt sich ein breites Spektrum von Fest- und Alltags- sowie Makro- und Mikroritualen auffächern.

Rituale gelten der Ritualforschung zunächst als symbolische Mittel, die sozialen Gruppen Stabilität und Sicherheit verleihen und kulturelle Tradierung leisten. Sie tragen zur Bewältigung von Krisen und zur Bildung von Gemeinschaften bei, indem sie Sinn- und Identitätsstiftung hinsichtlich höherer, überpersonaler, als legitim anerkannter Werte, Normen und Wesen bewirken. Deren Existenz wird durch die rituelle Aufführung Evidenz verliehen. Rituale sind daher Ausdruck eines Glaubens, erschöpfen sich jedoch nicht in ihrer Repräsentationsfunktion. Dabei liegt die Funktions- und Wirkungsweise bzw. die Logik von Ritualen mehr oder weniger neben der reflexiven Spur der Sprache. Dies liegt in der Materialität, der Sinnlichkeit, der Emotionalität sowie der körperlichen Kodierung des rituellen Handlungsvollzugs begründet.

Die einzelnen Episoden der rituellen Aufführungen arbeiten mit und an den Körpern der rituellen Akteure. Dies betrifft die Hauptakteure der rituellen Aufführung ebenso wie das Publikum und die Meister der rituellen Inszenierung. Die rituellen Autoritäten haben sich selbst an die Etikette, den Code der Kleidung und Gesten sowie die Abfolge der Handlungsmuster zu halten. Daran ist ihre Anerkennung als Repräsentant*innen einer Institution oder sozialen Gruppe gebunden. Diese Anerkennung basiert auf dem kollektiven Glauben der Akteure an die Macht

der symbolischen Aufführung, der wiederum in den Dispositionen ihres Habitus verbürgt ist. Insofern basiert die Wirkung von Ritualen auf sozialer Magie, die wie jede magische Handlung versucht, die bereits geleistete Arbeit – hier die Erziehungsarbeit als Arbeit an der Inkorporierung habitueller Dispositionen zur Anerkennung – nicht wiederholen zu müssen, und dadurch den Glauben der Akteure an die im Ritual eingesetzten Grenzziehungen und Identitätszuweisungen sichert: „Gepredigt wird nur bereits Bekehrten“ (Bourdieu 1990: 92). Zum ambivalenten Charakter von Ritualen gehört jedoch, dass neben diesen herrschaftssichernden Aspekt ihr spielerischer und ein zumindest potentiell subversiv-performativer Charakter tritt. Die gegenwärtige Ritualforschung fokussiert die lange unterschätzten dynamischen und innovativen Elemente von Ritualen.

Rituale sind konstitutive Elemente des sozialen Lebens, sie strukturieren unseren Alltag, gestalten unseren Lebenslauf und rahmen unsere Lebenszeit. Geburt und Tod werden traditionell durch Rituale bewältigt, wobei die Entwicklung menschlicher Kultur stark an (kulturspezifische) Ahnen- und Totenkulte gebunden ist. Darüber hinaus werden individuelle Lebensverläufe sowohl in Face-to-Face-Gemeinschaften als auch in hochdifferenzierten Kulturen durch Statuspassagen (vgl. van Gennep 1999) rituell gestaltet, die in modernen Gesellschaften vor allem durch Bildungsverläufe und das Berufsleben bestimmt sind wie bspw. das Ritual der Freisprechung, das insbesondere im Hotel- und Gaststättengewerbe nach wie vor zelebriert wird. Auch das in arbeitsteiligen und differenzierten Gesellschaften vom öffentlichen getrennten Privatleben kennt Statuspassagen, wobei die trotz aller Krisendiskurse nach wie vor vitale Lebensform der Familie hier als bestimmend gelten kann.

Das Spektrum familialer Rituale reicht von (a) institutionell-konstitutiven Ritualen wie Hochzeits- und inzwischen auch Scheidungsfeiern, der vorgeburtlichen Babyshower, Geburts- und Trauerfeiern, über (b) lebenszyklische Rituale wie Feste zu Geburts- und Namenstagen sowie besonderen Jubiläen, (c) jahreszyklische Rituale wie das Weihnachtsfest bis hin zu (d) gemeinschafts-konstitutiven Alltagsritualen wie der gemeinsamen Familienmahlzeit oder dem abendlichen Vorlesen. Eingeschlossen in dieses Spektrum sind Mischformen, weil die Familie sowohl Sozialisationsinstanz als auch -kontext bzw. Institution und Gemeinschaft ist. Während den institutionell-konstitutiven und lebenszyklischen Ritualen sehr eindeutig lebensprägende und lebenslaufbestimmende Wirkungen zukommen, lassen sich diese aus den jahreszyklischen Familienfeiern und gemeinschaftsbildenden Alltagsritualen zwar vermuten, jedoch nicht direkt ableiten. Inwiefern diese über mehrere Lebensphasen aufrechterhalten, ganz oder nur zwischenzeitlich fallen gelassen oder in ähnlicher Weise wieder aufgegriffen und damit stilprägend für die nächste Familiengeneration sind, ist nach wie vor ein Forschungsdesiderat.

Außerhalb verwandtschaftlicher Beziehungen weisen auch persönliche Nahbeziehungen wie Freundschaften, Jugendcliquen, Nachbarschaften und Szenen Rituale auf. Schließlich kennen öffentliche Institutionen und Organisationen ihre Rituale ebenso wie kriminelle Vereinigungen, in denen vor allem Aufnahme-, Straf- und Racherituale als Beweis und Sicherung absoluter und lebenslanger Loyalität bedeutsam sind (vgl. Candida 2018). Hinsichtlich von Lebensverläufen wirken religiöse Rituale organisierend und strukturierend, die häufig mit familialen Ritualen verbunden sind. Politische Rituale zu wiederkehrenden Jahrestagen wie dem Mauerfall, der Deutschen Einheit oder der Befreiung von Konzentrations- und Vernichtungslagern können ebenso wie Widerstandsrituale politischer und sozialer Bewegungen sowohl in bestimmten Lebensphasen als auch phasenübergreifend sinn- und identitätsstiftend wirken. Dabei können sie (soziologische) Generationen verbinden oder einzelne Generationen prägen und Ausdruck von Generationskonflikten sein. Darüber hinaus existieren regionalspezifische Rituale mit lokalen Besonderheiten wie bspw. der Kölner Straßenkarneval, der als kollektives Übergangsritual (vgl. Ulrich 2009) generations- und lebensphasenübergreifend ebenfalls Sinn und Identität stiftet und auf diese Weise sozial integrativ und kulturtragend wirkt.

Für die Frage nach der gesellschaftlichen Organisation von Sozialisationsprozessen, dem Rhythmus von Lebensläufen und dem Erleben gesellschaftlicher Zeitordnungen sind die bereits erwähnten Statuspassagen von besonderem Interesse. Viele Rituale beziehen sich auf individuelle wie kollektive Übergangssituationen und weisen häufig selbst die Verlaufsform eines Übergangs auf. Statuspassagen gehören zu solchen Übergangsritualen, die sich nach Arnold van Gennep (1999) in die Ablösungs- bzw. Trennungsphase, die Phase des Schwellenzustandes bzw. der Liminalität sowie der Angliederungs- bzw. Inkorporationsphase gliedern. Je nach Anlass existiert ein großer Variantenreichtum in der zeitlichen Dauer und dem Grad der Ausgestaltung der einzelnen Phasen. Deshalb lassen sich Beerdigungen auch als Trennungsriten, Hochzeiten als Angliederungsriten und Rituale der Verlobung oder Initiation auch als Umwandlungs- oder Schwellenriten bezeichnen.

Im Zustand der Liminalität werden die Akteure von ihren sozialen Verpflichtungen befreit und die durch Rituale eingesetzten Grenzen zwischen Heiligem und Profanem, Kosmos und Chaos, symbolischer Ordnung und Unordnung werden unterbrochen. Die liminale Phase zeichnet sich durch ein geheimes, strapaziöses und schmerzhaftes, häufig demütigendes und dennoch ekstatisches oder rauschhaftes Spiel mit Symbolen aus, die aus legitimen Ordnungen herausgelöst und dabei verkehrt werden. Doch gerade dieses dramatische Spiel auf den normativen und symbolischen Grenzen einer Gemeinschaft sichert ihre Stabilität und Legitimität. In arbeitsteiligen, hochdifferenzierten und pluralistischen Gesellschaften bezieht

sich die Umwandlung zumeist auf einzelne Aspekte des sozialen Lebens und die Ritualteilnehmer*innen gehören zugleich mehreren sozialen Kontexten an, aus denen sie kaum vollständig gelöst werden. Darüber hinaus lässt sich für viele institutionell geprägte Statuspassagen die Frage stellen, inwiefern hier liminale Zustände erwünscht sind oder in Widerspruch zur Selbstdarstellung der Institution, ihrer Normen und Werte sowie ihres Auftrags geraten würden, wie bspw. zum Bildungsauftrag der Schule und sie eher die Ausnahme wie bspw. auf Abiturfeiern darstellen und häufig mit einem zusätzlichen Ortswechsel verbunden sind. Rauschhafte Zustände und ekstatische Phasen in jahreszeitlich-organisationalen oder lebenszyklisch-familialen Übergangsritualen sind dagegen durchaus bekannt und ein beliebtes Sujet kultureller Gattungen wie bspw. dem Kinofilm.

Während ältere Menschen offenbar genügend Rituale kennen oder auf diese verzichten können, wird Kindern und Jugendlichen zumindest in der Ratgeberliteratur zugeschrieben, sie würden Rituale brauchen. Nun gilt die Jugendphase selbst als unbestimmter und krisenhafter Zustand, der durch die Suche nach Selbstbestimmung u.a. über den Weg der Distanzierung von der Erwachsenenwelt gekennzeichnet ist. Dies könnte nun zur Abwendung von Ritualen beitragen oder in Analogie zur Ritualforschung selbst als liminale Phase gekennzeichnet werden. Liminale Phasen in Übergangsritualen werden jedoch durch Wiederangliederung eingeholt und ihr Ausgang als Statuspassage ist in Form stabiler sozialer Positionen mit klar definierten Rechten und Pflichten relativ festgelegt. Im Unterschied dazu zeichnet sich die Jugendphase zunehmend durch widersprüchliche Anforderungen und fließende Übergänge mit ungewissem Ausgang aus. Jedoch zeigt die Übergangsforschung, dass zwar der Übergang vom Kind zum Erwachsenen diffus und plural geworden ist, Jugendliche jedoch erfindungsreich in der rituellen Gestaltung dieser Übergangsphase sind und auch in diesem Sinn Übergangsarbeit leisten, bspw. in der Erfindung von Mutproben oder Mikroritualen der Selbstinitiation in der Mediennutzung oder im Substanzkonsum (vgl. Sting 2013). Darüber hinaus ist im letzten Jahrzehnt die Jugendweihe, deren Wurzeln in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichen, zunehmend in den Blick genommen worden. Dabei wird darauf hingewiesen, dass der Vollzug dieses Makrorituals der Harmonisierung intergenerationaler Konfliktlagen dient, die mit der Jugendphase als besonderer Lebensverlaufsphase verbunden sind (vgl. Wiezorek/Zifonun 2018).

Kathrin Audehm

LITERATUR

- Bourdieu, P. (1990): Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: Braumüller.
- Candido, F. (2018): Rituale in Gangs und kriminellen Vereinigungen. In: Frey, D. (Hg.): Psychologie der Rituale und Bräuche. Berlin: Springer, S. 333-342.
- Douglas, M. (1986): Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur. Frankfurt am Main: Fischer.
- Gennep, A. van (1999): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt am Main: Campus.
- Soeffner, H.-G. (1992): Die Ordnung der Rituale. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sting, S. (2013): Rituale und Ritualisierungen in Übergängen des Jugendalters. In: Schröer, W./Stauber, B./Walther, A./Böhnisch, L./Lenz, K. (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim: Beltz Juventa, S. 471-485.
- Ulrich, C. (2009): Spottkönig, Narr und Karnevalsprinz. Eine Betrachtung des Kölner Straßenkarnevals als kollektives Übergangsritual. In: Raesfeld, L./Bertels, U. (Hg.): Götter, Gaben und Geselligkeit. Einblicke in Rituale und Zeremonien weltweit. Münster: Waxmann.
- Wiezorek, C./Zifonun, D. (2018): Die Erfahrung generationaler Differenz. Das Ritual der Jugendweihe und die Harmonisierung generationaler Konflikte. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung, Jg. 13, Heft 3, S. 261-275.

Schwangerschaft

Noch nicht oder schon? Barbara Duden spricht in ihrer Studie zu frauenärztlichen Untersuchungen aus dem 18. Jahrhundert bezogen auf die Zeitlichkeit in der Schwangerschaft um 1730 vom „Non-Dum“, also vom „Noch-Nicht“ (2002a: 58). Nicht nur, dass die Geburt eines Kindes in ungewisser Zukunft lag, auch die Frage nach der Schwangerschaft als solcher fiel unter das „Non-Dum“: „Bevor und solange sich das Kind nicht gemeldet hatte, glaubten sich die Frauen nicht wirklich schwanger“ (ebd.: 60). Duden geht davon aus, dass dieses „Noch-Nicht“ unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts „abhanden“ gekommen sei. Vielfach ist im frühen 21. Jahrhundert tatsächlich von „schon“ die Rede: Der Schwangerschaftstest ist schon am Tag der erwarteten Regel positiv, das schlagende Herz des Embryos kann schon in der 6. Schwangerschaftswoche im Ultraschall beobachtet werden. Schwangerschaften werden meist schon früh medizinisch diagnostiziert. Körperliche Veränderungen werden dagegen nach wie vor erst nach mehreren Monaten sichtbar. Fühlbare Bewegungen des ungeborenen Kindes treten bei den meisten Schwangeren erst zwischen der 16. und der 20. Schwangerschaftswoche auf. Die mitteleuropäische Schwangere im 21. Jahrhundert ist aber, anders als noch vor einigen Jahrzehnten, nicht mehr darauf angewiesen, auf die Bewegungen zu warten, um die Gewissheit zu haben schwanger zu sein.

Zeit spielt demnach für Schwangerschaft in zweierlei Hinsicht eine Rolle. Da ist die Schwangerschaft in der (historischen) Zeit, von der Duden hier spricht, aber eben auch die Zeit (in) der Schwangerschaft. Zweifellos hat sich das individuelle Erleben einer Schwangerschaft ebenso wie die institutionellen Ordnungen darum seit dem 18. Jahrhundert erheblich verändert. Nicht nur Duden zeigt die Unterschiede zwischen den Wahrnehmungen der Frauen in zurückliegenden Jahrhunderten und der durch eine fortschreitende Technisierung und Medikalisierung der Schwangerschaft geprägten Erlebniswelt schwangerer Frauen im 21. Jahrhundert. Auch Lisa Malich (2017) rekonstruiert, wie sich das wissenschaftliche Wissen um den Körper und die Schwangerschaft verändert und sich in der Wahrnehmung widerspiegelt. Sie zeigt, wie bspw. das Nervensystem als Erklärungsbasis für die

Gefühle der Schwangeren von den Hormonen abgelöst wurde. Im 20. Jahrhundert ist die Schwangere nicht mehr verstimmt, weil ihre Nerven, wie man es im 18. Jahrhundert annahm, unter besonderer Spannung stehen – nein, sie ist launenhaft, weil ihre Hormone sie „überschwemmen“. Kontinuität durch die Jahrhunderte, so Malich, haben allerdings die Zuschreibungen der durch ihren Körper bestimmten, nicht rationalen Frau, der Vorschriften zu machen sind, wie sie sich adäquat als werdende Mutter zu verhalten und was sie zu fühlen hat.

So gibt es etwa gesellschaftliche Vorstellungen davon, wann in ihrem Leben eine Frau Kinder bekommen und sich bereit für eine Schwangerschaft fühlen soll. Hier tut sich eine dritte Dimension der Zeitlichkeit auf, wenn nämlich die Lebenszeit der Frau in den Blick kommt. Das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung stellt fest, dass Frauen, die im Jahr 2016 in Deutschland ein Kind zur Welt brachten, im Mittel 30,9 Jahre alt waren. Für das Jahr 1960 wird ein mittleres Alter von 27,5 Jahren angegeben. Bei dieser Differenz ist zu berücksichtigen, dass sich die Anzahl der Kinder pro Frau seit 1960 deutlich verringert hat. Eine getrennte Betrachtung der Erstgebärenden brächte demnach einen noch größeren Altersunterschied der Schwangeren zwischen dem frühen 21. Jahrhundert und den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts zutage (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, o.J.).

Wann ist also der richtige Zeitpunkt für eine Schwangerschaft? Eine Redensart sagt: Wer auf den richtigen Zeitpunkt wartet, bekommt keine Kinder. Aber so viel scheint im Jahr 2020 klar zu sein: Die Volljährigkeit sollte mindestens erreicht, die Ausbildung abgeschlossen, eine stabile Partnerschaft und wirtschaftliche Stabilität aufgebaut sein und damit ist zugleich wieder alles unklar, denn jenseits der Volljährigkeit mit 18 Jahren können diese Erwartungen nur begrenzt dem Lebensalter zugeordnet werden. Wann die Karriere an einem Punkt ist, der für eine Schwangerschaft passend sein könnte, oder woran man die dauerhaft stabile Partnerschaft erkennen könnte, muss die Frau letztlich selbst entscheiden. Selbst die gefürchtete biologische Uhr, die das angemessene Zeitfenster scheinbar klar definiert und begrenzt, scheint angesichts von Berichten über Schwangerschaften von Frauen über 50 oder gar 60 Jahren nur noch leise zu ticken. Die biologische Uhr, wenn sie denn tickt, tut dies, nebenbei bemerkt, nur für Frauen. Um Vater zu werden, kann „Mann“ nicht zu alt sein, wenn auch womöglich zu jung.

So geht es also in den 280 Tagen oder 40 Wochen oder 10 Lunarmonaten oder 9 Kalendermonaten oder drei Trimestern zwischen dem ersten Tag der letzten Regelblutung und dem errechneten Geburtstermin vielfach darum, was die Frau nun nicht mehr oder schon oder noch nicht zu tun hat, welche Pflichten ihr auferlegt werden, welche Rechte sie hat. Hirschauer und Koautor*innen (2014) unterscheiden eine soziale Zeit und eine medizinische Zeit, die eng miteinander verflochten, aber nicht identisch sind, und die „um die Schwangerschaft konkurrieren“ (ebd.: 262).

Bereits im Vorfeld einer Schwangerschaft hat die Medizin Ansprüche an die werdende Schwangere, indem ihr z.B. dazu geraten wird, möglichst schon Monate vor der Empfängnis zusätzliche Folsäure zu sich zu nehmen, um das Risiko von Fehlbildungen der Wirbelsäule zu minimieren. Schwanger zu werden ist für einige Frauen nur mit Hilfe avancierter medizinischer Maßnahmen möglich. Wiederholte Versuche und jahrelange Behandlungsgeschichten sind nicht ungewöhnlich. Ist die Schwangerschaft, ob auf „natürlichem“ Wege oder medizinisch unterstützt, eingetreten, dann gelten Rauchen und Alkoholkonsum ebenso wie anderes Risikoverhalten als unerwünscht. Möglichst bald nach der Empfängnis sehen einschlägige medizinisch-geburtshilfliche Regularien ein zeitlich dicht getaktetes Vorsorgeuntersuchungsprogramm entweder bei Arzt oder Ärztin oder einer Hebamme vor. Bis zur 30. Schwangerschaftswoche soll monatlich eine Untersuchung, danach jeweils eine in vierzehn Tagen erfolgen. Ist der errechnete Geburtstermin erreicht, dann werden die Untersuchungstermine in kürzeren Abständen empfohlen. Jeweils um die zehnte, zwanzigste und dreißigste Schwangerschaftswoche ist eine Ultraschalluntersuchung vorgesehen, de facto wird das Ungeborene allerdings sehr viel häufiger per Sonografie betrachtet.

Bestimmte körperliche Veränderungen bei der Schwangeren werden in bestimmten Zeiträumen der Schwangerschaft erwartet und als physiologisch bewertet: So soll die Schwangere in den ersten 12 Wochen der Schwangerschaft noch nicht an Gewicht zunehmen, Kurzatmigkeit oder geschwollene Knöchel gelten im letzten Drittel der Schwangerschaft als gewöhnliche Schwangerschaftsbeschwerden. Das erste Drittel der Schwangerschaft wird als Phase der Anpassung bewertet, in dem auch ambivalente Gefühle akzeptabel, wenn auch nicht wünschenswert sind. Im zweiten Drittel wird recht pauschal Wohlbefinden angenommen, während das letzte Drittel der Schwangerschaft durch die zunehmenden körperlichen Belastungen sowie die zunehmende Besorgnis mit Blick auf die Geburt des Kindes geprägt sein soll. Die Grenze der Lebensfähigkeit des Kindes hat sich unter den Bedingungen neonatologischer Intensivmedizin in einen Zeitraum zwischen der 20. und 24. Schwangerschaftswoche verschoben, wenn auch nach wie vor ein Kind, das vor der vollendeten 36. Schwangerschaftswoche zur Welt kommt, als frühgeboren gilt. Der sogenannte errechnete Geburtstermin, der mittels einer Rechenformel aus dem 19. Jahrhundert, der Naegeleschen Regel, oder per Ultraschall bestimmt wird, gibt tatsächlich nur einen groben Anhaltswert für den tatsächlichen Tag der Geburt. Nur etwa 4 % aller Kinder werden genau an diesem Tag geboren.

Die biomedizinischen Daten, letzte Regelblutung, Empfängnis, Grenze der Lebensfähigkeit und errechneter Geburtstermin sind zugleich Rechenhilfen für gesellschaftlich festgelegte Handlungs-Zeiträume. So ist ein straffreier Schwangerschaftsabbruch ohne medizinische Indikation bis zur 12. Woche nach der Empfängnis,

also bis zur 14. Woche nach der letzten Regel möglich. Danach ist ein Schwangerschaftsabbruch erlaubt, wenn das Leben oder die Gesundheit der Schwangeren aktuell oder zukünftig bedroht sind. Eine solche Bedrohung kann auch in einer schweren Erkrankung oder Behinderung des Ungeborenen begründet sein. Hierfür gilt keine Frist bis zum Beginn der Geburtswehen. In den letzten sechs Wochen vor dem errechneten Geburtstermin erlaubt das Mutterschutzgesetz der erwerbstätigen Schwangeren, sich unter Fortzahlung des Einkommens aus dem Arbeitsprozess zurückzuziehen, während davor medizinische Gründe im Sinne einer Arbeitsunfähigkeit oder eines Beschäftigungsverbot es vorliegen müssen.

Hirschauer und Koautor*innen (2014) identifizieren in der sozialen Zeit der Schwangerschaft jenseits biomedizinischer Zeitpunkte wie der Empfängnis oder explizit kodifizierter Zeiträume, wie den Mutterschutzfristen, signifikante Augenblicke oder Phasen: Diese beginnen bereits mit einer sozialen Schwängerung vor der eigentlichen Schwangerschaft. Ob eine Schwangerschaft überraschend und ungeplant, vielleicht auch ungewollt eintritt, oder aber gewünscht, womöglich sogar seit Jahren ersehnt ist, liegt in der Biografie der Schwangeren und ihren Lebensumständen begründet. Der Moment der Entdeckung der Schwangerschaft durch die Frau oder das Paar kann demnach ein Augenblick des Glücks oder des Schreckens sein. In vielen Fällen wird die Schwangerschaft zu einem Zeitpunkt entdeckt, wo sie am Körper der Schwangeren nur wenige äußerlich sichtbare Veränderungen bewirkt. Die „anderen Umstände“ noch zu verbergen oder schon mitzuteilen, das scheint also vor allem in den ersten Wochen der Schwangerschaft eine wichtige Entscheidung zu sein. Hirschauer und seine Koautor*innen zeigen, wie erst nach und nach, vom Kindsvater oder der Ko-Mutter über enge Verwandte und Freund*innen zu Arbeitskolleg*innen und Vorgesetzten, Menschen in das Netzwerk rund um eine Schwangerschaft hereingenommen werden.

Lange Zeit war die 12. Schwangerschaftswoche in diesem Zusammenhang wichtig. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde die Schwangerschaft verborgen, um im Falle einer Fehlgeburt nicht Fragen oder mitleidigen Blicken ausgesetzt zu sein. Dieser Zeitpunkt hat sich mit der pränatalen Diagnostik nach hinten verschoben. Das sogenannte Feinscreening, also eine detaillierte Ultraschalluntersuchung des Fetus auf morphologische Auffälligkeiten, ist um die 20. Schwangerschaftswoche vorgesehen. Weitergehende pränataldiagnostische Verfahren bringen noch längere Wartezeiten mit sich. Wollen sich Frauen oder Paare für den Fall einer ungünstigen Diagnose die Option eines Schwangerschaftsabbruchs ohne Nachfragen aus der Umgebung offenhalten, so teilen sie die Schwangerschaft nicht schon vorher mit. Ultraschalluntersuchungen verzögern damit also gewissermaßen die Aneignung der Schwangerschaft durch die Eltern. Andererseits beschleunigen sie diese Aneignung auch, denn „...Sonogramme [sind] sowohl Gegenwartsbilder mit Erinnerungsfunk-

tion als auch Zukunftsbilder, denn mit der Botschaft ‚ich bin (schon) da‘ kündigen sie den Eltern das künftige Familienmitglied an“ (ebd.: 107). Vielen Eltern ist schon während der Schwangerschaft das Geschlecht des Ungeborenen bekannt, es erhält schon jetzt einen Namen. Für zusätzliche Ultraschalluntersuchungen wird mit dem Argument der Stärkung der Eltern-Kind-Beziehung geworben. Damit haben Ultraschalluntersuchungen die Elternschaft scheinbar in die Schwangerschaft vorverlegt.

Zugleich steigt die Erwartung, den Fetus als Person wahrzunehmen, denn Ultraschall macht den Fetus als von der Mutter getrenntes Wesen sichtbar, zu dem die Frau nun schon in der Schwangerschaft eine Bindung aufbauen kann. Lisa Malich (2017) stellt heraus, dass diese Vorstellung von mütterlicher Liebe bereits in der Schwangerschaft erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Diskursen rund um die Schwangerschaft erscheint. Wie unterschiedlich Frauen aber dennoch das Ungeborene betrachten, zeigt sich in Erzählungen von Ultraschalluntersuchungen aus einer eigenen empirischen Studie zu Bildern und Konzeptionen von Ungeborenen (Tegethoff 2011). Neben Frauen, die ihr ungeborenes Kind bereits als handelndes Subjekt verstehen, gibt es auch solche, für die das Ungeborene ein ungewisses Wesen im Übergang bleibt, das zwar freudig erwartet wird, mit dem aber z.B. Kommunikation nicht möglich ist. Dabei bringen einige Frauen die beim Ultraschall gesehenen Bilder mit ihrer eigenen gedanklichen Konzeption vom Ungeborenen in Einklang. Andere erleben Irritationen, z.B. in dem Sinne, dass die Ultraschallbilder nicht die erwartete frühzeitige Verbindung zum Ungeborenen bewirken. Andere Frauen fühlen sich gerade durch diese Erwartung unangemessen unter Druck gesetzt und lehnen deshalb z.B. die Mitteilung des Geschlechts des Ungeborenen ausdrücklich ab. Den Möglichkeiten frühzeitiger Diagnostik wird das Recht auf Nicht-Wissen entgegengesetzt.

Wenn also Barbara Duden (2002b) im Ton des Bedauerns davon ausgeht, dass das „Noch-Nicht“ abhandengekommen sei, ist dem im Hinblick auf die Vorstellungen vom Ungeborenen nicht uneingeschränkt zuzustimmen. Es liegt vielmehr in der Betrachtung der einzelnen Schwangeren, ob das „Schon“ oder das „Noch-Nicht“ gilt. Ob für sie die Schwangerschaft eine vorweggenommene Kindheit ist oder eine Zeit im Dazwischen sein soll, kann auch unter den aktuellen Bedingungen nur der „störrische[n] Gewissheit von Frauen“ überlassen bleiben, die Barbara Duden den Frauen des 18. Jahrhunderts bei der Frage, ob sie überhaupt schwanger seien oder nicht, zuerkennt (ebd.: 12f.). Die emotionale Annäherung an das Ungeborene behalten sich die Frauen auch im 21. Jahrhundert als eigene Zeit vor und gehen dabei eigene Wege. Es ist demnach Hirschauer und Koautor*innen zuzustimmen, wenn sie festhalten: „Unter diesen Bedingungen einer Verdichtung gegenläufiger Erwartungen ist ein zentrales Thema von Schwangeren die *Zeitsouveränität*, die sie der Eigenzeit der Fötalentwicklung (die sie ‚mitnimmt‘), dem Erwartungsdruck des

Umfelds (der sie antreibt) und dem Zeitregime der Medizin (das sie dirigiert) noch abtrotzen können“ (Hirschauer u.a. 2014: 262). Trotz gesellschaftlicher Erwartungen und medizinischer Kontrolle trotzen sich Frauen offenbar bei ihren Vorstellungen vom Ungeborenen eine eigene Zeit ab.

Dorothea Tegethoff

LITERATUR

- Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (o.J.): Durchschnittliches Alter der Mütter bei Geburt ihrer Kinder (in Jahren) in europäischen Ländern, 1960 bis 2016. URL: https://www.bib.bund.de/DE/Fakten/Fakt/F53-Alter-Muetter-bei-Geburt-Europa-ab-1960.html;jsessionid=158D2652EC877C8426CEC69C9A9F8009.1_cid380?n=9754814 [02.05.2019].
- Duden, B. (2002a): Die Gene im Kopf – der Fötus im Bauch. Historisches zum Frauenkörper. Hannover: Offizin.
- Duden, B. (2002b): Zwischen „wahrem Wissen“ und Prophetie: Konzeptionen des Ungeborenen. In: Duden, B./Schlumbohm, J./Veit, P. (Hg.): Geschichte des Ungeborenen. Zur Erfahrungs- und Wissenschaftsgeschichte der Schwangerschaft, 17. bis 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 11-48.
- Hirschauer, S./Heimerl, B./Hoffmann, A./Hofmann, P. (2014): Soziologie der Schwangerschaft. Explorationen pränataler Sozialität. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Malich, L. (2017): Die Gefühle der Schwangeren. Eine Geschichte somatisch begründeter Emotionalität. Bielefeld: transcript.
- Tegethoff, D. (2011): Bilder und Konzeptionen vom Ungeborenen. Zwischen Visualisierung und Imagination. Opladen: Budrich UniPress.

Soziale Ungleichheit

Soziale Ungleichheit bezieht sich dem gängigen soziologischen Verständnis nach auf die ungleiche Verteilung von gesellschaftlich bedeutsamen materiellen und immateriellen Gütern, Positionen und damit einhergehenden Teilhabe- und Lebenschancen (Burzan 2015). Dabei geht es um Unterschiede zwischen Individuen und Gruppen, die auf dieser Grundlage in hierarchischen Strukturen verortet werden können. Soziale Ungleichheit kommt aufgrund sozialer Prozesse zustande, die individuelle und kollektive Handlungen, Interaktionen, Werte, Regelungen, Institutionen und andere Mechanismen umfassen können. Wichtige Beispiele gesellschaftlich relevanter Güter(-arten) sind Bildung, Einkommen und berufliche Position. Neben diesen klassischen Dimensionen sozialer Ungleichheit werden aber z.B. auch Gesundheit, individuelle Zeitbudgets oder kulturelle Praktiken zunehmend betrachtet. Soziale Ungleichheiten begründen immer auch Interessen und potentielle Konflikte, mithin soziale Beziehungen (Kohli 1990: 391).

Soziale Ungleichheiten entstehen und entfalten sich immer über die Zeit: individuell über die Lebenszeit und strukturell über die historisch-gesellschaftliche Zeit. Die Untersuchung individueller Ungleichheiten über die Lebenszeit, die durch die Lebenslaufsoziologie angestoßen und durch Längsschnittdaten ermöglicht wurde (Mayer 2009: 416), erfordert eine „Verzeitlichung“ des „theoretischen Apparats“ der Ungleichheitsforschung (Kohli 1990: 399). Als Ausgangspunkt für die Annäherung an zeitliche Ungleichheitsdynamiken im Lebenslauf kann die Annahme kumulativer Vorteile bzw. Nachteile dienen, der sogenannte „Matthäus-Effekt“ (DiPrete/Eirich 2006). Dieser Annahme zufolge verstärken sich Ungleichheiten über die (Lebens-)Zeit oder über familiäre Generationen hinweg, d.h., wer (oder wessen Eltern) einmal eine günstige Ausgangsposition bzw. vorteilhafte Güter hat, gewinnt über die Lebenszeit mehr hinzu, und vice versa. Diese oft eher vage gebrauchte Annahme lässt sich in Bezug auf viele Fragestellungen plausibel belegen, und sie ist anschlussfähig an viele Theorien sozialer Ungleichheit (DiPrete/Eirich 2006; Ferraro u.a. 2009; Dannefer 2003). Sie bedarf aber der Differenzierung nach Wirkungsbereichen, zeitlicher Geltung und Lebensphasen – etwa dahingehend, in welchen Lebens-

phasen Vor- oder Nachteile verstärkt kumulieren (DiPrete/Eirich 2006). Zudem gilt es, die den sich verstärkenden Ungleichheiten zugrundeliegenden Mechanismen präzise einzugrenzen. Dass Ressourcengewinne oder vorteilhafte Positionen früh im Lebenslauf im Sinne der Pfadabhängigkeit fortgesetzte Vorteile bewirken können, etwa in beruflichen Karrieren, ist nur einer von einer Reihe möglicher Mechanismen kumulativer Vorteile bzw. Nachteile (ebd.).

Die individuelle und strukturelle Ungleichheiten bedingenden Prozesse können schnell, langsam, kontinuierlich, mit Sprüngen oder Wendepunkten (also auch nicht-linear) ablaufen. Der Zeitpunkt des (mangelnden) Zugangs zu Ressourcen sowie die Dauer, für die jemand Vor- oder Nachteilen ausgesetzt ist, sind dabei wesentliche Einflussfaktoren auf den Verlauf (Ferraro u.a. 2009: 424ff.). In manchen Gegenstandsbereichen gilt den möglichen Wirkungsketten von Ungleichheiten im Lebenslauf, die Jahre, Jahrzehnte bzw. mehrere Lebensphasen umfassen können, vermehrtes Interesse (Mayer 2009: 417f.). Gut belegt sind z.B. die kurz- bis langfristig nachteiligen Wirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit, die auch nach ihrer Beendigung relative Einkommenseinbußen und das vergrößerte Risiko einer weiteren Arbeitslosigkeit nach sich zieht. Ein weiteres Beispiel sind ungleiche familiäre Ressourcen und daraus resultierende frühkindliche Bedingungen des Aufwachsens, welche die individuelle Gesundheit im Lebenslauf mit prägen (Ferraro u.a. 2009: 419).

Im theoretischen Gegensatz zu der Annahme über die Lebenszeit *kumulierender* Privilegien und Nachteile steht neben der Idee der *Kontinuität* die These *abnehmender* sozialer Ungleichheiten, also des Ausgleichs individueller Vor- und Nachteile über die Zeit. Kompensierend können dabei individuelle Prozesse wirken (z.B. Resilienz, Altern) oder von außen kommende Einflüsse, etwa kompensatorische (wohlfahrts-)staatliche Maßnahmen (Ferraro u.a. 2009), die explizit auf benachteiligte Gruppen bezogen sein können.

Um die abstrakten Grundmuster der Kumulation oder Kompensation von Ungleichheiten empirisch spezifizieren und differenzieren zu können, bilden die aus der Institutionalisierung des Lebenslaufs in modernen Gesellschaften resultierenden typischen Lebenslaufmuster und Lebensphasen eine wesentliche Grundlage (Kohli 1985, 1990; Mayer 2009). Das Alter ist nur eine der unterschiedlichen zeitlichen Formen, in denen sich soziale Ungleichheiten zwischen Individuen oder Gruppen entfalten (Ferraro u.a. 2009: 419). Die Unterscheidung von Alters-, Kohorten- und Periodeneffekten (z.B. ebd.: 415) ermöglicht es, genauer zu beschreiben, in welcher Weise individuelle und gesellschaftliche Zeit bei der Entstehung von Ungleichheiten verknüpft sind.

Ungleichheiten in Abhängigkeit vom *Alter* (Alterseffekte) können direkt vom individuellen Alter herrühren oder (auch) von Unterschieden (z.B. in der Bildung), die mit dem Ablauf des institutionalisierten Lebenslaufs einhergehen. Dabei verän-

dert sich die Bedeutsamkeit verschiedener Dimensionen sozialer Ungleichheit über die Lebensphasen. So weisen etwa berufliche Positionen in der mittleren Lebensphase die größte Bedeutung auf. Demgegenüber werden gesundheitliche Unterschiede im höheren Alter relevanter (Kohli 1990: 400). Dauerhaftigkeit sowie Konsequenzen von Einkommensarmut unterscheiden sich je nach Lebensphase. Ungleichverteilungen von Gütern und Positionen über Alter oder Lebensphasen sind u.a. das Ergebnis institutioneller Regulierung, etwa durch den Wohlfahrtsstaat (z.B. Bildung, Renten). Ein Ergebnis langfristiger Prozesse kumulativer Vor- bzw. Nachteile sind wachsende Ungleichheiten über den Lebenslauf, auch innerhalb von Geburtskohorten (Dannefer 2003). Dabei können ökonomische Strukturen und wohlfahrtsstaatliche Umverteilung die zunehmende Ungleichverteilung von Ressourcen über den Lebenslauf bremsen oder verstärken (ebd.: S328). Einkommensverteilungen im Alter werden z.B. direkt durch das jeweilige Rentensystem mit hervorgerufen, das Ungleichheiten der Erwerbsphase jeweils mehr oder weniger stark in der Altersphase fortschreibt.

Für viele Ungleichheiten innerhalb von Geburtskohorten ist es plausibel anzunehmen, dass sie in der mittleren Erwachsenenphase deutlich zunehmen, während diese Zunahme im späteren bis hohen Erwachsenenalter zum Stillstand kommt (vgl. beispielhaft für Lebenszufriedenheit nach sozialer Herkunft Kratz u.a. 2018). Es gibt jedoch noch nicht viele Studien, welche die Dynamiken von Ungleichheiten über lange Lebenslaufzeiträume nachzeichnen. Im kürzeren Vergleich der Zeit direkt vor und nach dem Übergang in den Ruhestand scheint eher die Kontinuität von Ungleichheitspositionen zu dominieren (Kohli 1990). Für das höhere Lebensalter wiederum gibt es Hinweise darauf, dass Ungleichheiten eher abnehmen (Kratz u.a. 2018). Allerdings spricht vieles dafür, dass es sich bei solchen Befunden oft um Selektionseffekte handelt, da Personen mit schlechterer Ressourcenausstattung früher sterben (Ferraro u.a. 2009: 428ff.).

Von Ungleichheiten zwischen Altersstufen oder Lebensphasen zu unterscheiden sind Ungleichheiten zwischen (*Geburts-*)*Kohorten* (Kohorteneffekte), die auf die gemeinsame Verortung dieser in der historischen Zeit zurückgehen. So können das Aufwachsen unter bestimmten Bedingungen, z.B. in Kriegszeiten oder zu Zeiten eines Wirtschaftsbooms, oder die Größe der Geburtskohorte beständige Vor- oder Nachteile mit sich bringen, die auch zur Bildung von Generationen beitragen können. *Periodeneffekten* liegen schließlich einschneidende historische Situationen oder Phasen zugrunde, die für alle Altersgruppen bzw. Geburtskohorten gleichermaßen Nach- oder Vorteile beinhalten – auch dies kann auf gesellschaftliche Krisen bzw. Zeiten der Prosperität zutreffen.

Soziale Ungleichheiten entfalten sich nicht nur in bestimmten Mustern und Dynamiken über die Lebenszeit. Letztere ist selbst auch eine Dimension sozialer

Ungleichheit, wenn etwa von Erwerbs- und Sorgearbeiten freie Zeit ungleich über Geschlechter und andere Bevölkerungsgruppen verteilt ist oder ein geringer sozio-ökonomischer Status mit einer geringen mittleren Lebenserwartung und damit Lebenszeit einhergeht (Ferraro u.a. 2009: 428).

Die Wahrnehmung von Zeit und der Umgang mit ihr tragen überdies selbst zur Produktion von Ungleichheiten bei. Dies kann sich zum einen auf Alltagszeit beziehen, wenn alltägliche Aufgaben bestimmte Zeit- und Planungshorizonte sowie komplexes Zeit-„Management“ voraussetzen. Lebenszeitlich fordern die langfristigen biografischen Horizonte, die mit dem institutionalisierten Lebenslauf einhergehen (Kohli 1985), individuellen Akteuren ein Mindestmaß an zeitlichem Bewusstsein und Planungskompetenzen ab. Solche ungleich verteilten Kompetenzen ermöglichen es, mehr oder weniger erfolgreich in die eigene Zukunft oder die seiner Kinder zu „investieren“. Die Anforderungen an biografische Planungskompetenzen individueller Akteure werden im Bereich der sozialen Sicherung durch Tendenzen der Privatisierung und Ökonomisierung noch verstärkt. So verlangt die in Deutschland nun teilweise privatisierte Alterssicherung den individuellen Akteuren vermehrt Einschätzungen und Planungen zu einem sich über Jahrzehnte erstreckenden Zeitraum ab, die mit großen Unsicherheiten behaftet sind. Die diesen Anforderungen entsprechenden Konzepte von Zeit, das erforderliche Wissen und die dafür notwendigen Selbststeuerungskompetenzen sind ungleich verteilt.

Gegen implizite und explizite Regeln der „richtigen“ (Lebens-)Zeit oder Reihenfolge von biografischen Zuständen (Wohlrab-Sahr 1992) zu verstoßen, gemessen etwa am Lebensalter oder der Dauer von Zuständen (z.B. Bildungsphasen), führt zu Nachteilen im weiteren Lebenslauf. Denn bisherige biografische Verläufe werden als Signal z.B. für vorhandene oder fehlende Produktivität gedeutet und typisiert, wie im Falle des Alters beim Bildungsabschluss oder der Dauer von Bildungs- oder Arbeitslosigkeitsphasen. Damit zusammenhängend handelt es sich beim bewussten Umgang mit Alltags- und Lebenszeit auch um eine symbolische Praxis, die etwa über eine Kultur der langen Arbeitszeiten und eines vollen Terminkalenders der Distinktion dienen kann.

Auch für die Deutung und Erfahrung sozialer Ungleichheiten spielt Zeit in ihrer biografischen Dimension eine große Rolle. Die subjektive Deutung der eigenen Ungleichheitsposition erfolgt in Relation zum Alter und zum biografischen Horizont. So wird Einkommensarmut (und ihre Überwindbarkeit) in der Jugend biografisch anders erlebt als im hohen Alter. Vergleiche mit der Vergangenheit und einer (möglichen) Zukunft beeinflussen zudem die Bewertung der eigenen Ungleichheitsposition – so können biografische Bilanzierungen durch die Erfahrung von (inter- sowie intragenerationaler) Auf- oder Abwärtsmobilität geprägt sein, insbesondere in leistungsorientierten Mittelschichten.

Zeitkonstruktionen sind ebenso von großer Bedeutung dafür, wie Ungleichheiten zwischen Gruppen erlebt und gedeutet werden. So ist der Begriff der Generation in seinem alltäglichen Gebrauch ein Deutungsmuster, das dazu beiträgt, die Komplexität des Zusammenspiels zwischen gesellschaftlicher und individueller Zeit zu reduzieren. Er liefert mit Blick auf (Generationen-)Ungleichheiten einfache Beschreibungen und Erklärungen, wie etwa in der Debatte um Renten mit der Behauptung, die ältere Generation profitiere einseitig von bestehenden wohlfahrtsstaatlichen Regelungen. Mit dieser Deutung, welcher die faktisch kaum haltbare Idee von alles dominierenden Ungleichheiten *zwischen* Geburtskohorten zugrunde liegt und welche die größeren Ungleichheiten *innerhalb* dieser ignoriert, wird bisweilen gerade in sozialpolitischen Debatten auch ein Konflikt zwischen Generationen konstruiert (vgl. schon Kohli 1990).

Die diskutierten Forschungsperspektiven auf soziale Ungleichheit und (Lebens-)Zeit verweisen in vielfältiger Weise auf aktuelle gesellschaftliche Probleme und Debatten. Beispielhaft seien hier drei aktuelle Themenkomplexe angedeutet, die ergiebige Ansatzpunkte für weitere Ungleichheitsforschung bieten. Lange Wirkungsketten sozialer Ungleichheiten im individuellen Lebenslauf lassen *erstens* früh eingreifende, „präventive“ Sozial- und Bildungspolitiken immer wichtiger erscheinen. Diese werden auch deswegen zunehmend befürwortet, weil sich – etwa aufgrund von Privatisierungstendenzen in der Sozialpolitik – Dynamiken der Kumulation von Ungleichheiten im Lebenslauf eher verschärfen als abschwächen.

Zweitens greifen über die Deregulierung von Arbeitsverhältnissen wirtschaftliche Imperative eines ökonomisierenden Umgangs mit Zeit vermehrt und direkter auf individuelle und kollektive Alltags- und Lebenszeit zu. Die ökonomische „Aktivierung“ bisher nicht erwerbstätiger Personengruppen (etwa Frauen, Ältere) verringert – bei ansonsten gleichbleibenden Bedingungen (z.B. Erwerbstätigkeit von Männern) – die zur Verfügung stehende individuelle oder familiale Zeit für unbezahlte Sorgearbeit oder für Regeneration. Dadurch erhöht sich das Risiko von Konstellationen subjektiver und objektiver Überforderung.

Drittens nehmen biografische Planungsunsicherheiten vor dem Hintergrund einer zunehmenden Flexibilisierung von Arbeitsmärkten, veränderter sozialpolitischer Regulierung und weiterer Einflüsse der Tendenz nach zu, auch wenn die genaue Dynamik dieser Veränderungen nach betrachteter Gruppe und Zeitraum zu differenzieren wäre und das allgemeine Wohlstandsniveau weiterhin hoch ist. Der Vergleich zwischen (Familien-)Generationen verstärkt negative Deutungen biografischer Unsicherheiten potenziell, denn intergenerationale Aufwärtsmobilität, wie sie lange für berufliche Positionen oder Wohlstand im Generationenvergleich kennzeichnend war, nimmt vor dem Hintergrund wirtschaftlich-struktureller Veränderungen eher ab als zu, und Abstiege sowie verfestigte Armut werden etwas häufiger

(Groh-Samberg/Hertel 2015). Kollektiv werden negative Deutungen vor dem Hintergrund von Debatten um Generationengerechtigkeit verstärkt, welche zukünftigen Generationen aufgrund bedrohter oder zerstörter ökologischer Ressourcen eine schlechtere Ausgangsbasis für ein „gutes Leben“ bescheinigen.

Simone Scherger

LITERATUR

- Burzan, N. (2015): Ungleichheit. In: Farzin, S./Jordan, S. (Hg.): Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Stuttgart: Reclam, S. 306-309.
- Dannefer, D. (2003): Cumulative advantage/disadvantage and the life course: cross-fertilizing age and social science theory. In: Journal of Gerontology: Social Sciences, Jg. 58B, Heft 6, S. S327-S337.
- DiPrete, T. A./Eirich, G. M. (2006): Cumulative advantage as a mechanism for inequality: a review of theoretical and empirical developments. In: Annual Review of Sociology, Jg. 32, S. 271-297.
- Ferraro, K. F./Shippee, T. P./Schafer, M. H. (2009): Cumulative inequality theory for research on aging and the life course. In: Bengtson, V. L./Gans, D./Putney, N. M./Silverstein, M. (Hg.): Handbook of theories of aging. New York: Springer, S. 413-433.
- Groh-Samberg, O./Hertel, F. (2015): Ende der Aufstiegsgesellschaft? In: Aus Politik und Gesellschaft, Jg. 65, Heft 10, S. 25-32.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Kohli, M. (1990): Das Alter als Herausforderung an die Theorie sozialer Ungleichheit. In: Berger, P. A./Hradil, S. (Hg.): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile (Soziale Welt, Sonderband 7). Göttingen: Schwartz, S. 387-406.
- Kratz, F./Bauer, G./Brüderl, J. (2018): Die Vererbung sozialer Ungleichheit: ein neuer Ansatz zur Untersuchung einer klassischen soziologischen Frage. In: Giesselmann, M./Golsch, K./Lohmann, H./Schmidt-Catran, A. (Hg.): Lebensbedingungen in Deutschland in der Längsschnittperspektive. Wiesbaden: Springer VS, S. 71-88.
- Mayer, K. U. (2009): New directions in life course research. In: Annual Review of Sociology, Jg. 35, S. 413-433.
- Wohlrab-Sahar, M. (1992): Institutionalisierung oder Individualisierung des Lebenslaufs? Anmerkungen zu einer festgefahrenen Debatte. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 5, Heft 1, S. 1-19.

Sterben

Der Zusammenhang des Sterbens mit Fragen der Zeit ist vielfältig. Aus einer anthropologischen Perspektive lässt sich feststellen, dass das Bewusstsein von Sterben und Tod häufig mit der *conditio humana* in Verbindung gebracht wird: Menschen wissen, dass sie sterblich sind und sterben müssen, wobei sie in der Regel nicht wissen, wann, wo und wie sie sterben werden. Daraus ist wiederum aus philosophisch-anthropologischer Perspektive der Schluss gezogen worden, das ganze Leben als einen Sterbeprozess zu sehen, der vom ersten bis zum letzten Tag andauert. Bei genauerer Betrachtung erstreckt sich die Gegenwart des Todes vielfach ins Leben und drückt sich etwa in den Formen von Vergänglichkeit, Sterblichkeit, Altern, Unterdrückung, Einsamkeit, Verzweiflung und Krankheit aus. Aus pädagogischer Sicht wurde Wert darauf gelegt, dass man dieses lebensbegleitende Sterben auch lernen können muss, damit das eigene Leben als Vorbild für die Nachkommen oder als Vorbereitung auf die Ewigkeit verstanden werden kann.

Aus historischer Perspektive ist darauf verwiesen worden, dass Sterben und Tod heute als verdrängt gelten (vgl. Ariès 1999). Genauer müsste wohl gesagt werden, dass die Moderne das eigene Sterben und den eigenen Tod verdrängt hat, während Sterben und Tod gleichzeitig in medialer und fiktionaler Aufbereitung nahezu omnipräsent sind. Diese Verdrängungen führten – so soziologische Perspektiven – zu einer neuen Sterbekultur, die ein würdevolles Sterben kaum möglich zu machen scheint. Während ehemals die Einsamkeit der Sterbenden und Trauernden im kollektiven Trauerritual aufgehoben erschien, sterben die Sterbenden heute oftmals einen einsamen Tod, bei dem sich die Trauer in sehr überschaubaren individuellen Grenzen hält.

Zeittheoretisch lässt sich festhalten, dass die Trauer Menschen an die Grenzen des Zeitverstehens führt. Trauer erscheint als ein emotionales Grenzphänomen, das sich gegen den Zerfall, gegen das Verschwinden und Verschwinden, das Teilnahmslose und Gleichgültige richtet. Die Trauer um den toten Anderen konfrontiert die Menschen auch mit der Radikalität ihres eigenen Todes, mit der Unvertretbarkeit der Sterblichkeit und mit der Sinnlosigkeit der Endlichkeit.

Für diese Konfrontationen erscheint jedoch in der Gegenwart, die auf Beherrschung, Flexibilität, Beschleunigung und Ausnutzung der Zeit setzt, buchstäblich keine Zeit mehr zu sein. Denn Trauern zielt auf eine Umkehrung der geltenden Zustände, auf Riten des Umbruchs und des Durchgangs. Trauerriten sind in vielen Ethnien als „völlige Umkehrung und Gegensätzlichkeit zu dem sonst üblichen Alltagsverhalten“ (Stubbe 1985: 141; vgl. 329ff.) konzipiert. Hierbei liegt ein mimetisches Konzept zugrunde, dass die Trauernden in einen Zustand versetzen soll, der dem des Toten gleicht, der sich gleichsam in einer Zwischenwelt – zwischen den Lebenden und den Toten – aufhält. Denn damit der Trauernde sich mit dem Toten auseinandersetzen kann, muss er sich ihm angleichen und ebenfalls einen „sozialen Tod“ sterben; hierbei geht es auch zentral um die zeitliche Diskontinuität: „Die soziale Zeit ist hiernach durch Diskontinuität charakterisiert, und der kontinuierliche Ablauf der normalen, gleichsam ‚säkularen‘ Zeit wird durch Intervalle heiliger Nicht-Zeit unterbrochen, die im Zustand der Trauer besteht“ (ebd.: 143). Der Umgang mit Tod wird in einen Übergangsritus verwandelt, der der Macht des Todes die kulturelle Form des Trauerns entgegenhält und die Traueremotionen für eine Umwandlung funktionalisiert.

Aus psychologischer Perspektive wird sichtbar, dass das Leben in der Moderne als „letzte Gelegenheit“ (Gronemeyer 2012) wahrgenommen wird, weil – so könnte man es salopp zusammenfassen – niemand mehr an die Ewigkeit und das Jenseits glaubt. Die mit dieser Frist verbundene Erlebnisbeschleunigung lässt sich als Versuch verstehen, die Zukunft in die Gegenwart hinein zu holen, sodass man alle futuristischen Möglichkeiten in der eigenen Lebenszeit noch erleben kann. Sie folgt der Idee, auf eine „blankgefegte Zukunft“ vorauszuschauen, „die nichts mehr erwarten lässt, was nicht die Gegenwart bereits enthält“ (ebd.: 140). Wenn das Leben schon nicht ewig dauert, so soll wenigstens die Ewigkeit im Leben erscheinen: Man will buchstäblich nichts versäumen, denn das Leben ist die letzte Gelegenheit dazu.

Man könnte sagen, dass das Sterben seine jahrhundertalte Dramatik verloren hat, die mit der biblischen Apokalyptik eine *ars moriendi* und eine *ars sperandi* entwickelt hat, eine Sterbe- und Hoffnungskunst, in der es im Sterben um die Rettung der Seele ging (Peters 1992: 70). Nicht nur die Theologie, sondern auch Philosophie und Gerontologie fordern vor diesem Hintergrund der Verdrängung des Sterbens eine (neue) Kultur der Endlichkeit, und eine Anerkennung der Vergänglichkeit, die wiederum zur Aufwertung des Lebens und auch zu einem weniger anonymen Sterben führen soll (Brenner 2019: 201-218). Vor dem Hintergrund einer Kritik an der Ökonomisierung der Zeit, an ihrer Beschleunigung, an der modernen Zukunftsfixierung und dem Präsentismus einer ewigen Jugend geht es dabei um die Anerkennung des Alters und des Alterns, um die temporale Bedingtheit des Erlebens und um die existentielle Aufwertung der Vergangenheit des einzelnen Sterbenden.

Die Entmythologisierung des Todes und die Aufwertung des Lebens als letzte Gelegenheit führen im Gegenteil dazu, das Leben und auch das Sterben sehr stark unter das Diktat der Gegenwart und ihrer Ausnutzung zu bringen. Das Leben und auch das Sterben sollen „produktiv“ sein. Das alltägliche Problem des Sterbens wird damit zum Problem des Gesundheitssystems, in dem es sich mit neuen „Künsten“ auseinandersetzen muss, mit medizinischen Technologien, Kosten-Nutzen-Analysen, Transplantationserfordernissen, Euthanasie- und Hirntoddebatten. In der Sterbestunde werden immer weniger Gott und Familie, sondern immer mehr die Mediziner gefragt; mehr als zwei Drittel aller Menschen in Deutschland sterben im Krankenhaus oder in Pflegeeinrichtungen (vgl. Klinkhammer 2012). Es ist die Medizin, die das moderne Sterben durch Medikalisierung und Technologisierung enorm beeinflusst hat, und die dabei oftmals einer Strategie der Machbarkeit zu folgen scheint: „Der Tod wird daher nicht als Folge der Sterblichkeit des Menschen erlebt; er scheint immer die Folge von konkreten Ursachen zu sein, die man im Prinzip beherrschen oder beseitigen könnte.“ (Wild 2016: 14f.)

Die neuen *life sciences* in Gestalt von Biologen, Genetikern, Mediziner und Technologen versprechen etwas Aufsehenerregendes, d.h. nichts Geringeres als eine neue Ewigkeit. Diese sollen wir nicht wie bisher als individuellen paradiesischen Lohn für ein gottgefälliges Leben auf Erden erlangen, sondern als extrem demokratisches Geschenk eines wissenschaftlichen Fortschritts erhalten, der nunmehr alle Menschen mit der Idee konfrontiert, jeden Rest des menschlichen Körpers noch recyceln zu können. Mit diesem Fortschritt bekommt auch ein anderer Gemeinspruch eine neue, nämlich universelle Note: Nicht nur leben wir in unseren Kindern fort, nein, wir leben in allen Lebenden weiter, seit die Transplantationsmedizin Menschen mit der ewigen Kette des Lebens verbinden kann.

Die neuere Entwicklung dieser Sterbelogik lässt sich datieren: Im Dezember 1967 gelang in Kapstadt erstmals einem Ärzteteam um den südafrikanischen Chirurgen Christiaan Barnard eine menschliche Herzverpflanzung, woraufhin der Siegeszug der Transplantationsmedizin seinen Ausgang nahm. Das 1968 eingesetzte „Ad-Hoc-Committee of the Harvard Medical School to Examine the Definition of Brain Death“ aus Theologen und Juristen definierte den Tod neu. Galt bis dato das Erlöschen der vitalen Funktionen des Menschen als Stillstand von Kreislauf und Atmung als Todesdiagnose, so wird mit dem Harvard-Gutachten schon der irreversible komatöse Prozess als todeswürdig erachtet. Tod heißt von nun an: Hirntod bzw. Teilhirntod. Aus Sicht der Medizin wird mit dieser Hirntoddefinition ebenso die Legitimationsbasis für den Abbruch intensivmedizinischer Maßnahmen bereitgestellt, wie für die Deckung des ständig steigenden Bedarfs an transplantationsfähigen Organen gesorgt.

Aus zeittheoretischer Hinsicht lassen sich zu dieser Definition folgende (paradoxe) Momente festhalten: 1. Das Hirntod-Kriterium zeigt, dass der Tod nicht mehr das Ende des Lebens, sondern den Anfang eines individuell verlaufenden irreversiblen Sterbeprozesses darstellt, der dennoch durch die moderne Apparatemedizin aufgehalten werden kann. 2. Der (Teil-)Hirntod lässt sich als Modell verstehen, das die menschliche Endlichkeit überwindet, der der Mensch doch zugleich, als körperlicher, verhaftet bleibt. 3. Das moderne Sterben ist kein natürliches Schicksal oder kein mystischer Austritt der Seele aus dem Körper mehr, sondern ein biologischer Prozess, der zugleich in medizinisch-technologische Prozesse „verwickelt“ ist. 4. Das Sterben erscheint nicht mehr als das „Andere“ des Lebens, sondern auch als „produktive“ Zeit – können die „sterblichen Überreste“ doch andere Menschen am Leben erhalten. 5. Schließlich ist es der Mensch (und nicht mehr die Natur oder Gott), der entscheidet, wann dieser irreversible statische Prozess des Sterbens ein Anfang und ein Ende hat.

Mit der Definition des menschlichen Todes als Hirntod ist eine neue qualitative Phase im Sterben und im Kampf mit dem Tod erreicht: Nicht mehr richtet sich das Hauptaugenmerk auf das Sterben bzw. den Prozess des Lebens als Sterben. Am Ende des 20. Jahrhunderts geht es um die Idee der Maximierung von Leben um jeden Preis. Das bedeutet aber auch, dass die Medizintechnologie ein Jenseits des Lebens nicht denken kann: Ihre Berechnung, Kontrolle und Optimierung *des* Lebens versagt sich der Erfassung, Berechnung und Beschreibung des (Hirn-)Todes – für den sie im Grunde keine exakten Begriffe, Kriterien oder Testverfahren hat. Der Tod hat für die Medizin nur dann Sinn, wenn er für das Leben genutzt wird (vgl. Hoff/Schmitt 1995).

Das Überleben im Hirntod ist auf den ersten Blick das Überleben von Körperteilen des Hirntoten, auf den zweiten das Überleben desjenigen, dem die entnommenen Organe gespendet werden. Auf den dritten – und vielleicht entscheidenden – Blick überlebt hier ein (zyklischer) Code des Überlebens, und damit doch wieder der Geist. Die Frage ist, ob nicht in der Verfolgung dieses Codes gleichzeitig eine paradoxe Idee von Unsterblichkeit auftaucht, die Idee, das vergängliche Leben zu überleben? Zwar sind wir mitten im Leben vom Tod umfassen, im Tod aber werden wir ins ewige Leben des Diesseits eingehen. Doch die Frage bleibt, ob ein unvergängliches Dasein mit den Erwartungen und Hoffnungen, den Glücksmomenten und Gewinnen einhergehen kann, die ein vergängliches Leben hat. Gewinnt nicht das menschliche Leben seine Bedeutung und seine Intensität gerade daraus, dass es sterblich ist?

Während die *life sciences* sich in den gezeigten Entwicklungen auf ein unvergängliches Leben vorbereiten, ist der einzelne Sterbende zum gegenwärtigen Zeitpunkt vor allem mit der selbstbestimmten Gegenwart seines Sterbens beschäftigt.

Darauf lässt auch die steigende Quote der Patientenverfügungen schließen, die in den letzten fünf Jahren von 26 % auf 43 % angestiegen ist (DHPV 2017). Nun lässt sich trefflich darüber streiten, ob mit den neueren Debatten um die Veränderung des Todeskriteriums vom Herztod zum Hirntod und die Etablierung einer liberalen Euthanasie auch das Sterben „leichter“ geworden sei. Zu wissen, dass es einen Zustand gibt, in dem man gerade tot genug ist, um noch Organe spenden zu können, aber auch noch so weit lebt, dass man ggf. Kinder auf die Welt bringen kann, mag vielen „Unaufgeklärten“ immer noch dubios vorkommen. Und auch die Debatten um die Euthanasie – wörtlich: der gute, leichte Tod – angesichts menschenunwürdigen Leidens und einer kaum mehr definierbaren Lebensqualität, die die andere Seite der Sterbedebatte der letzten Jahre bildet, machen die Situation für die Sterbenden nicht einfacher. Latent wird darin das Sterben häufig als Störfaktor gesehen, den man seinen Mitmenschen nicht zumuten will.

Radikalisiert man diese Überlegungen im Hinblick auf das Sterben und den Tod, so wird sich wohl in absehbarer Zeit nicht mehr die Frage nach dem lebensunwerten, wohl aber die nach dem *zumutbaren* Sterben stellen. Liberale Vertreter der Euthanasie werden Menschen dann wohl verstärkt vor die Problematik der Frage stellen, ob sie sich und anderen ihr vergängliches Leben noch zumuten, d.h. auch verantworten können. Das heißt, das Sterben immer stärker von ökonomischen Perspektiven abhängig zu machen. Und in diesem Sinne wird es immer schwieriger, seine eigene Vergänglichkeit akzeptieren zu können.

Lässt sich vor diesem Hintergrund von einem „schönen Sterben“ sprechen (vgl. Zirfas 2007)? Trotz der eindrucksvollen Entwicklung der Palliativmedizin hinsichtlich Schmerzaufklärung und Schmerztherapie gehen Schätzungen davon aus, dass etwa 5 % der gravierenden Schmerzen nicht angemessen behandelt werden können und dass etwa 2 % der Patient*innen selbst bei angemessener Therapie den Wunsch nach einer aktiven Tötung ihres Lebens nicht aufgeben werden (Wils 2007: 238). Da es für viele dieser Menschen ein würdevolles, selbstbestimmtes Sterben ohne Formen der Sterbehilfe nicht geben kann, erscheint eine Sterbehilfe auf Verlangen in bestimmten Fällen als ein Gebot der Menschlichkeit. Die prägende Kultur der Selbstbestimmung, der Leistungsfähigkeit und der Ökonomie kommt auch darin zum Ausdruck, dass 75 % aller Menschen sich einen plötzlichen, unerwarteten Sekudentod bei voller Gesundheit wünschen (Wild 2016: 131). Diese Form des Sterbens erscheint als eine, zu der viele Menschen heute „ja“ sagen können, die sie als „schöne“ Form des Sterbens empfinden: ohne Schmerzen, ohne Zweifel, ohne Abhängigkeit, ohne Scham und ohne Aufschub. Dass die allermeisten Menschen in Krankenhäusern oder Pflegeeinrichtungen sterben, macht aber auch deutlich, dass das Sterben dialektischer ist als die Wünsche der meisten. Sterben erscheint insofern als ein Geschehen, „in dem das Süße und das Bittere sich nahe sind, ebenso

wie das Tröstende dem Traurigen, das Leichte dem Schweren, das Humorvolle dem Dramatischen und das Noble dem Frechen“ (ebd.: 12).

Jörg Zirfas

LITERATUR

- Ariès, P. (1999): Geschichte des Todes. München: dtv.
- Brenner, A. (2019): Altern als Lebenskunst. Zug: Die Graue Edition.
- DHPV (2017): Wissen und Einstellungen der Menschen in Deutschland zum Sterben – Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung im Auftrag des DHPV. URL: https://www.dhpv.de/tl_files/public/Aktuelles/presseerklarungen/3_Zentrale_Ergebnisse_DHPVBevoelkerungsbefragung_06102017.pdf [12.09.2019].
- Gronemeyer, M. (2012): Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit (4. Auflage). Darmstadt: WBG.
- Hoff, J./Schmitt, J. in der (Hg.) (1995): Wann ist der Mensch tot? Organverpflanzung und „Hirntod“-Kriterium. Reinbek: Rowohlt.
- Klinkhammer, G. (2012): „Sterben in Deutschland“: Leben mit dem Tod. In: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 109, Heft 48, S. A-2405/B-1961/C-1919. URL: <https://www.aerzteblatt.de/archiv/132936/Sterben-in-Deutschland-Leben-mit-dem-Tod> [12.09.2019].
- Peters, T. R. (1992): Ars moriendi. Die Christen und der Tod. In: Schwandt, H.-G. (Hg.): Leben im Angesicht des Todes. Hamburg: Katholische Akademie, S. 63-84.
- Stubbe, H. (1985): Formen der Trauer. Eine kulturanthropologische Untersuchung. Berlin: Reimer.
- Wild, T. (2016): Mit dem Tod tändeln. Literarische Spuren einer Spiritualität des Sterbens. Stuttgart: Radius.
- Wils, J.-P. (2007): ars moriendi. Über das Sterben. Frankfurt am Main: Insel.
- Zirfas, J. (2007): In Schönheit leben und sterben. Ästhetische Bildung der Lebenskunst. In: Liebau, E./Zirfas, J. (Hg.): Schönheit. Traum – Kunst – Bildung. Bielefeld: transcript, S. 236-268.

Studium

Aus schulischem Druck entlassen beginnt mit der Aufnahme eines Studiums ein neuer Lebensabschnitt. Zeitlich erfolgt der Zugang zum Studium zwar hauptsächlich noch in der traditionellen Art direkt nach dem Abitur und gegebenenfalls nach dem Ableisten eines Bundesfreiwilligendienstes; Abweichungen davon sind jedoch zu beobachten: Studierende haben vor dem Erststudium einen Beruf erlernt und gearbeitet, sie haben bereits eine Familie gegründet oder beginnen im höheren Alter ein Zweitstudium. Die Erfahrungen aus diesen Lebenswelten, die nicht schulischer Natur sind, führen zu sehr heterogenen Lebenslagen, die sich in jeweils unterschiedlichen Zeitmustern mit entsprechenden Konsequenzen manifestieren. All diese Perspektiven können die Universitäten nicht im Detail berücksichtigen (vgl. Heiland/Schulte 2002: 132ff.).

Mit dem Eintritt in die Universität bzw. Hochschule verbinden viele Studierende die Hoffnung und Vorstellung freier, ungebundener Zeitverwendung. Verbunden ist diese Vorstellung mit dem Willen, sich einer neuen Herausforderung zu stellen, die anders ist, als das, was man bisher durchlebt hat. Hierzu gehören sicherlich die neuen Eindrücke, die sich z.B. durch einen Standortwechsel, durch neue Bekanntschaften und durch den Umgang mit Behörden und Ämtern ergeben. Das Studium wird vielfach als eine Möglichkeit gesehen, die Persönlichkeit neu zu formen, Selbstständigkeit und Eigenverantwortung zu erproben, aber auch den Weg in die finanzielle Unabhängigkeit zu gehen. Auch wenn die häuslichen Bande nicht vollständig abgestreift werden können (z.B. durch die materielle Unterstützung der Familie), so verbleibt doch ein großer Teil der Studienphase für die kreative Gestaltung des eigenen Lebens. Je weiter man sich von seinem häuslichen Milieu entfernt hat, umso größer erscheint die Chance der Realisierung. Diese, vielfach in unterschiedlichen Variationen geäußerten Vorstellungen vom Studieren prallen mit Wucht auf eine Realität, die man vielleicht so gar nicht erwartet hatte.

Die Universität ist ein ganz eigener Kosmos von Erwartungen und Regeln. Das, was in diversen Realitäten lange Zeit Bestand hatte und Orientierung verlieh, ist mit dem Eintritt in das Studium Geschichte. Die Studierenden merken sehr rasch,

dass die Universität eine andere Zeitordnung hat, die es zunächst einmal gilt, mit der eigenen Lebenssituation zu koordinieren. Unterstützung bieten die Universitäten dabei nur bedingt, z.B. durch Vorbereitungskurse. Einheitliche Rezepte der Lösung gibt es jedoch nicht. Zu vielfältig sind die Muster studentischen Lebens. Trotz der Tendenzen einer Verschulung des Studiums seit der Bologna-Reform ist der studentische Alltag offen und vielfältig, aber auch durch die für viele notwendigen Student*innenjobs strukturiert. Studierende können flexibel bestimmen, wann, wo und in welcher sozialen Konstellation – allein oder mit anderen – sie lernen wollen. Die Freiheit der Zeitgestaltung, das ist: die freie Gestaltung des studentischen Alltags. Dieser bietet immer noch große Chancen und Möglichkeiten zum selbstbestimmten Leben und Lernen. Was von den Studierenden als ein Eintritt in die Freiheit angesehen wird, ist von der Universität keineswegs so vorgesehen. Zunächst heißt das, sich mit den geforderten zeitlichen Strukturierungen des Studienalltags auseinandersetzen zu müssen. Bevorzugt wird das Studienangebot in die Zeiten zwischen 10:00 und 18:00 Uhr gelegt. Auch in den Abendstunden finden Veranstaltungen statt, aber weniger für die Studienanfänger. Wochenenden werden vielfach ausgespart, die Wochentage mit Veranstaltungen ausgefüllt. Bereits mit der Kenntnisnahme des Studien-Rahmenplans wird sehr schnell deutlich, dass die Universität bemüht ist, das Studium in einem hohen Maße zeitlich und möglichst effektiv zu strukturieren. Gelegenheiten für außeruniversitäre Aktivitäten erscheinen zunächst einmal rar und nicht gewünscht. Während die Universität primär auf ein Vollzeitstudium setzt, wird von den Studierenden diese Perspektive nicht unbedingt geteilt. Die Anforderungen aus der Lebenswelt der Studierenden konkurrieren mit denen des Studiums. Studierende definieren sich sozial zwar in der Rolle „Student*in“ und leiten dies aus der formalen Position der Immatrikulation ab; der studentische Alltag wird aber mindestens gleichgewichtig von anderen Rollen durchzogen: Studierende arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen; sie sind Eltern mit allen Verpflichtungen; sie betreuen pflegebedürftige Familienmitglieder, Studierende arbeiten weiterhin in dem Job, den sie bereits vor dem Studium ausübten. Studentische Tagesläufe gleichen oft einem Flickenteppich von Aktivitäten. Familienaufgaben, Fahrten von einem Ort zum nächsten, Teilnahme an Lehrveranstaltungen, Ausübung eines Jobs, Einkaufen, Schlafen, Fernsehen, Kneipengänge – in fast wahlloser Aneinanderreihung unterschiedlichster Aktivitäten läuft das studentische Leben ab. Die studentische Lebenswelt erscheint als Netz von Beziehungen, Verpflichtungen und Erwartungen, die permanent zu Handlungsentscheidungen der verschiedensten Art zwingen.

Diese Entscheidungen müssen in die Rahmenpläne des Studiums eingepasst werden. Im Bachelor- (BA-)Studium ist der Rahmen eng gesteckt (siehe Reichel 2016). Hierzu gehört nicht nur die Ableistung bestimmter Kernveranstaltungen,

sondern die Erbringung spezifischer Leistungen in Form von Credit-Points. Die Leistungen können sehr unterschiedlichen Typs sein (Klausur, Thesenpapier, Referat, Protokoll, Hausarbeit), in jedem Fall müssen sie zeitnah zu den besuchten Veranstaltungen erbracht werden, was wiederum viel Zeit und vor allem Zeitmanagement erfordert. Nicht aus dem Blick geraten darf, dass es für das Studium eine zeitliche Limitierung gibt, d.h. ein BA-Studium möglichst innerhalb der vorgesehenen Zeit von sechs Semestern zu absolvieren. Gerade die lange Verweildauer in den Diplomstudiengängen war einer der Gründe im Rahmen der Bologna-Reform, eine neue Struktur des Studiums und der Abschlüsse zu initiieren. Für das Studium bedeutet dies wiederum, den Taktungen des Studienganges unbedingt zu folgen. Ein Ausfall einer Pflichtveranstaltung hat zur Folge, dass diese eventuell erst im übernächsten Semester wiederholt werden kann. Eine solche Wiederholung ist dann ein Plus zu den im Semester angebotenen Pflichtveranstaltungen. Die Folge ist Zeitdruck und Zeitnot, um den anstehenden Verpflichtungen zu genügen. In der Konsequenz kann dies durchaus zu einer eigentlich nicht gewünschten Verlängerung des Studiums führen.

Der Alltag des Studiums wird mithin nicht nur durch Erwartungen und Forderungen seitens des Studiums erheblich belastet, sondern auch dadurch, dass diese mit Erwartungen und Forderungen anderer Lebensbereiche vereinbart werden müssen. Zeitdruck entsteht als Folge einer unzureichenden Koordinierung, indem das In-Beziehung-Setzen von Forderungen verschiedener Lebensbereiche nicht gelingt. Das spürbare „Tempo“, das Zerrinnen der Zeit, ist z.B. Ausdruck dieser Verflechtungen von Studium und sozialem Leben (vgl. Jetzkowitz/Lüdtke/Schneider 2004). Die ausschließliche Konzentration auf das Studium ist nur noch einem kleinen Teil der Studierenden möglich. Mit der Zunahme gesellschaftlicher Interdependenzen steigen die Anforderungen an zeitliche Synchronisations- und Koordinierungsleistungen. Nur diejenigen können sich problemlos integrieren, die diese Leistungen zu erbringen vermögen.

Das Empfinden von Zeitdruck ist Indikator einer Entwicklung moderner Gesellschaften (vgl. z.B. Rosa 2009). Zunehmende Arbeitsteilung in der industriellen Sphäre und die Bürokratisierung vieler Lebensbereiche erfordern koordinierende und organisierende Fähigkeiten der Menschen. Zur richtigen Zeit am richtigen Ort das Gewünschte tun – gewissermaßen eine persönliche Handlungslogik – ist gefragt. Dazu passt ein Zeitbewusstsein, das in Form eines Handlungsimperativs bereits allgemein geteilt wird: nämlich so zu handeln, dass die vorhandene Zeit möglichst effektiv, möglichst gewinnbringend zu verwenden sei.

Studierende sind selbstverständlich nicht von dieser gesellschaftlichen Strömung unbehelligt. Die komplex strukturierte Lebenswelt, wie sie anfangs thesenartig beschrieben worden ist, legt geradezu eine berechnende Lebensführung nahe.

Handlungsentscheidungen werden nach einem ökonomischen Kalkül getroffen. Was sich rechnet, wird gemacht. So soll z.B. der „Schein“, die Bescheinigung des Lernerfolgs der Teilnahme an einer Lehrveranstaltung, möglichst billig, d.h. mit geringem zeitlichem Aufwand realisiert werden.

Die Universität könnte ein Ort sein, an dem Zeit zum Lernen gegeben wird. Lernen erfordert ein Einlassen auf ein Thema. Zum Lernen gehört es, Umwege und Nebenwege zu gehen, ehe der Weg zum Lernziel beschritten wird. Die Universität könnte ein Ort sein, wo ein solches Lernen nicht als Zeitverschwendung angesehen wird. Die Universitäten sind bemüht, zeitliche Restriktionen aufzubrechen und Angebote zu realisieren, die größere zeitliche Spielräume ermöglichen, wie z.B. das forschende Lernen. Solche Bemühungen stehen in Konkurrenz zu Bestrebungen, durch Verkürzung des Studiums und der Einrichtung von inhaltlich stark reduzierten und festgelegten BA-Studiengängen, durch Modularisierung und Standardisierung von Studieninhalten und offene Ökonomisierung das Studium zu optimieren. Zudem macht die Nutzung von technischen Medien wie Lernprogrammen oder Online-Vorlesungen das Lernen unabhängig von Zeit und Ort. Lerninhalte werden in kleinen Einheiten angeboten und konsumiert, ohne dass sich der innere Zusammenhang dieser Einheiten für Studierende gleich erschließt. Zeitraubende Diskussionen werden in der Regel unterbunden. Umstritten ist, wie sinnvoll es ist, Inhalte auf die gegenwärtig bekannten digitalen und multimedialen Formate zu übertragen.

Gibt man gar den Lernort Universität preis, dann überträgt man die Verantwortung für das Studium den Studierenden. Da die Hauptaktivität im Lernprozess weitestgehend bei den Lernenden selbst liegt, werden sie zu Moderator*innen ihrer eigenen oder in Zusammenarbeit mit anderen organisierten Lernprozesse. Zeit- und Ortsunabhängigkeit von Vorlesungen, Übungen und Diskussionen lassen sich wesentlich besser in das Zeitmanagement einbauen (vgl. Schöneck 2011). Die Universität steht in der Gefahr, nur noch der Ort zu sein, wo es punktuell zu Zusammenkünften kommt (Blockveranstaltungen, Übungen, Seminare) und wo die Prüfungsleistungen erbracht werden.

Diese Entwicklung kommt den Studierenden entgegen, weil sie das moderne Zeitbewusstsein der optimalen Gestaltung und Nutzung der Zeit internalisiert haben. Zügige Erledigung der Arbeit, Pünktlichkeit und Vermeidung von Zeitvergeudung sind Handlungsmaximen, die von vielen Studierenden geteilt werden. Dabei kommen Strategien zum Tragen, die einem möglichen Erleben von Zeitdruck vorbeugen: Beschleunigung, Koordinierung und Synchronisierung des Handelns sowie eine effektive Nutzung des begrenzten Zeitkontingents. Es gibt mehr Handlungsmöglichkeiten als gelebt werden können. Die Notwendigkeit zur Selektion und zur Setzung von Prioritäten gehören zum studentischen Alltag dazu. Ob das Studium

dabei immer vorrangig ist, ist weder selbstverständlich noch notwendig. Dieser Trend zur „McDonaldisierung“ im Bereich der universitären Bildung führt nach Ansicht des Soziologen Siegfried Lamnek (2002) in eine Zukunft, in der Intellektualität und Bildung nicht mehr gefragt sind. Für die Studierenden sind die Vorteile der Gestaltungsmöglichkeiten des Studienalltags offensichtlich. Die sich daraus ergebenden Gefahren werden vielfach unterschätzt. Vielen Studierenden gelingt nicht die Verwirklichung einer optimalen Balance zwischen Leben und Studium. Die Folge sind Studienabbrüche, was den Universitäten gegenwärtig als ein großes Problem begegnet.

Mittlerweile verlangt die Arbeitswelt nach Kompetenzen wie etwa einem ausgewogenen Selbstmanagement. In einigen Branchen (z.B. IT; Logistik) haben sich Arbeitszeitmodelle wie die Vertrauensarbeitszeit bereits durchgesetzt. Es wird kein Büro mehr aufgesucht, keine Kontrolle der physischen Anwesenheit durchgeführt. Vertraut wird den Arbeitnehmer*innen dahingehend, dass die Flexibilisierung von Orten und Zeiten eigenverantwortlich so organisiert wird, dass ein Arbeitsergebnis in der terminierten Zeit vorliegt. Wo, wie, in welcher Zeit dies geschieht, bleibt den Mitarbeiter*innen überlassen.

Eine der zukünftigen Herausforderungen für die Universitäten wird die inhaltliche und örtliche Rückbindung der Studierenden sein. Berücksichtigt man die zunehmende Erwerbstätigkeit der Studierenden aus den oben genannten unterschiedlichen Motivationen, die verschiedenen Anforderungen der Lebenswelt, die Wandlungen des Arbeitsmarktes, so dürfte deutlich sein, dass die Zeiten für die Bewältigung außeruniversitärer Arbeiten in Teilen wesentlich restriktiver sind als die Erfüllung der Aufgaben des Studiums. Für die Universitäten wäre es fatal, wenn die Koordinierungs- und Synchronisierungskosten des Handelns in verschiedenen Lebensbereichen immer leichter beim Studium abgeladen werden – mithin der Lernort Universität mehr und mehr an Bedeutung verliert. Wenn mehr als ein Viertel der Studierenden ihr Studium vorzeitig abbrechen, dann ist die Universität gefordert gegenzusteuern. Gegensteuern bedeutet dann allerdings, dass der Zusammenhang von Arbeit und Leben wesentlich stärker im Fokus eines Studiums verankert wird. Welche Art von Diversifizierungen ihrer Angebote die Hochschulen in zeitlicher und inhaltlicher Form noch vorzunehmen haben bzw. vornehmen müssen, bleibt ein spannendes Kapitel zukünftiger Hochschulpolitik.

Hans-Günther Heiland

LITERATUR

- Heiland, H.-G./Schulte, W. (2002): Zeit und Studium. Untersuchungen zum Zeitbewusstsein und zur Zeitverwendung von Studierenden. Herbolzheim: Centaurus.
- Jetzkowitz, J./Lüdtke, H./Schneider, J. (2004): O Tempora, o Mores – Wie Studierende mit der Zeit umgehen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamnek, S. (2002): Globalisierung – Internationalisierung – Amerikanisierung – Bachelorisierung – McDonaldisierung? Die Hochschulreform und ihre Konsequenzen. In: Soziologie, Jg. 31, Heft 1, S. 5-25.
- Reichel, T. (2016): Bachelor of Time: Zeitmanagement im Studium. Aachen: Studienscheiss.
- Rosa, H. (2009): Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen. In: King, V./Gerisch, B. (Hg.): Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung. Frankfurt am Main: Campus, S. 21-39.
- Schöneck, N. M. (2011): „Der perfekte Zeitmanager“ – und warum es ihn so selten gibt. Soziologische Betrachtungen der Methoden und Techniken des Zeitmanagements. In: Sociologia Internationalis, Jg. 49, Heft 2, S. 227-249.

Transformation

Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, dass der menschliche Lebensverlauf auf einer kontinuierlichen Abfolge von diskontinuierlichen Strukturbrüchen beruht und eben daraus erst seine Zukunftsfähigkeit gewinnt. Über die Klärung des Transformationsbegriffs kommt man daher einer „Kontinuität im Wandel“ (Müller/Schaal/Thiersch 2002) auf die Spur. Die anschlussfähige Verschränkung immer neuer Umbruchsituationen ließe sich daher als das „temporale Moment“ eines transformativen Verständnisses von Lebensverläufen bezeichnen. Allerdings hat nicht jede Veränderung bereits die strukturelle Qualität einer Transformation. Mit ihr bekommt man es mit einem ähnlichen Einschätzungsproblem zu tun, wie etwa beim Unterschied zwischen kurzzeitigen Witterungsschwankungen und der Tiefenschicht eines langwelligen Klimawandels. Es lohnt daher, sich den Begriff der Transformation genauer anzuschauen. Auf dieser Grundlage lässt sich dann verdeutlichen, dass Transformation im Gesamtzusammenhang eines Lebensverlaufs in ein Spannungsfeld unterschiedlicher Entwicklungsdimensionen eingebettet ist, die in Form anschlussfähiger Ereignisse prozessuale Figurationen wie Rhythmen oder Sequenzen herauszubilden vermögen (Schützeichel 2015).

Relationstheoretisch betrachtet, ist der menschliche Lebensverlauf als ein in-einander verschränktes und wechselseitiges Bedingungsgefüge interferierender Entwicklungen zu verstehen, die zwar jeweils einer eigensinnigen Verlaufslogik folgen, zugleich aber resonant aufeinander bezogen sind. Der Begriff der „Interferenz“ meint dabei sowohl die Möglichkeit einer wechselwirkenden Verstärkung als auch ihrer gegenseitigen Neutralisierung. Grob gesprochen handelt es sich um ein komplexes Zusammenspiel zwischen einer körperlich-ontogenetischen, biografischen, generationsübergreifenden, gesellschaftlich-historischen und kulturgeschichtlichen Entwicklungsdimension innerhalb des Gesamtzusammenhangs eines planetarisch-weltgesellschaftlichen Spannungsfüges. Aus dem Verständnis von Lebensverläufen als ein „Endloses Geflochtenes Band“ (Hofstadter 1985) wird es möglich, „Transformation“ in ihrem Zusammenspiel mit umwälzenden Ereignissen in all den anderen Dimensionen nachzuvollziehen, die für diese zwar keine kausale, aber eine

synchrone Wirksamkeitsbedingung darstellen. Auf genau diesen „zeitsensiblen Erklärungszusammenhang“ (Aljets/Hoebel 2017) stellt dieser Beitrag zum Transformationsbegriff im Lebensverlauf ab.

Das oft genug überraschende Aufeinandertreffen widerstreitender Entwicklungsverläufe kann als ein Widerfahrnis von positiver oder auch negativer Bedeutsamkeit erlebt werden. Im Sinne einer strukturellen Schnittstelle oder auch eines Wendepunkts hat hierbei das Konstrukt des „kritischen Lebensereignisses“ (Filipp 1995) Geltung erlangt. Um den Begriff Transformation in seiner existenziellen Dramatik gerecht zu werden, ist er konsequent von schlichter Veränderung, aber auch von kleinschrittigem Wandel zu unterscheiden. Seine Vorsilbe „trans“ verweist auf einen strukturellen Übergang hin zu einer komplementären „Gegen-Seite“. Das Wort „Formation“ bezeichnet zunächst eine Form, die es bereits zu einer gefestigten An-Ordnung gebracht hat. Hinsichtlich einer solcherart in sich selbst gefestigten Verfasstheit gelingt der Prozess einer „In-Formation“ erst unter der Voraussetzung, dass neu Hinzukommendes hinreichend passfähig zugerichtet worden ist. Eine Formation nimmt nur wahr, was sie bereits kennt und sei es als eine ihr „bekannte Fremdheit“.

Anders stellt sich die Problematik dar, wenn fehlende Passfähigkeit die aneignende Formation durch Irritation zur transformierenden Selbstveränderung zu stimulieren vermag und dabei dem Phänomen eines verstörenden „Nichtverstehens“ zu seiner Erscheinung verhilft. Jean Piaget fasst dies in dem epistemologischen Steigerungsverhältnis von Assimilation zur Akkomodation. Während bei einer ausschließlich inhaltlichen Veränderung die zugrunde liegende Formation stabil bleibt, bekommt man es bei einer Transformation mit einem tieferen und damit „grundlegenden“ Strukturwandel zu tun: Gestalttheoretisch gesehen, fügt sich nicht nur eine veränderte „Figur“ vor dem gleichbleibenden Hintergrund ein, wie dies im Prozess einer „Assimilation“ erfolgt. Stattdessen transformiert sich der (Hinter-)Grund, aus dem die Figur die Möglichkeit ihres Erscheinens und auch ihre Bedeutung bezieht. Vor den sich nun strukturell verschiebenden Kontextbedingungen transformiert sich in Folge auch die Bedeutung der auf ihnen in Erscheinung tretenden „Figur“. Bisläng „Undenkbares“ wird intelligibel, zuvor latent gebliebene Phänomene treten nun sichtbar in Erscheinung. Während sich die unterschiedlichen Spielarten schlichter Veränderungen auf inhaltliche Variationen einer weiterhin strukturell stabilen Kontextformation beschreiben lassen und bei der sich diese als strukturell unerhebliche „Attribute“ erweisen, zielt Transformation aufs Ganze. Hinzu kommt ein weiteres qualitatives, wenn nicht sogar normativ gehaltvolles Moment: Transformation kann systemtheoretisch gesehen keinesfalls durch einen Eingriff von außen erfolgen, sondern ihre Bewegung geht notwendigerweise von einer immanent kreativen „Spannungslage des Zwischen“ aus. Aus dieser spannungsreichen

Lagebeziehung eines „Sich-Dazwischen-Befindens“ transformiert sich die Gesamtgestalt „intrinsisch“ und das meint aus sich selbst heraus.

In transformationstheoretischer Deutung lassen sich im menschlichen Lebensverlauf in Bezug auf Transformation zwei Grundformen eines strukturellen „Übergangs“ beobachten und im Rahmen einer reflexiven Transformationsanalyse (Schäffter 2019) zu einem Bildungsraum lernförderlich ausgestalten: Einerseits Übergang in Form eines grenzüberschreitenden *Bewegungsverlaufes als Statuspassage* und andererseits Übergang als eine immanent spannungserfüllte und hierdurch schöpferische *Lagebeziehung*. In beiden Formen eines Übergangs bekommt man es mit besonderen *Figuren einer Trans-Formation* zu tun. Dies soll abschließend erläutert werden.

Nicht zuletzt aufgrund seiner Anschaulichkeit verführt der Begriff des „Übergangs“ in seiner Suggestivkraft zur Denkfigur eines grenzüberschreitenden Bewegungsverlaufs, der von einem Ausgang her eine strukturelle Schwelle überwindet, um sich schließlich in einem mehr oder weniger antizipierten Zielbereich einzufinden. Transformation erhält die Bedeutung einer Umwandlung von einem bekannten hin zu einem ebenfalls bekannten Zustand. Diese klassische Transformationsfigur wird im sozialtheoretischen Kontext als „Statuspassage“ bezeichnet. In den organisch-biologischen, ontogenetischen oder sozial-kulturellen Dimensionen finden sich bereichsspezifische Bezeichnungen, wie der Begriff der „Reife“ oder des „Lebensalters“. In ethnologischen Studien hat es Übergang als *rites de passage* zu einiger Bekanntheit gebracht. Um die Denkfigur auf komplexe Unbestimmtheiten einer spätmodernen Transformationsgesellschaft übertragen zu können, wird es gegenwärtig erforderlich, die Ausgangssituation und den antizipierten Zielbereich hinsichtlich ihrer Bestimmbarkeit auszudifferenzieren (vgl. Schäffter 2014). Dabei wird erkennbar, dass Übergänge einer jeweils anderen Entwicklungslogik folgen, je nachdem, welche der beiden Seiten unbestimmt bzw. sogar prinzipiell unbestimmbar erscheinen. Probleme bereiten dabei vor allem die explorierend angelegten Statuspassagen, die Harald Welzer (1997) als „Transitionen“ bezeichnet und deren Transformationsmuster sich erst in einer Suchbewegung „entpuppen“ und die konkret greifbaren Ziele prozessgebunden während des Verlaufs hervorbringen (Schützeichel 2015). Grundsätzlich gesehen, geht es um die Krise linear-kausaler Denkfiguren und um das Erproben von Formen eines experimentierenden „Umgangs mit Unbestimmtheit“. Dies wiederum setzt ein *qualitatives* Verständnis von Zeit im Sinne von „Dauer“ als ein „schöpferisches Werden“ (Bergson) voraus.

Verdeutlichen lässt sich dies an der eigenen Forschungspraxis: Die bildliche Suggestionskraft von Übergang als der bis zu Ende geführte Ablauf einer Bewegung von A nach B wirkt dermaßen plausibel, dass es in einem praxisfeldbasierten Projekt einer Reihe von „kritischen Ereignissen“ bedurfte, bis die eingeschliffene

Sichtweise einer „Passage“ im Sinne einer „Lagebeziehung“ erweitert werden konnte (vgl. Schäffter/Schicke/Hartmann 2019). Das entscheidende Erkenntnis Hindernis, das einem solchen transformativen Blickwechsel entgegensteht, erklärt sich daraus, dass bei einer Bewegung von A nach B gewissermaßen „von außen“ gedacht wird. Dem gegenüber wird *Übergang als spannungsreiche Lagebeziehung* erst aus einem „Sich-Dazwischen-Vorfinden“ subjektiv erlebbar und folglich „von innen“ heraus artikulierbar. Ausgelöst wurde der Prozess des Umdenkens durch den konkreten Problemfall eines VHS-Programmbereichsleiters „Fremdsprachen“, der für eine zertifizierte Fortbildung „Übersetzen/Dolmetschen“ trotz ausgiebiger Werbung überraschend nicht genug Teilnehmende finden konnte und dies, obwohl gerade im Adressatenbereich „Menschen mit Migrationshintergrund“ ein gesicherter „Bedarf“ an einer derartigen Qualifizierungsmaßnahme objektiv nachweisbar schien. Erklärungsbedürftig war daher, weshalb sich der festgestellte Bedarf nicht umgehend in entsprechende Weiterbildungsbeteiligung umsetzen ließ. Im konkreten Fall geriet der pädagogische Bezug zur „Lebenslage“ des Adressatenbereichs unter die Lupe. In extern zuschreibender Bedarfsbestimmung erhielt die Kompetenz des Übersetzens eine pädagogisch ausschlaggebende Bedeutung. Diese Deutung traf jedoch offensichtlich nicht die lebensweltliche Sicht der gewünschten Bildungsadressaten. Ihre Fähigkeit zwischen zwei oder mehreren Sprachkulturen vermitteln zu können, bestimmte nicht notwendigerweise das Bild ihrer eigenen Lebenslage. Es besteht vielmehr die Vermutung, dass sie diese Mehrfachkompetenz eher als eine Problematik und nicht als Entwicklungsressource erleben. Das Fortbildungsangebot, sich zum/zur professionellen Übersetzer*in zu qualifizieren, entsprach somit nicht ihrer immanenten Sicht auf die schwierige Lebenslage eines „between and betwixt“, in der sie sich zwischen zwei oder mehreren Sprachkulturen hin und her gerissen erleben mussten.

Eine derart spannungsgeladene und persönlich noch klärungsbedürftige Lagebeziehung erfordert offenbar erst einmal eine gelassene Klärung, um schließlich als zukunftsöffnende Basis für weitreichendere Entwicklungsplanung dienen zu können. Ob dies dann schließlich zur Qualifizierung als Übersetzer*in führen könnte, steht für mögliche Bildungsadressaten zunächst als Entscheidung noch gar nicht an. Die angesprochenen Bildungsadressaten waren folglich gar nicht auf dem „Weg von A nach B“, sondern in einer für sie selbst ungeklärten und ambivalenten Lebenslage eines „Zwischen-den-Sprachen-Seins“ verstrickt. Sie verfügten zunächst noch gar nicht über das, was als die „immanente Transitivität“ ihrer Lagebeziehung bezeichnet werden kann und was ihre zukunftserschließende Produktivität ausmacht. Entscheidend war daher *zum einen*, dass das Konzept der „Übergangszeit“ von der Denkfigur einer möglichst rasch zu durchheilenden Bewegung hin zu einer dauerhaft lebensbegleitenden Spannungslage zu erweitern sei. *Zum*

anderen wurde am Beispiel einer pädagogischen Fremdzuschreibung von Fortbildungsbedarf ihre prinzipielle Unvereinbarkeit mit einer immanenten Sicht auf die je eigene Lebenslage unübersehbar.

Weitere Anwendungsfälle in Form „kritischer Ereignisse“ ließen nicht lange auf sich warten: So hatte sich bspw. die kooperierende Volkshochschule dafür entschieden, als Adressatenbereich eine Teilgruppe der eigenen Kursleiter*innen anzusprechen, die zwar das Rentenalter erreicht hatten, aber dennoch in pädagogischer Lehrtätigkeit verblieben waren und dies für ihren weiteren Lebensverlauf auch ins Auge gefasst hatten. Mit welchem Verständnis von „Übergangszeit“ bekommen es die Kolleg*innen zu tun, die eingeladen wurden, um eben diese Zeit nun auch noch als einen „Bildungsraum“ zu nutzen? Welchen Bedeutungswandel erfährt für sie nachträglich der Ausgangspunkt A, also das zuvor „normale“ Berufsverständnis? Deutlich wurde, dass auch zum Zeitpunkt der nachberuflichen Lebensphase mit „Übergang“ nicht das schlussendliche Erreichen eines vorab ins Auge gefassten Ziels gemeint sein kann, sondern zunächst nur der Eintritt in eine neuartige, wenn nicht sogar avandgardistische Lagebeziehung des „Zwischen“. Erst von ihr aus wird sich sowohl die Bedeutung der „Vergangenheit A“ als auch der sich nun wieder öffnenden „Zukunft B“ zeitsensibel und prozessorientiert in ihrer neuartigen, vielleicht auch bedrohlichen Unbestimmbarkeit gestalten lassen. Genau dies ist mit dem leicht euphemistisch klingenden Label des „Bildungsraums“ gemeint.

Neben den genannten Anwendungsfällen erscheint eine neue Sicht auf die transitive Lebenslage von geflüchteten Menschen und von Arbeitsmigranten in ihrem transformativen „Kipp-Effekt“ ganz besonders bestürzend. Mit der Erweiterung von Übergang als Statuspassage hin zu einer dauerhaft anhaltenden existenziellen Lagebeziehung eines „Sich-Dazwischen-Vorfindens“ stellt sich weit nachdrücklicher als bisher die ideologiekritische Frage, inwieweit nicht die Deutung von Übergang als eine zu vollziehende Statuspassage zunächst nur eine distanzierende Außenperspektive wiedergibt. Demgegenüber wird die „immanente Transitivity“ einer Lagebeziehung in ihrer existenziellen Bedeutung erst aus einer reflexiven Binnensicht erfahrbar und artikulationsfähig.

Erste Klärungsansätze, die noch zum pädagogischen Design einer *Transitionsanalyse* (Schäffter 2019) ausgearbeitet werden, lassen vermuten, dass jede Form von „Übergangsbewegung“ zu einer lebensbegleitenden „topologischen Lagebeziehung des Zwischen“ führt und die daher in seiner menschlichen und gesellschaftlichen Produktivität im Lebenslauf deutlichere Wertschätzung erfahren sollte. Hierdurch erhält das Konzept der transitiven Lebenslage gewissermaßen die existenzphilosophische Bedeutung einer *condition humaine*. Konkret gefasst bedeutet dies, dass das Konzept einer Statuspassage unzureichend zu berücksichtigen vermag, dass

jeder menschliche Lebensverlauf sich aus einem Überwechseln von Zuständen des Dazwischen-Seins aufbaut. Der energetische Vortrieb beruht nicht im Sein, sondern in der Temporalität von „Werden“.

Als schockierendes Gegenbild zum Übergang als einer letztlich kreativen, zukunftsöffnenden „Lagebeziehung des Zwischen“ sollte dabei jedoch nicht aus dem Blick geraten, dass von flüchtenden und ins Exil gestoßenen Menschen das „Zwischen“ eines auf Dauer gestellten „Transits“ existenziell als „timeless place“ erlebt und erlitten wird. Statt einer intensivierenden „Verdichtung von Zeit und Raum“ geraten diese Menschen in ein todbringendes Zeitregime, das ein systematisches Erlöschen aller temporalen und sozialräumlichen Perspektiven bewirkt.

Ortfried Schöffter

LITERATUR

- Aljets, E./Hoebel, T. (2017): Prozessuales Erklären – Processual Explanation. Grundzüge einer primär temporalen Methodologie empirischer Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 46, Heft 1, S. 4-21.
- Filipp, S. (Hg.) (1995): Kritische Lebensereignisse (3. Auflage). Weinheim: Beltz.
- Hofstadter, D. R. (1985): Gödel, Escher, Bach – ein Endloses Geflochtenes Band. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Müller, S./Schaal, G. S./Thiersch, C. (Hg.) (2002): Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnungen zwischen Verstetigungen und Transformation. Köln: Böhlau.
- Schöffter, O. (2014): Bildungsformate im gesellschaftlichen Strukturwandel. In: Felden, H. von/Schöffter, O./Schicke, H. (Hg.): Denken in Übergängen. Weiterbildung in transitorischen Lebenslagen. Wiesbaden: Springer VS, S. 111-136.
- Schöffter, O. (2019): Transitionsanalyse. Komplementäres Denken in Übergängen. In: Obermeyer, K./Pühl, H. (Hg.): Übergänge in Beruf und Organisation. Umgang mit Ungewissheit in Supervision, Coaching und Mediation. Gießen: Psychosozial Verlag, S. 199-226.
- Schöffter, O./Schicke, H./Hartmann, T. (2019): Berufsbiographische Übergangszeiten als Bildungsraum nutzen. Eine bildungswissenschaftliche Expertise. URL: <http://arbeitgeberzusammenschlusse.de/wp-content/uploads/2019/05/21IAWBI105A-%20C3%9Cbergangszeiten-Eine-Bildungswissenschaftliche-Expertise.pdf> [01.07.2019].
- Schützeichel, R. (2015): Pfade, Mechanismen, Ereignisse. Zur Forschungslage in der Soziologie sozialer Prozesse. In: Schützeichel, R./Jordan, S. (Hg.): Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen. Wiesbaden: Springer VS, S. 87-147.
- Welzer, H. (1997): Transitionen. Zur Sozialpsychologie biographischer Wandlungsprozesse. Tübingen: edition diskord.

Unsicherheit

Eigentlich spricht alles dafür, dass wir in größter Unsicherheit leben. Wir verbringen unser absehbar kurzes, fragiles Leben, vereinfacht gesagt, auf der dünnen und porösen Kruste eines rotierenden Feuerballs, der mit etwa 100.000 km/h um einen noch größeren Feuerball rast. Wir leben in einer historischen Periode, die anschließt an ein Jahrhundert und „Zeitalter der Extreme“ (Hobsbawm 1995) voller kriegerischer Gewaltexzesse, gezielter Massenvernichtungen menschlichen Lebens und Zusammenbrüche von ideologischen und staatlichen Gebilden, die den Anspruch hatten, auf Dauer gestellt zu sein. Der Anfang des 21. Jahrhunderts machte uns zu Zeug*innen der spektakulären, weltweit live übertragenen Initialzündung einer fortlaufenden Kette religiös-fundamentalistisch motivierter Anschläge. Wir erlebten die Erschütterung des globalen Wirtschafts- und Finanzsystems, für deren hegemoniales Modell der Profitgenerierung Unsicherheit wiederum geradezu konstitutiv ist (Beckert 2016). Die ökologischen Grenzen des Wachstums moderner Gesellschaften werden spätestens seit den 1970er Jahren wissenschaftlich fundiert ausgelotet. Dennoch scheinen angesichts der damit verbundenen Bedrohungen aktuell eher Kinder und Jugendliche als Erwachsene beunruhigt und bereit, dagegen zu protestieren.

Unsicherheit ist in zeitlicher, räumlicher und sozial-ökonomischer Hinsicht standortabhängig: Junge und Alte, Arme und Reiche etc. werden ähnliche Erfahrungen anders bewerten. Prekarität und Vulnerabilität als Momente menschlicher Existenz wirken aber gar nicht unbedingt verunsichernd: Die Beschaffenheit der Erde, die menschliche Schwäche für Grausamkeiten, die Flüchtigkeit staatlicher Gebilde, die Unzulänglichkeiten des Kapitalismus und die desaströsen Folgen wirtschaftlichen Wachstums okkupieren unsere Aufmerksamkeit zumeist nur punktuell. Sie gehören zu jenen externen Unsicherheitsfaktoren und kollektiven Erfahrungs- und Wissensbeständen, die zugunsten eines vorausschauend planenden Lebens unterdrückt werden können, obwohl sie medial möglicherweise omnipräsent sind. Derartige kognitive Selektionsprozesse zur Fabrikation weltlicher Kontinuität verlaufen überwiegend habituell. Dabei wird unser Blick in die Zukunft situationsab-

hängig an Erfahrungen geknüpft und bestehende Unsicherheit in konkreten Handlungen und Handlungsentwürfen zum Ausdruck gebracht, oder auch nicht. In diesem Verständnis tritt uns Unsicherheit nicht einfach entgegen, etwa in Form (zeitdiagnostisch) identifizierter, systemischer Merkmale oder Umgebungsfaktoren (z.B. Globalisierung, Beschleunigung). Vielmehr manifestiert sich Unsicherheit in Handlungsprozessen und ist darin indirekt empirisch beobachtbar und rekonstruierbar. Die Art und Weise etwa, wie Jugendliche, anders als Erwachsene, für ökologische Anliegen mobilisiert und aktiv werden, verweist auch auf die generationenspezifische Bedeutung von Bedrohungsszenarien im jeweiligen Lebenshorizont.

Weniger leicht ausblenden lassen sich verunsichernde Aspekte, die sich auf Rahmenbedingungen mit höherer Alltagsrelevanz beziehen und ihren Niederschlag in unseren Handlungsroutinen finden können. Die Unsicherheitsdynamik, um die es hier gehen soll, wird über die Zeitstruktur biografischen Handelns vermittelt und hat ihren Ausgangspunkt in Struktur und Wandel der Institution des Lebenslaufs als gesellschaftliches Ordnungsprogramm.

Historisch ist der Lebenslauf als Institution der sozialen Reproduktion und Integration ein Produkt der Moderne. Er strukturiert gesellschaftliches und individuelles Leben chronologisch, indem er regelhaft typische Sequenzmuster durch die Lebenszeit sowie zugehörige, zeitlich getaktete Übergänge und Statuspassagen nahelegt (Kohli 1986). Diese werden durch staatliches Regierungshandeln für die Mehrheitsgesellschaft durchgesetzt und über Normen verfestigt (Leisering 2003). Die Politikbereiche Bildung, Beschäftigung und Soziales sind je nach nationalem Kontext mehr oder weniger eng aufeinander abgestimmt und machen Lebenszeit damit zu einer eigenständigen Strukturdimension moderner Gesellschaften. So beinhalten etwa die ersten Lebensjahre allgemein verpflichtende Schulbildungserfahrungen; Erwerbsphasen werden altersmäßig typischerweise nach unten und oben begrenzt und sind zumeist Voraussetzung für Ansprüche aus flankierenden Arbeitslosen-, Kranken- und Rentenversicherungen. Auch die zeitliche und alltagspraktische Gestaltung des Familienlebens von der Gründung bis zur Strukturierung von Familienphasen und der Beziehungen zwischen Familienmitgliedern ist normativ und staatlich gesteuert. In konservativen Wohlfahrtsstaaten wie Deutschland und Österreich sind etwa familiäre Rollen und Erwerbsmöglichkeiten von Frauen und Müttern abhängig vom politischen Willen zur Schaffung von Kinderbetreuungsplätzen in einem Ausmaß, das dem tatsächlichen Bedarf entspricht.

In seiner Bedeutung für objektive und subjektive Unsicherheit ist der Lebenslauf eine ambivalente Institution. Im Sinne eines normativ wie politisch gestützten Lebensprogramms („Normallebenslauf“) fungiert er zunächst als Generator lebenszeitlicher Kontinuität und Garant für Erwartungs- und Verhaltenssicherheit. Vor-moderne Lebensformen stifteten zeitliche Kontinuität über örtliche Verbundenheit

und die Zugehörigkeit zu begrenzten Sozialräumen. „Im Zuge der gesellschaftlichen Freisetzung der Individuen ist die Verbindlichkeit dieser Form von Stabilität zerstört worden. Zur wesentlichen Grundlage für die Kontinuitätserfahrung ist stattdessen das Ablaufprogramm der Normalbiographie geworden. Auch über die Wendepunkte hinweg, die in diesen Ablauf eingebaut sind, sichert er Kontinuität im Sinne einer verlässlichen Zukunft“ (Kohli 1986: 190). Erst auf der Basis der Stabilität eines lebenszeitlichen Horizonts, in dem einzelne, zunächst als fragmentierend erlebte Etappen und Stationen programmatisch integriert sind, konnten sich Formen der Lebensführung etablieren, die individuell-biografisch auf einen typischen Erfahrungshorizont hin ausgerichtet sind. Die Taktung wahrscheinlicher Lebensstationen und -inhalte sowie erwartbare Handlungskonsequenzen und dauerhafte Statuspositionen machen den Lebenslauf als Institution zur Grundlage und Voraussetzung für Individualisierungsprozesse entlang etablierter Orientierungsschemata. Bspw. können Frauen aufgrund des dem Arbeitsmarkt inhärenten Belohnungssystems ihre Biografie entlang einer Karriereorientierung jenseits traditioneller Mutterschaft ausrichten; sie können für sich eine Verknüpfung von Bildung, Beschäftigung und Rentenalter finden, die losgelöst ist von der Dynamik von Familienzyklen. Andererseits bleibt die Vereinbarkeit von Beruf und Familie weiterhin problematisch und wird lebenslaufpolitisch nur zögerlich bearbeitet und erleichtert.

Dieser letzte Aspekt verweist auf die Schattenseiten des Lebenslaufs, der wie alle Institutionen unter chronischer Schwerfälligkeit leidet. Der Lebenslauf kann zum Auslöser von Unsicherheit werden, wenn biografische Erwartbarkeit innerhalb eines unzeitgemäßen zeitpolitischen Korsetts zur Belastung wird. Grundsätzlich mögliche Abweichungen von institutionell verankerten biografischen Skripten im Kern des Ordnungsmodells, etwa aufgrund privater oder gesundheitlicher Prioritäten, werden sanktioniert. Bspw. führen ausgedehnte Bildungszeiten bzw. eingeschränkte Erwerbsphasen wegen Arbeitslosigkeit, Teilzeitbeschäftigung oder Kindererziehung zu geringeren Ansprüchen aus den jeweiligen Sozialversicherungen. Vor allem die implizite Verpflichtung auf die Beteiligung im Erwerbssystem hat für Männer wie Frauen mittlerweile gleichermaßen verbindlichen Charakter. Nichtbeteiligung ist mit Kosten verbunden, deren biografische Folgewirkungen allerdings aufgrund unvorhersehbarer politischer Anpassungen individuell schwer abschätzbar sind. Ob jahrelange Teilzeitbeschäftigung oder Arbeit in prekären Beschäftigungsverhältnissen künftig tatsächlich zu Altersarmut führen wird, ist unklar und in konkreten Entscheidungsmomenten nur eingeschränkt relevant. Solange inhärente Widersprüche in der Abstimmung von Systemübergängen zu bestehen scheinen, bleibt Statusunsicherheit bezüglich der Lebensphase Alter lebenslang stiller Begleiter biografischer Entscheidungen. An diesem Beispiel wird deutlich, dass individuelle Gefährdungen zwar über Lebenslauf und Sozialstaat vergesell-

schaftet werden können. Allerdings kann umgekehrt deren (teilweise) Aufrechterhaltung politisch in einem Regieren durch Unsicherheit genutzt werden zur Disziplinierung und Aktivierung staatsbürgerlicher Eigenverantwortlichkeit für die Zukunft – z.B. durch die Schaffung von Rechtsgrundlagen zur Prekarisierung von Beschäftigungsverhältnissen (Lorey 2012).

Empirische Befunde zur Destandardisierung und Deinstitutionalisierung des Lebenslaufs sind widersprüchlich. Es stellt sich auch hier die grundsätzliche Frage ihrer Bedeutung dafür, ob Menschen von sich aus tatsächlich unsicher sind oder nicht. „Normalbiografie“ bzw. „Normallebenslauf“ sind zunächst nicht mehr als sozialwissenschaftliche Konstrukte, ebenso wie Begrifflichkeiten, die ihren Zerfall nahelegen, wie z.B. „Entgrenzung von Arbeit und Leben“, „Wertewandel“ oder „Prekarisierung“. Ob nun die Erosion der Normalbiografie – analog könnten wir fragen, ob „die Globalisierung“, ob der Verdacht der Verfügbarkeit über Massenvernichtungswaffen etc. – Unsicherheit generiert, lässt sich nur in der Subjektperspektive feststellen. Doch wie können wir Unsicherheit in der Zeitdimension des Lebenslaufs auf der Ebene biografischen Handelns konzeptualisieren?

Wohlrab-Sahr (1992) versteht (biografische) Unsicherheit allgemein als die Schwächung des Zusammenhangs von Erfahrung, Erwartung und dem Entwerfen von Handlungen und Plänen aufgrund einer Erosion der intersubjektiv geteilten Gewissheit künftiger Ereignisse in einer spezifischen sozialen Situation. Der Schlüssel zur Analyse von biografischer Unsicherheit liegt im Konzept der Zeitperspektive – d.h. in der Verknüpfung von lebensgeschichtlicher Vergangenheit und Zukunft in Form von Erwartungen, die situativ in der Gegenwart gebildet werden. Die Ausbildung von Zeitperspektiven ist eingebettet in geschichtete Unsicherheitskontexte. Diese begründen nicht schon von sich aus Unsicherheit, sondern können auf biografisches Handeln und Planen einwirken (Reiter 2010, 2019). Die äußeren Schichten, die Makro- und Meso-Kontexte, bestehen neben kosmologischen und biologischen Faktoren aus historischen, gesellschaftspolitischen und ökonomischen Rahmenbedingungen. Sie sind veränderlich, werden den Einzelnen über den Lebenslauf vermittelt und können, wie oben beschrieben, Unsicherheit stiften. Sie können auch zu einer echten Quelle *externer Unsicherheit* werden, etwa wenn die Zukunft einer Gesellschaft grundlegend und unmittelbar in Frage gestellt ist, wie im Fall von Krieg, Systemzusammenbruch oder Umweltkatastrophen. Massenhafte Fluchtmigration aus existentiellen oder ökologischen Gründen dokumentiert die Handlungswirksamkeit externer Unsicherheit. Sie korrespondiert hier gleichsam mit der subjektiven Gewissheit, die eigene Vergangenheit nicht an die erwartbare Zukunft anschließen zu können oder zu wollen.

Näher am Individuum – im Sinne seiner Wirkung auf konkrete Handlungen und Handlungsentwürfe in einer bestimmten Zeitperspektive – ist der Mikro-Kon-

text des sozialen Umfelds. Auf dieser Ebene kann Unsicherheit indirekt im Planen und Handeln beobachtet werden, indem genau die situative Verknüpfung von Erfahrungen und Erwartungen im jeweiligen Zeithorizont analysiert wird. In der je aktuellen Gegenwart und sozialen Situation (*Sozialdimension*) sind Vergangenheit und Zukunft dadurch aufeinander bezogen, dass eigene oder kollektive Erfahrungen (*Wissensdimension*) darin mit Handlungsentwürfen verknüpft werden, die erwartungsgemäß in die Zukunft reichen (*Ergebnisdimension*). Wissens-, Ergebnis- und Anerkennungsunsicherheit sind verbunden mit drei existentiell bedeutsamen Fragestellungen zur Einschätzung biografischer Ausgangssituationen: 1) Was kann ich tun; was sind mir bekannte Handlungsmöglichkeiten? 2) Wie geht es weiter; wie kann ich darauf Einfluss nehmen? 3) Was soll ich tun; wie werden andere das, was ich tue, bewerten?

Die erste Frage betrifft das Problem der *Wissensunsicherheit*, die besteht, wenn die Gültigkeit von verfügbaren Wissensbestandteilen und Orientierungsmustern biografischen Handelns in Frage gestellt ist. Zum Beispiel waren für Jugendliche nach dem Zusammenbruch der DDR die Erfahrungen der Elterngeneration im alten Gesellschaftssystem nur eingeschränkt hilfreich für die eigene biografische Orientierung. Dennoch bleiben gerade in Zeiten solcher Wissenskrisen verfügbare eigene oder kollektive Erfahrungen und Wissensbestände die wichtigsten Quellen für zukunftsorientiertes Handeln, indem sie nach Anhaltspunkten zur Etablierung produktiver biografischer Erwartungen und von Entwürfen in die Zukunft befragt werden. Das zweite Problem der *Ergebnisunsicherheit* besteht in der Schwierigkeit, in konkreten Situationen künftige Ereignisse und Handlungskonsequenzen einschätzen und die Zukunft beeinflussen zu können. Für ostdeutsche Jugendliche nach der Wende bedeutete die neue Option der Arbeitslosigkeit im Lebensverlauf eine Steigerung der Komplexität des Übergangs ins Erwachsenenleben und eine zusätzliche Belastung für individuelle Handlungsplanung. Das tatsächliche Handlungsergebnis hängt in solchen Situationen auch davon ab, welche Zukunftsanteile angesichts veränderter Möglichkeiten durch die angemessene Einschätzung eigener Chancen und die Konsolidierung von Prioritäten angeeignet werden können. Die dritte Frage der *Anerkennungsunsicherheit* verweist auf relationale Aspekte biografischer Unsicherheit. Biografisches Handeln ist ein Medium der Herstellung von Beziehungen zu Signifikanten Anderen, weil es vom sozialen Umfeld auf der Grundlage anerkannter Kriterien für normativ akzeptierbares Verhalten bewertet wird. In Ostdeutschland etablierte die Einführung der Marktwirtschaft bspw. neue Leistungskriterien zur Organisation von Biografien. Dem westdeutschen Modell entsprechend wurde etwa Arbeitslosigkeit schlagartig als sozial unerwünscht definiert und sanktioniert, obwohl sie überhaupt erst durch den Systemwechsel zum Problem wurde. Veränderliche Situationen und radikale Transformationen wie diese erfordern zur

sozialen Unsicherheitsreduktion die laufende (Neu-)Bewertung von Sozialkontakten und die Abstimmung eigener Prioritäten und Handlungsentwürfe auf externe Vorgaben.

Unsicherheit ist ein mehrdimensionales Phänomen, das sich über die Ausgestaltung subjektiver Zeitperspektiven untersuchen lässt. Das heißt, *ob* und *wie* Personen angesichts theoretisch oder zeitdiagnostisch vermuteter Faktoren unsicher sind oder nicht, muss empirisch geklärt werden. Im Unterschied zu Risiken und Gefahren, sind für Unsicherheiten keine objektivierbaren Einschätzungen möglich. Risiken zeichnen sich durch einen Handlungsbezug aus und können eingegangen oder vermieden werden; Gefahren bestehen ohne subjektives Zutun. Unsicherheiten lassen sich dagegen zwar nicht vermeiden, aber auf der Handlungsebene neutralisieren. Durch die Analyse des Zeit-, Sozial-, und Wissensbezugs situativen biografischen Planens und Handelns ist die Untersuchung des Phänomens der Unsicherheit im Lebenslauf auch dann möglich, wenn zunächst nichts darauf hinzuweisen scheint, dass Personen unsicher sind.

Herwig Reiter

LITERATUR

- Beckert, J. (2018): Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp.
- Hobsbawm, E. (1995): Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts. München: Hanser.
- Kohli, M. (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. In: Berger, J. (Hg.): Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren (Soziale Welt, Sonderband 4). Göttingen: Schwartz, S. 183-208.
- Leisering, L. (2003): Government and the life course. In: Mortimer, J. T./Shanahan, M. J. (Hg.): Handbook of the Life Course. New York: Kluwer, S. 205-225.
- Lorey, I. (2012): Die Regierung der Prekären. Wien: Turia + Kant.
- Reiter, H. (2010): Kontext, Erfahrung, Erwartung und Handeln – ein empirisch begründetes, allgemeines Modell zur Analyse biografischer Unsicherheit. In: Forum Qualitative Sozialforschung, Jg. 11, Ausgabe 1, Art. 2. DOI: <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-11.1.1422> [28.06.2019].
- Reiter, H. (2019): The Problem-Centred Approach for Researching Biographical Uncertainty and Risk. In: Olofsson, A./Zinn, J. O. (Hg.): Researching Risk and Uncertainty: Methodologies, Methods and Research Strategies. Cham: Palgrave Macmillan, S. 153-180.
- Wohlrab-Sahr, M. (1992): Über den Umgang mit biographischer Unsicherheit – Implikationen der „Modernisierung der Moderne“. In: Soziale Welt, Jg. 43, Heft 2, S. 217-236.

Unterricht

Die Dimension der Zeit dominiert eindeutig die Wahrnehmung, Gestaltung und Erfahrung schulischen Unterrichts. *Schuljahre* und *Schulstunden* sind die zentralen Einheiten, in denen Unterricht beschrieben wird. Schulischer Unterricht ist maßgeblich durch zeitliche Rhythmisierung bestimmt: das Schuljahr durch den Wechsel von Schulzeiten und Schulferien, der Schultag durch den Wechsel von Unterrichtsstunden und Pausen. Unterricht wird durch *Stundenpläne* organisiert; Anfang und Ende der „Stunden“ (die in Deutschland meistens 45 Minuten dauern) werden durch ein akustisches Signal markiert. Für die zeitliche Taktung des Unterrichts finden sich zwar gewisse Variationen – die Waldorfschule etwa kennt „Epochenunterricht“; die Ganztagschule sucht nach neuen Formen der „Rhythmisierung“; der zentrale Schulgong ist mancherorts durch Glöckchen in den Klassenzimmern ersetzt – aber letztlich ist die Institution Schule weltweit davon geprägt, dass die Organisation von Unterricht für Gruppen von Schüler*innen ein relativ striktes zeitliches Regime erfordert.

Der folgende Beitrag geht dem Verhältnis von Unterricht und Zeit in ausgewählten Aspekten nach. Er fragt zunächst nach der Bedeutung von Zeit für die Planung und Steuerung des Unterrichts. Darauf folgt eine knappe Diskussion neuerer Bemühungen um eine „Individualisierung“ des Unterrichts, die durch den Verzicht auf die Synchronisierung von Lernprozessen bestimmt sind – wobei die empirische Beobachtung allerdings zeigt, dass auch in diesem Regime zeitbezogene Absprachen und Taktungen eine alles überragende Relevanz besitzen. Schließlich wendet sich der Beitrag der Unterrichtserfahrung aus der Perspektive von Schüler*innen zu, die zu einem Gutteil durch das Phänomen der Langeweile bestimmt ist.

Die Planung von Unterricht seitens der Lehrperson erfolgt charakteristischerweise als mehr oder weniger minutiöse *Ablaufplanung*. Die Abfolge verschiedener didaktisch-methodischer Schritte wird wesentlich als (geschätzte) *Dauer* verschiedener Aktivitäten geplant: Wieviel Zeit „gibt“ man für die Aufgabe? Was kann man „schaffen“ in der zur Verfügung stehenden Zeit? Ist womöglich noch Zeit „übrig“, die noch zu „füllen“ wäre? Anfänger*innen nehmen sich oft zu viel vor, erfahrene

Lehrkräfte wissen, dass Dinge oft mehr Zeit in Anspruch nehmen als zunächst gedacht. Im realen Vollzug des Unterrichts gilt es dann, den Ablauf so zu steuern, dass er in die dafür vorgesehenen 45 (oder 90) Minuten „passt“. Dabei muss die Lehrperson nicht zuletzt mit den Abweichungen von ihrem Plan zurechtkommen: Es kommt etwas Unvorhergesehenes dazwischen; die Schüler*innen brauchen länger (oder kürzer) für eine Aktivität als gedacht. Und gerade ein anspruchsvolles Lehr-Lern-Gespräch ist in seiner zeitlichen Ausdehnung sowieso kaum zu kalkulieren. Der inhaltliche Gang des Unterrichts muss entsprechend beschleunigt oder verzögert werden, damit er am Ende „passt“.

In der standardisierten Unterrichtsforschung wird die „nominale Unterrichtszeit“ (die im Stundenplan vorgesehene Zeit) von der „nutzbaren“ Zeit unterschieden, und schließlich avanciert die so genannte „Aktive Lernzeit“ (*time on task*) zu einem der wichtigsten Indikatoren für „Unterrichtsqualität“. Diese bezeichnet die „Dauer der Aufmerksamkeit eines Schülers während des Unterrichts. Dies ist zweifellos die Schlüsselvariable im Zeitmodell, und zugleich ist sie am schwierigsten zu erfassen.“ (Helmke 2004: 105) In entsprechenden Videostudien wird zwar versucht zu messen und zu vergleichen, wieviel Zeit (in Minuten und Sekunden) die Schüler*innen sich (beobachtbar) mit einer Aufgabe beschäftigen, aber ob und wie sie dabei tatsächlich „lernen“, ist empirisch natürlich schwierig zu bestimmen. Dennoch gilt ein hoher Anteil an „Aktiver Lernzeit“ als Ausweis einer erfolgreichen „Klassenführung“ (*classroom management*). Effiziente Klassenführung zielt darauf, dass möglichst wenig Zeit für außerfachliche Aktivitäten „verschwendet“ wird (Organisatorisches, Disziplinierung etc.) und möglichst viel Zeit auf das Lernen i.e.S. zur Verfügung steht.

Grundlegender thematisiert Berdelmann (2010) die komplexen zeitlichen Verhältnisse im Unterricht. Sie geht mit Rückgriff auf Pranges „operative Pädagogik“ von einer konstitutiven Differenz aus zwischen jener Zeit, mittels derer die Darbietung des Unterrichts operiert, also seiner lehrerseitigen „Artikulation“, und jener Zeit, in der sich das schülerseitige Lernen abspielt. Die unterschiedlichen zeitlichen Logiken treffen in der Unterrichtsinteraktion aufeinander (die sich wiederum an der „chronometrischen Zeit“ als Referenz orientiert) und werden dort in den Dimensionen der Abfolge, der Ausdehnung, der Geschwindigkeit und des Inhaltsbezugs aneinander gekoppelt bzw. entkoppelt (vgl. Berdelmann 2010: 106f.). Die Interaktionszeit des Unterrichts und „modalzeitliche Lernbewegungen“ der Schüler*innen können nur partiell und nie auf Dauer „synchronisiert“ werden – zumal auch die Zeiten, in denen das Lernen der Schüler*innen stattfindet, wiederum höchst unterschiedlich und ausgesprochen individuell sein können. Für das individuelle Lernen der Schüler*innen erscheint die partielle „Asynchronisation“ mit der Artikulation des Unterrichts (das zwischenzeitliche „Aussteigen“) sogar produktiv.

Die Betrachtungen richteten sich bis hierhin im Wesentlichen auf den zentral von der Lehrperson gesteuerten Unterricht. Ein etwas anderes zeitliches Regime findet sich im sogenannten „offenen Unterricht“, der sich über die Kritik des lehrerzentrierten, „frontalen“ Unterrichts begründet. Diese Kritik richtet sich schon lange (seit der klassischen Reformpädagogik des frühen 20. Jahrhunderts) auf die Unterstellung, die Lernprozesse von zwanzig oder mehr Schüler*innen synchronisieren zu können, was immer eine Fiktion bleiben müsse angesichts der Heterogenität von Lernvoraussetzungen und der Eigenheit von Lernprozessen. Stattdessen sei schulischer Unterricht von den „Eigenzeiten“ der Kinder (oder Jugendlichen) aus zu denken und zu organisieren (vgl. Zeiher/Schroeder 2008). Der Weg, auf dem die (unmögliche) Synchronisierung der Lernprozesse überwunden werden soll, ist mit der Formel der „Individualisierung“ des Unterrichts beschrieben: Alle Mitglieder der Lerngruppe sollen in ihrem je eigenen Tempo lernen können. Der Idee, dass der Unterricht auf zentrale Steuerung und Synchronisierung verzichtet, wird schulorganisatorisch durch die Einrichtung jahrgangsübergreifender Klassen Nachdruck verliehen – etwa in Schulen der klassischen Reformpädagogik (Montessori, Petersen oder Freinet) oder in der Neuen Schuleingangsstufe. Der Unterricht wird dann in Form (mehr oder weniger differenzierter) Wochenpläne oder etwa als „Freiarbeit“ organisiert.

Die empirische Beobachtung des individualisierten, dezentrierten Unterrichts, in dem die einzelnen Schüler*innen zur gleichen Zeit höchst unterschiedlichen Tätigkeiten nachgehen, zeigt allerdings keineswegs einen Bedeutungsverlust zentraler zeitlicher Vorgaben. Im Gegenteil: Zeitbezogene Ansagen und Absprachen erhalten im Rahmen einer Unterrichtsorganisation, die die Gleichschrittigkeit von Prozessen aufgegeben hat, eine eigentümlich abstrakte Autorität und Dominanz (vgl. Breidenstein/Rademacher 2013).

Das folgende kleine Beispiel stammt von einer Alternativschule, an der jahrgangsübergreifende Lerngruppen nach täglich neu zu gestaltenden oder auszuhandelnden Plänen arbeiten:

Torsten (der Lehrer): „So. Kinder! (mehrere Sekunden) Ich warte sogar noch fünf Minuten.“ (Nach wenigen Minuten beginnt er noch einmal.) „Na toll, dass fast alle, oder vielleicht sind sogar wirklich alle hier sind. Kinder! (zwei Sek.) Gleitende Arbeitszeit. In den nächsten, sag ich mal, drei Minuten muss jeder mit seinem Mathe- mit seinem Mathearbeitsheft anfangen. Also wenn der große Zeiger auf der Elf ist, dann muss jeder angefangen haben!“ (Ebd.: 348)

Wenn zeitliche Taktungen nicht durch zentrale Signale festgelegt sind, sondern flexibilisiert werden, werden sie umso expliziter, bis hin zu geradezu skurrilen Definitionen einer „Gleitzeit“. Für den individuell zu gestaltenden Beginn der Arbeitszeit wird ein Rahmen von drei (!) Minuten gesteckt, den zu kontrollieren den

Kindern selbst aufgetragen wird – anhand einer für alle verbindlichen objektiven Zeitangabe.

Während ein synchronisierter Unterricht noch die *Chance* hat, einen inhaltlichen Prozess in zeitliche Vorgaben einzupassen, erscheint dies bei einem individualisierten und dezentrierten Unterricht nicht mehr möglich. In den reformpädagogischen Versuchen, den Eigenrhythmen individueller Lernprozesse mehr Geltung zu verschaffen, wird umso deutlicher, wie Zeitstrukturen der Organisation Schule den Inhalten gegenüber indifferent bleiben und diese dominieren. Die kollektiven Anfangs- und Endpunkte der Arbeitszeit bringen unweigerlich ein kollektivierendes und neutrales Verständnis von Zeit zur Geltung. Dies zeitigt frappierende Effekte, wenn das Signal zur Beendigung der Arbeitszeit ertönt: Wir haben verschiedentlich beobachtet, wie Stifte mitten im Schreiben eines Satzes oder sogar mitten im Wort fallen gelassen wurden. Darin kommen die Indifferenz und Dominanz der zeitlichen Vorgaben gegenüber den konkreten Tätigkeiten und ihrer Dauer anschaulich zum Ausdruck. Für schulischen Unterricht als solchen ist konstitutiv, dass hochkomplexe und je individuelle Vorgänge wie Lernprozesse in einem relativ engen zeitlichen Korsett organisiert werden, das eine ganze Schule oder zumindest eine ganze Klasse koordiniert. Dieser Zusammenhang zeigt sich am deutlichsten ausgerechnet in einem Unterricht, der beansprucht, die Organisation von Lernprozessen zu individualisieren.

Im Effekt erweist sich der Verzicht auf die Synchronisierung der Unterrichtstätigkeiten nicht zuletzt als Steigerung der *Effizienz* in der Nutzung der Unterrichtszeit. Durch die Individualisierung und Dezentrierung des Unterrichts werden die Wartezeiten abgeschafft, in denen die schnelleren Schüler*innen auf die langsameren warten müssen. Dadurch ist es aber auch nicht mehr legitim, Zeit „ungenutzt“ verstreichen zu lassen, auch kleine „Zeitreste“, die sich durch die Indifferenz der kollektiven Zeitvorgaben gegenüber der Dauer individueller Arbeitsprozesse notwendig ergeben, stehen unter der Maßgabe, dass sie „sinnvoll“ zu „füllen“ sind. Mit der Individualisierung des Unterrichts verlagert sich die *Verantwortlichkeit* für die Nutzung der Unterrichtszeit von der Lehrperson auf die Schüler*innen. Die Verschiebung der Verantwortlichkeit verweist als Befund unmittelbar auf die These einer Selbstökonomisierung und Selbstführung von Schüler*innen im individualisierten Unterricht, die letztlich als neue Form schulischer Gouvernementalität zu diskutieren ist.

Zuletzt soll noch einmal ein Perspektivwechsel vollzogen werden. Denn aufs Ganze gesehen, und jenseits aller Anstrengungen um die Optimierung der „Aktiven Lernzeit“ oder neuer zeitlicher Regimes im „individualisierten“ Unterricht, dürfte *Langeweile* für Schüler*innen die wohl eindeutig dominierende zeitbezogene Erfahrung im schulischen Unterricht darstellen. Eine der berühmtesten Zahlen im

Kontext von Unterrichtsforschung benennt 15.000 Stunden als Gesamtmaß der im Unterricht zu verbringenden Zeit (Rutters u.a. 1979). Es ist schwer zu schätzen, wie viele dieser Stunden mit Warten, mit Dösen, mit Zeitvertreib, kurz: im Zustand der Langeweile, verbracht werden.

In der Erfahrung der Langeweile dehnt sich die Zeit. Die Person, die Langeweile empfindet, zieht sich aus der Situation zurück und wartet, dass die Zeit vergehen möge. Alltäglich beobachtbar wird Langeweile im Unterricht an den allgegenwärtigen Praktiken des „Zeitvertreibs“, den Ablenkungen oder an dem geduldrigen Ertragen, dem Abschalten (vgl. das Video *standby* auf der DVD *Lernkörper* von Mohn und Amann 2006). Gemessen daran wie stark das Phänomen der Langeweile schulischen Unterricht prägt, ist es erstaunlich wenig untersucht. In der didaktischen Perspektive auf Unterricht gilt es, Langeweile um jeden Preis zu vermeiden; aber es gibt kaum Versuche, das, was bekämpft werden soll, genauer in Augenschein zu nehmen. Eine der wenigen empirischen Untersuchungen zu Langeweile im Unterricht hat Lohrmann (2008) vorgelegt. Sie versteht Langeweile in pädagogisch-psychologischer Perspektive als eine „Emotion“, die sich auf bestimmte Aufgaben oder Situationen bezieht. Lohrmann befragt Drittklässler*innen per Fragebogen nach deren Erfahrung mit Langeweile und fördert einige interessante Befunde zu Tage: Langeweile ist zwar erwartungsgemäß mit „negativer Valenz“ versehen, sie weist andererseits aber eine große Alltäglichkeit und Normalität auf. Die Emotion der Langeweile kann verschiedene Fächer und Situationen betreffen und sowohl mit Unter- als auch mit Überforderung zusammenhängen. Schüler*innen versuchen ihre Langeweile in der Regel vor der Lehrperson zu verbergen: „Meistens wird das Langeweileerleben in der Unterrichtsinteraktion tabuisiert“ (ebd.: 178). Die verbreitetste „Coping-Strategie“ scheint das „Mitmachen“ zu sein – eine Beteiligung am Unterricht trotz oder sogar wegen der Langeweile.

In meinen eigenen Untersuchungen (Breidenstein 2006) erweist sich Langeweile als ein überaus komplexes Phänomen, das im Kontext von Unterricht durchaus auch eine soziale und interaktive Dimension besitzt. Langeweile ist weder rein subjektiv noch „privat“: Schüler*innen vergewissern sich über die *Gemeinsamkeit* der Langeweile, sie nehmen ein gemeinsames Verhältnis zur Situation, zum Thema oder zur Lehrperson ein. Auch in diesen Beobachtungen stellt sich Langeweile als eine Grunderfahrung im Unterricht dar und zugleich als eine, deren Explikation weitgehend tabuisiert wird. Dass schulischer Unterricht mit Langeweile einhergeht, bildet einen *stillschweigenden* Konsens der Beteiligten. Zu immens ist die schiere Menge der im Unterricht zu verbringenden Zeit und zu strikt ist das zeitliche Regime, als dass Langeweile gänzlich vermeidbar wäre. Lehrpersonen und Schüler*innen stellen sich gemeinsam auf ein gewisses Quantum an Langeweile ein und kooperieren im Umgang mit dieser Langeweile.

Praktiken des *Zeitvertreibs* im Unterricht sind etwa im 8. und 9. Schuljahr längst Routine – ist die schulische Langeweile mit dem Zeitvertreib auch zur Routine geworden? Ist eine Grundstimmung routiniert-distanzierter Langeweile für schulischen Unterricht letztlich vielleicht sogar funktional? Andererseits – und darin ist der Grund für die Tabuisierung der Langeweile zu vermuten – stellt die Langeweile Sinnhaftigkeit und Kohärenz des Unterrichts grundlegend in Frage. Die Langeweile ist aus der Sicht von Didaktik und Methodik des Unterrichts sicher nicht hinzunehmen. Lehr-Lern-Prozesse sind konstitutiv auf „Interesse“ angewiesen. Der Beobachtung des Unterrichtsalltags hingegen zeigt sich, dass die Erwartung, Schüler*innen könnten sich täglich, stündlich und in jedem Moment für das interessieren, was gerade „dran“ ist, kaum aufrechtzuerhalten ist (vgl. Breidenstein 2006). Insofern könnte ein gepflegter, „kultivierter“ Umgang mit Langeweile ein notwendiger Bestandteil der längerfristigen Teilnahme am Unterricht sein.

Georg Breidenstein

LITERATUR

- Berdelmann, K. (2010): Operieren mit Zeit. Empirie und Theorie von Zeitstrukturen in Lehr-Lernprozessen. Paderborn: Schöningh.
- Breidenstein (2006): Teilnahme am Unterricht. Ethnographische Studien zum Schülerjob. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Breidenstein, G./Rademacher, S. (2013): Vom Nutzen der Zeit. Beobachtungen und Analysen zum individualisierten Unterricht. In: Zeitschrift für Pädagogik, Jg. 59, Heft 3, S. 336-356.
- Helmke, A. (2004): Unterrichtsqualität. Erfassen – bewerten – verbessern. Seelze: Kallmeyer.
- Lohrmann, K. (2008): Langeweile im Unterricht. Münster: Waxmann.
- Rutter, M./Maughan, B./Mortimore, P./Ouston, J. (1979): Fifteen thousand hours: Secondary schools and their effects on children. London: Open Books.
- Zeiger, H./Schröder, S. (2008): Schulzeiten, Lernzeiten, Lebenszeiten. Pädagogische Konsequenzen und zeitpolitische Perspektiven schulischer Zeitordnungen. Weinheim: Juventa.

Vergangenheit

Vergangenheit, als zeitliche Dimension im Lebenslauf, wurde u.a. in den Disziplinen der Geschichte, Soziologie, Psychologie und Bildungswissenschaften in ihren Semantiken reflektiert. Um zurückliegenden Zeiten eine Bedeutung geben zu können, wurde vor allem nach „Erfahrungsräumen“ und „Zeitstrukturen“ differenziert. Die Unterscheidung nach zeitlichen Strukturen ermöglicht es, die theoretische Erschließung des historischen Erfahrungsraums „sachimmanent“ zu gliedern und zu erforschen (Kosselleck 1988).

Eine Strukturierung der Zeit als Gradmesser sowohl für den Lebens- und Arbeitsrhythmus als auch für die Intensität von zu erbringenden Arbeitsleistungen wird historisch mit der Epoche der Renaissance verbunden. Die gemessene Zeit – in der Uhr symbolisiert – schuf eine Voraussetzung für den Prozess der Mechanisierung und Industrialisierung und trug zum Glauben an eine vom Leben unabhängige Zeit bei, die berechenbar sei. Die Zeit wurde Basis für einen sozialen Disziplinierungsprozess und damit für eine Form der Vergemeinschaftung. Der Prozess der Synchronisierung von Gemeinschaft schuf über die historische Zeit „gleichgeschaltete“ Menschen, die sich äußerlich und innerlich einer Zeitökonomie unterwerfen sollten. Die Geschichte der Pünktlichkeit vollzieht nach, wie in Mitteleuropa mit der Entstehung des protestantischen „Gewissens“ Gott nach innen genommen wird. In vielen Kulturen wurde dadurch die Zeit zur „obersten Gottheit“ (vgl. Braun 2001). Der aus dieser Geschichte resultierende Takt über Stunden, Tage, Wochen, Jahreszeiten strukturiert Lebensläufe. Zugleich entsteht damit auch eine Sehnsucht nach Zeitlosigkeit (ebd.).

Im Kulturvergleich lässt sich nachvollziehen, inwiefern eine ökonomische Verzeitlichung – auch unter dem Einfluss der Verschriftlichung – in verschiedenen (geografischen und klimatischen) Erfahrungsräumen zu je besonderen sozioökonomischen Leistungen geführt hat. Im Prozess der Industrialisierung verdeutlichen Generationen- und Familiengeschichten – z.B. von Unternehmen – den Einfluss von Zeitordnungen auf die Strukturierung von Lebensläufen. Betrachtet man Lebensläufe – dazu gibt es verschiedene soziale Anlässe – hat man Dokumente vor Augen,

die Aufschluss über in spezifischer Weise strukturierte zurückliegende, also vergangene, Lebensverläufe geben. Daten vermitteln, wie viel Zeit in den Lebensphasen jeweils wofür aufgewendet wurde bzw. ob jemand „in der Zeit ist“ (Schlüter 2005) und damit die gesellschaftlichen Anforderungen erfüllt, die als normative Erwartungen an einen Lebensentwurf üblich sind. Entwicklungspsychologisch sind damit die Aufgaben für Lebensphasen von der Kindheit über die Jugendphase mit der Vorbereitung auf Beruf und Familie im Erwachsenenalter verbunden. Die Zeit des Älterwerdens und des Alters, mit dem Phänomen des späten Zeitwohlstands, steht im Gegensatz zur vorherigen individuellen Problematik, unter dem Diktat von Zeitregimen im Bereich von Schule, Ausbildung, Studium und Beruf sowie beruflicher Karriere über immer zu wenig Zeit für Kinder, Familie und Freizeit zu verfügen. Über gelebtes Leben – erfolgreiches und gescheitertes Leben, über verpasste Gelegenheiten, unerfüllte Wünsche – geben neben den bloßen Daten des faktischen Lebenslaufs biografische Dokumente Auskunft. Lebensgeschichten ermöglichen einen Zugang zur Lebenswelt vergangener Zeiten. Mit anderen Worten: Vergangenheit lässt sich über Erzählungen rekonstruieren. Dies kann systematisch gesteuert etwa auch über Erzählcafés befördert werden. Für Forschungszwecke ist eine solche Rekonstruktion zusätzlich u.a. über Gruppendiskussionen möglich.

Vergangenheit, als erzählte Zeit, bietet für die Analyse von Sozialisations-, Lern- und Bildungsprozessen im Lebenslauf im Rahmen erziehungs- und bildungswissenschaftlicher Forschung verschiedene Möglichkeiten der Nutzung. Wird Vergangenheit als narrative Vergangenheit definiert, hat dies zur Folge, dass ganze Lebensverläufe – oder fokussiert – bestimmte Lebensphasen wie Kindheit oder Jugend aus verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen werden können. Je nach disziplinärer Fragestellung und eingenommener Forschungsperspektive erhalten Erzählungen den Stellenwert, historische Zeitabschnitte, soziale Räume bzw. Milieus in Hinblick auf soziale Strukturen, Regeln und Strategien zu beschreiben. In diesem Sinne sind die Ausführungen situative soziale und historische Dokumente, die die individuellen Erfahrungen zur Geschichte werden lassen. Sie können als durch die Forschung erzeugte biografische Quellen oder als bereits vorliegende autobiografische Dokumente über Textanalysen zugänglich gemacht werden. Zur Veranschaulichung und Einordnung kann die Hinzuziehung von Bildern, Zeichnungen, Fotos sowie Daten und Fakten aus Archiven und Bibliotheken unterschiedlicher Ausrichtungen (staatliche, kommunale, kirchliche usw.) sinnvoll sein.

Vergangenheit als zeitliche Dimension im Lebenslauf strukturiert sich durch Ereignisse, Erlebnisse, Erfahrungen, Entscheidungen und wird durch die jeweiligen Erinnerungen daran lebendig gehalten. Kriegs- und Nachkriegszeiten, soziale Bewegungen wie Fluchtbewegungen und allgemeine gesellschaftliche Entwicklungen wie Modernisierungs- und Demokratisierungsbestrebungen sind Prozesse, die nicht

von allen Menschen in gleicher Weise erlebt werden. Erlebnisse, die zu Erfahrungen verarbeitet und dadurch auch individuell bewältigt werden, bzw. als bewältigbar erscheinen, ziehen häufig individuelle und kollektive Entscheidungen nach sich.

Für Entwicklungsprozesse im Lebenslauf sind insbesondere die Entscheidungen relevant, die als Übergänge von einer Phase in die nächste Lebensphase Überlegung und manchmal Unterstützung – z.B. durch Beratung – brauchen. Übergänge, wie vom Studium in den Beruf oder zum Elternwerden, stellen meistens eine Lernherausforderung dar, die auch die intensive Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Normen erfordert und damit Zeit kostet. Daher werden Anpassung oder Widerstand, Akzeptanz oder Ablehnung in Erzählungen thematisiert. Sie verweisen auf situative individuelle Befindlichkeiten. Sie gehen in die Lebens- und Familiengeschichten ein, werden in der Zusammenschau auch als kollektive Erinnerungen weitergegeben.

Im Erzählvorgang nimmt die Vergangenheit im Lebenslauf in der Regel einen großen Raum ein. Sie soll dazu dienen, einerseits die Gestalt und die Fähigkeit zur Gestaltung des eigenen Lebens mitzuteilen, andererseits soziale Bedingungen und Strukturen zu beschreiben, die Hindernisse oder Chancen für die individuelle Entwicklung bzw. Karriere boten. Wie jemand geworden ist, was die Person gegenwärtig darstellt, wird damit verstehbar. Das individuelle Handlungspotential hat einen doppelten Bezug im Lebenslauf: Vergangene Erfahrungen strukturieren häufig zukünftige, denn Erfahrungen lassen sich als Dispositionen im Hinblick auf Handeln für die Zukunft verstehen. Der zurückgelegte Lebensweg – durchschritten in einem sozialen Raum und Feld als Erfahrungsraum – hat Sozialisationsprozesse in Gang gesetzt, die mit Grenzziehungen oder Grenzüberwindungen verbunden sind und damit Last und Lust für das Handeln in der Vergangenheit vermittelt haben. In diesem Sinne lässt sich die zeitliche Dimension „Vergangenheit“ als Ergebnis von *Erfahrungsaufschichtungen* verstehen. Diese beinhalten häufig eine zeitliche Struktur, die sich an der „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ (Kohli 1985) orientiert.

Biografische Analysen fragen danach, wie Lebensgeschichten erzählt werden. Welche Struktur und welchen Sinn geben Erzählende ihrem Leben? Welche Erfahrungen werden als relevant mitgeteilt? Welche Lebensphasen werden in einem Zeitbogen mehr oder weniger zusammengefasst oder ausführlicher beschrieben? Erwartbar sind kleine Geschichten in einer großen Erzählung. Die Geschichten als (mit-)gestaltete Ereignisse – zu Erfahrungen verarbeitet – haben einen Anfang und einen Endpunkt. Sie enthalten Höhe-, Tief- und Wendepunkte (Schlüter 1999). Erinnerungen legen sich im Durchlaufen von Vergangenheit in eine „Orientierungshülse“. Sie können zu biografischen Wissensbeständen und damit auch zu biografischen Ressourcen werden (vgl. Hoerning 1989).

Vergangenheit als Vermögen oder Gut kann individuelle Relevanzen und im größeren Ausmaß Mentalitäten von Nationen und politischen Gruppen transportieren. Aus der Perspektive von Klasse und Geschlecht erklärt sich, wer zuständig für Produktions- und Reproduktionsarbeit war. Für was wurde Zeit individuell und kollektiv verausgabt? Wie viel Zeit wurde etwa für Erziehung, Bildung, Ausbildung und Beruf, Familie, Politik, Hobbys und Freizeit investiert? Soziale Ungleichheitsstrukturen werden auch heute noch über die unterschiedliche Investition von Zeit in Bildung und Ausbildung und damit Chancen am Arbeitsmarkt geschaffen.

Forschungen, z.B. über soziale Mobilität, erfordern den Rückblick auf Bildungs- und Erwerbsmöglichkeiten von Eltern und Großeltern, um eine Weitergabe von Aspirationen zum sozialen Aufstieg bzw. Bildungsaufstieg feststellen zu können. Denn erst über Vergleiche, bezogen auf frühere vorangegangene Zeit, lassen sich soziale Reproduktionsfaktoren erforschen. Wie soziale Grenzziehungen verlaufen, wie diese überwunden werden, ist über die Reflexion und Einordnung von Differenzenerfahrungen erfassbar. Schließlich ist Zukunft ohne Vergangenheit nicht entwerfbar (Schlüter 1999). Vergangenheit ist im Körper lebendig, u.a. auch im Umgang mit Zeit als Investition für berufliche Karrieren (Schlüter 2005). Das, was in der Kindheit gelernt wurde, kann sich im Erwachsenenalter als Paradox für das individuelle Handlungspotential herausstellen (Feider 2005). Dies gilt nicht allein für die individuelle Zeitgestaltung, sondern generell auch für die Gültigkeit sozialer Regeln und Normen, die für spezifische historische Zeiten galten und in der Gegenwart und für die Zukunft an Bedeutung verlieren.

Relevante Fragen für die Biografieforschung sind: Inwieweit kann man sich von der eigenen Vergangenheit trennen? Inwieweit sind Veränderungsprozesse (Transitionen) möglich? Inwieweit sind über Bildungsprozesse biografische Ressourcen aufzubauen, die die gelebte Vergangenheit in einem Licht erscheinen lassen, aus dem man für die weitere Lebensgestaltung schöpfen kann. In diesem Sinne lässt sich formulieren: Menschen haben eine Vergangenheit. Sie können die Wahrnehmung ihrer Vergangenheit durch Analyse differenziert rekonstruieren und durch Interpretation konstruieren. Vergangenheit als Thema praxisorientierter Bildungsarbeit schafft dafür Gelegenheiten (Schlüter 2004). Biografische Reflexionen dienen der Vergegenwärtigung der vorhandenen Ressourcen, aber auch der Vergangenheitsbewältigung und der Tradierung der Lebensgeschichte im Kontext der Familiengeschichte.

Es gibt kaum Wirkungsanalysen und Motivstudien zum biografischen Lernen. Eine Ausnahme ist die Studie von Nicole Justen. Sie hat Kursteilnehmende von Schreibkursen erforscht, die ihre Lebensgeschichten erzählt haben. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit kann in Abhängigkeit von der Motivation die Biografie als Lerngegenstand oder als Lernfeld verstehen (Justen 2011: 418ff.).

Biografisches Schreiben als Tradierung der Lebens- und Familiengeschichte einerseits und andererseits als entlastende und Zusammenhang bildende Selbstaufklärung ist sinnstiftend für die Lebens- und Lerngeschichte (ebd.: 73ff.). Solche Bildungsarbeit bringt zeitliche Dimensionen wie Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit im Rahmen der Lebenslaufgestaltung in Zusammenhang.

Erinnern als Tätigkeit muss nicht den Zugzwängen des Erzählens folgen, sondern kann vielerlei Assoziationen in Bezug auf Zeit-Raum-Vorstellungen erzeugen. Wenn es bspw. um Kindheitserinnerungen in den 1950er Jahren geht, können autobiografische Erinnerungen dazu dienen, Beschreibungen für eine bestimmte historische Zeit zu liefern, in der andere soziale Regeln und Denkweisen existierten als heute (vgl. Klika 2018). Zu den persönlichen Erinnerungen werden zur zeitgeschichtlichen Verortung der Lebenswelt weitere – meist statistische – Informationen hinzugezogen, die den sozialen, ökonomischen und politischen Hintergrund für Erfahrungen anschaulich machen sollen.

Die Konstruktion von Erinnerungen kann für Familien auch schützende Funktionen erhalten, bspw. in Hinblick auf eine NS-Vergangenheit. Das Familiengedächtnis verdrängt und vergisst um der Harmonie willen, worauf man nicht stolz sein kann (Gebhardt 2006).

Doch wenn man sich an „gute alte Zeiten“ erinnern möchte, werden Geschichten aus der beruflichen und familiären Vergangenheit als „Botschaften an die Nachkommen“ transportiert. Sie gehen oft mit Idealisierungen der Vergangenheit einher. Geschichten aus der Vergangenheit werden besonders dann tradiert, wenn Lebensgewohnheiten durch sozialen Wandel brechen. Wenn z.B. das Ende des Bergbaus eine Region verändert, werden Lebensgeschichten zusammengetragen, um nicht zu vergessen. Man möchte auf die Vergangenheit stolz sein.

Vergangenheit ist eine Konstante für die Lebenszeit. Sie zu füllen ist auch abhängig von Menschen- und Zeitbildern. Als Konstrukt können über Zeitvorstellungen Naturgeschehen, Gesellschaftsgeschehen und individuelle Lebensläufe in Beziehung gebracht werden. Blickt man zurück, dann ist vergangene Zeit für die Menschengeschichte unendlich und gleichzeitig für den individuellen Lebenslauf endlich.

Anne Schlüter

LITERATUR

- Braun, C. von (2001): Versuch über den Schwindel. Religion, Schrift, Bild, Geschlecht. Zürich: Pendo.
- Feider, C. (2005): Sinnvolle biographische Zeit als paradoxe Erfahrung. In: Schlüter, A. (Hg.): „In der Zeit sein...“. Beiträge zur Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. Bielefeld: W. Bertelsmann, S. 19-36.
- Gebhardt, M. (2006): „Den Urgroßvater fressen die Pferde...“. Von der Möglichkeit eines individuellen und konflikthaften Umgangs mit dem Familiengedächtnis. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg.19, Heft 1, S. 93-104.
- Hoerning, E. M. (1989): Erfahrungen als biographische Ressourcen. In: Alheit, P./Hoerning, E. M. (Hg.): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt am Main: Campus, S.148-163.
- Justen, N. (2011): Erwachsenenbildung in biographischer Perspektive. Lebensgeschichten – Bildungsmotive – Lernprozesse. Opladen: Barbara Budrich.
- Klika, D. (2018): Stadt- und Landkindheit in den 1950er Jahren. Autobiographische Reflexionen. In: Tervooren, A./Kreitz, R. (Hg.): Dinge und Raum in der qualitativen Bildungs- und Biographieforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 175-189.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Kosselleck, R. (1988): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schlüter, A. (1999): Bildungserfolge. Eine Analyse der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster und der Mechanismen für Mobilität in Bildungsbiographien. Opladen: Leske + Budrich.
- Schlüter, A. (2004): Narrationen als Element der Arbeit in der Erwachsenenbildung – oder: Kann man aus Geschichten lernen? In: Schlüter, A./Schell-Kiehl, I. (Hg.): Erfahrung mit Biographien. Bielefeld: W. Bertelsmann, S. 25-38.
- Schlüter, A. (Hg.) (2005): „In der Zeit sein...“. Beiträge zur Biographieforschung in der Erwachsenenbildung. Bielefeld: W. Bertelsmann.

Vergessen

Wenn man sich über das Problem des Vergessens im Lebensverlauf kundig macht, gelangt man bald zu einem literarischen Werk, das als Lieblingsreferenz in der interdisziplinären Gedächtnisforschung gelten kann. Seinem Verfasser, dem französischen Romancier Marcel Proust, geht es um einen, letztlich durch den Genuss eines Gebäckstücks ausgelösten, gewaltigen Erinnerungsturm des Romanprotagonisten – das Buch aber trägt den Titel *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Der Ausgangspunkt aller Erinnerungsverwicklungen ist demnach die Einsicht, weite Teile des bisher gelebten Lebens vergessen zu haben. Dieses Vergessen ist nicht etwas, das völlig spurlos vergangen und damit endgültig verschwunden wäre. In bestimmten Situationen, durch bewusst aufgesuchte oder zufällige, oft sinnliche Erinnerungsreize, werden Eindrücke stimuliert, die tief im Bewusstsein vergraben zu sein scheinen. Prousts Gedächtnistheorie ist eine Theorie des unfreiwilligen Erinnerns, das mehr vergangene Eindrücke vergegenwärtigt, als ursprünglich vermutet. Das Vergessene ist somit ein Wissen, welches seinem Träger oder seiner Trägerin aufgrund vergangenen Erlebens körperlich eingeschrieben, aber zur Bewältigung des Alltags nicht automatisch verfügbar ist. Man kann sich das Vergessene wie die brodelnde Lava unter einem Vulkan vorstellen, die gelegentlich und durch mehr oder weniger bekannte Ausgänge langsam hervorquillt oder eruptiv ihren Weg an die Oberfläche findet.

Das Wissen, welches Menschen im Laufe ihres Lebens ansammeln und das in einen kleinen, dem bewussten Zugriff verfügbaren und einen großen, diesem Zugriff verstellten Bereich unterschieden wird, steht im Gegensatz zu antiken Konzeptionen von Gedächtnis und Vergessen. So geht Platon davon aus, dass der Mensch im Lebensverlauf Wissen anhäuft und so vom unwissenden Kind zum weisen Greis wird (vgl. Dimbath 2014). Durch Tod und Wiedergeburt bleibt die Seele erhalten – allerdings vergisst sie auf ihrer Wanderung durch die Unterwelt und bei der Überquerung des Flusses Lethe alles, was sie im vorgängigen Leben erfahren hat. Vergessen führt somit dazu, dass das grundsätzlich vorhandene Weltwissen immer aufs Neue wiedergefunden werden muss. Während Platon also von einem endlichen

universellen Wissen ausgeht, das allerdings in jedem Leben durch Erinnern neu erschlossen werden muss, stellt sich Proust ein individuelles Wissen vor, das in weiten Teilen dem bewussten Zugriff nicht zur Verfügung steht und mehr oder weniger zufällig ins Bewusstsein gerückt werden kann. Vergessen ist in beiden Fällen der Vorgang eines vermeintlichen und oberflächlichen Verlusts des Wissens, das aber irgendwann in der Tiefe der Welt sowie in der Tiefe des Individuums angelegt wurde.

In der Alltagssprache ist das Wort „vergessen“ diffus. Im Wesentlichen scheint es mit Formen des Verlusts oder Verzichts zusammenzuhängen: Was „man vergessen kann“, wird nicht mehr gebraucht bzw. soll nicht mehr gebraucht werden, und was „man vergessen hat“, ist bedauerlicherweise gerade nicht verfügbar. Das Wörterbuch akzentuiert eher den Aspekt des Verlusts, wenn es „vergessen“ damit umschreibt, dass man etwas aus dem (geistigen) Besitz verliert (Duden 2007: 1805). So gesehen ist auch die Amnesie, die infolge einer Hirnschädigung entsteht, eine Variante des Vergessens.

Erinnern erfolgt erst dann, wenn etwas nicht automatisch abrufbar ist. Es setzt als kognitiver Vorgang ein, sofern ein Vergessen vorausgegangen ist. Wenn Erinnern möglich ist, kann Vergessen nicht mit einem vollständigen Verschwinden oder einer Löschung in Verbindung gebracht werden. Allerdings findet Erinnern nicht statt, indem im „Oberstübchen“ gesucht, gefunden und dann etwas Vergangenes hervorgezogen wird. Das Gedächtnis ist kein Speicher, in dem vergangene Erlebnisse herumliegen. Vielmehr ist Erinnern ein Konstruktionsprozess, der im Rückgriff auf Spuren vergangenen Erlebens und entlang eingefahrener Bahnen des Wahrnehmens und Denkens eine frühere Erfahrung in der Gegenwart neu – als Erinnerung – herstellt (vgl. Dimbath/Heinlein 2015). Auf ein körperliches Erleben folgt eine Erfahrung, sobald man sich des Erlebten bewusst wird. Erleben findet permanent statt, aber nur ein Teil des Erlebten wird gedanklich reflektiert. Die Erfahrung, die ihrerseits ein (geistiges) Erlebnis darstellt und eine Spur hinterlässt, kann durch das Erinnern bewusst aufgesucht bzw. aus mehreren Verknüpfungen ähnlicher Spuren als erlebte Erfahrung neu geschaffen werden.

Ein Gedächtnis ist somit einerseits die Organisation des Rückgriffs auf Spuren im Sinne von Zuordnung und Selektion. Andererseits ist es durch die Möglichkeit, bei diesen Vorgängen zwischen vorher und nachher zu unterscheiden, die Voraussetzung allen Zeitbewusstseins. Das „gute Gedächtnis“ wäre dann nicht eines, das viel behält, sondern eines, das Erinnerungen ermöglicht, die der erfolgreichen Orientierung in einer gegenwärtigen Situation zuträglich sind und sie zeitlich einzuordnen vermag. Im Hintergrund solcher konstruktiven Operationen ruhen all diejenigen Eindrücke oder Spuren, welche für den gegenwärtigen Moment des Erinnerns nicht gebraucht werden. Je seltener auf sie zugegriffen wird, desto weiter tritt

die Spur hinter relevanteren Eindrücken zurück – der Pfad verwildert. Alles, was nicht aktualisiert wird, wird somit vergessen. Dabei kann man von unterschiedlichen „Tiefen“ ausgehen und nach dem längst Vergessenen, dem Verdrängten, dem Verdeckten, dem Übersehenen oder auch dem nur kurz Entfallenen differenzieren. Der Verlust aus dem geistigen Besitz ist eine gedächtnisspezifische Unverfügbarkeit. Zugleich bleibt die Möglichkeit bestehen, dass das Gedächtnis einen uralten und lange vergessenen Eindruck wieder aufgreift. Prousts Protagonist erlebt dies mit dem Biss in das Gebäckstück.

Was veranlasst das Gedächtnis, dieses hervorzuheben, jenes auszublenden und dabei eine bestimmte Form von Zeitlichkeit zu erzeugen? Hierauf gibt es aus sozialphilosophischer bzw. gedächtnissoziologischer Sicht zwei Antworten (vgl. Dimbath/Heinlein 2015): Die eine entstammt der Lebensphilosophie und dem amerikanischen Pragmatismus. Sie geht davon aus, dass das Gedächtnis mehr oder weniger intuitiv und über einen Ähnlichkeitsabgleich diejenigen Eindrücke oder Spuren aktiviert, die für eine anstehende Problemlösung relevant sein könnten. Die andere erwächst der französischen Soziologie und besteht darin, dass der Mensch nicht anders kann, als sich an sozialen Strukturen zu orientieren. Dabei deutet er jede Situation gemäß der Muster, die ihm im Laufe seines Lebens beigebracht wurden. Solche Ordnungen – bspw. die Familie – bezeichnet der Wegbereiter der Gedächtnissoziologie Maurice Halbwachs als gesellschaftliche Bezugsrahmen. Sie variieren je nach Kultur und bilden das kollektive Gedächtnis. In jedem Fall erzeugt das individuelle Gedächtnis mit jeder erinnernden Orientierungsanstrengung ein neues Erlebnis und in der Folge gegebenenfalls eine mit einem Zeitindex versehene Erfahrung. Dabei bleibt der Erfolg relevanter als der Misserfolg, weshalb in Zukunft diejenigen Spuren eher aufgenommen werden, die in ähnlichen Situationen erfolversprechend sind. Zudem finden auf den ersten Blick Anpassungsleistungen statt, indem die Situation in die etablierten Strukturen hineingedeutet wird. Dass sich die Rahmen auch ändern können, zeigt sich, wenn aus dem Erinnern ein von anderen erlebbares Erzeugnis wie bspw. eine Erzählung hervorgeht, die ausnahmsweise die gesellschaftliche Ordnung verändern kann. Es entstehen dann neue Verhältnisse, an denen sich das Erinnern entzündet. Vergessen findet somit in zweierlei Hinsicht statt: Auf der individuellen Ebene werden diejenigen Erlebnisaspekte vergessen, die weder in die Problemlösungssituation noch in das soziale Setting der Situation passen. Auf der sozialen Ebene geraten die Aspekte der gesellschaftlichen Rahmen in Vergessenheit, welche durch neu hinzugekommene Erzeugnisse nicht mehr relevant sind. Sie erscheinen dann als „aus der Zeit gefallen“.

Auch der Lebenslauf – nicht nur verstanden als retrospektive Biografieerzählung, sondern auch als Muster kulturell verfestigter und zeitlich-sequentiell ange-

ordneter Stationen des Lebens bzw. als Zeitregime – ist ein gesellschaftlicher Bezugsrahmen. In der Lebenslaufforschung wurde seine Veränderungsdynamik im Zusammenhang mit der Institutionalisierung sowie der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs (Kohli 1985) diskutiert. Aus gedächtnissoziologischer Sicht steht mit der Institutionalisierungsannahme zunächst die Orientierungsleistung lebensverlaufsspezifischen Wissens aus eigenen und sozial vermittelten Erinnerungen im Fokus. Zugleich wird deutlich, dass weite Teile alltäglichen Erlebens, die nicht von sozialen Erwartungen „gefasst“ sind, dem Vergessen anheimfallen. Die De-Institutionalisierungsannahme zielt auf einen Wandel bzw. auf eine Diffusion vormals eng definierter Erwartungshorizonte. Dabei ist nicht davon auszugehen, dass der Lebenslauf als Rahmen an Bedeutung verlöre; vielmehr handelt es sich um eine Erweiterung der Gestaltungsmöglichkeiten insbesondere mit Blick auf die Reihenfolge und Wiederholbarkeit der einzelnen Positionen unter der Bedingung subjektiver Lebensführung (Kohli 1994). Die Erwartungsstruktur der Institution verändert sich mit Blick auf Bildungs- sowie Bindungsphasen und -formen, bleibt jedoch insofern bestehen, dass irgendwann im Leben Bildungs- und familiale oder erwerbsmäßige Bindungsphasen stattfinden und dass diese Abschnitte sowohl für die legitimatorische Darstellung eines gelungenen Lebens als auch für die identitätsspezifische Rekonstruktion des eigenen Lebens erinnert werden. Es sind also sozial relevante und verwertbare Formen, die einen in Stationen oder Schlaglichter fragmentierten Lebenslauf präsent halten, was sich auch auf die Zeitwahrnehmung auswirkt und dazu führt, dass zwar alles seine Zeit haben kann, diese Zeit jedoch nicht mehr als sequentiell festgelegte Lebenszeit erscheint. Was sich nicht in die institutionalisierten Erwartungsformate einordnen lässt, wird in der Regel nicht benötigt und bedarf, wenn es vor dem Vergessen bewahrt werden soll, einer besonderen Behandlung – bspw. durch Selbstdokumentation. Mit anderen Worten vergessen wir die allermeisten Eindrücke unseres gelebten Lebens. Abseits dieser gesellschaftlich umrahmten Bezugspunkte sind es nur die besonders hervorstechenden Erlebnisse, die persistent erhalten bleiben – dabei allerdings verdrängt oder so verfremdet werden, dass man mit Blick auf das originäre Erleben ebenfalls von einem weitgehenden Vergessen ausgehen muss.

Fast alles, was nicht unmittelbar zur Bewältigung des Lebens gebraucht wird, fällt dem Vergessen anheim. Mit Blick auf die „Schule des Lebens“, also das, was sich im Lebensverlauf an Erfahrungen ansammelt, handelt es sich auf den ersten Blick um Erinnern. Begreift man aber Gedächtnis als Selektionsinstanz, verwandelt sich die Frage, warum etwas erinnert wird, in die Frage, warum bestimmte Erlebnisse *nicht* erinnert werden. Die Selektion nach akuter Relevanz ist also nicht der einzige Gesichtspunkt. Neben der Verdrängung traumatischer Erlebnisse zeigt sich dies bei (Auto-)Biografien als erinnerungskonstruktiven Erzählungen, die bestimm-

te Schwerpunkte setzen und vieles weglassen – zum Beispiel, wenn man sich bewusst an bestimmte Erlebnisse *nicht* erinnern will. Ein solches Vergessenwollen als Handlung ist von „automatischer“ Vergesslichkeit zu unterscheiden, da dem Vergessen eine bewusste Steuerung zugrunde liegt (vgl. Dimbath 2014).

In Bezug auf den Lebens(ver)lauf lassen sich unterschiedliche Strategien des Verschwindenlassens im Sinne eines Relevanzverzichts erkennen:

a) Verwahrensvergessenheit: Manchen Dingen, die einem Individuum im Alltag begegnen oder von ihm hergestellt werden, kommt eine hohe Bedeutung zu – auch wenn sie bei der Bewältigung des Alltags kaum (mehr) gebraucht werden. Vielleicht wurden sie aufgrund ihrer vergangenen Bedeutung nicht weggegeben oder weggeworfen, sondern irgendwo aufbewahrt – vermutlich an einem Ort, an dem sie den alltäglichen Verrichtungen nicht im Wege stehen. Mitunter wurde dies als Verwahrensvergessenheit bezeichnet. Für den Lebenslauf handelt es sich hier um eine Klasse von Dingen, die den Menschen ein ganzes Leben begleiten und, im Fall dass man zufällig auf sie stößt, bestimmte Erinnerungen und ein Bewusstsein von „verlorener Zeit“ auch abseits des institutionellen Rahmens hervorzurufen vermögen. Allein das Verwahren an einem peripheren Ort kann als Vergessensabsicht verstanden werden.

b) Löschung und Reinigung: Manche Erlebnisse und mit ihnen verbundene Erzeugnisse haben im Alltag so deutliche Spuren hinterlassen, dass sie immer wieder hervorkommen bzw. stören. Sofern sie kein Nostalgiegefühl auslösen, können sie „entsorgt“ werden. Besonders schwierig wird das zum Beispiel bei Vergessensentscheidungen, die mit vergangenen Beziehungen verbunden sind. Vergessen soll dann durch das Entsorgen von Erinnerungen oder durch den bewussten Wechsel der Kontexte – etwa des Freundeskreises, des Wohnortes oder des Arbeitgebers – erreicht werden. Im Fokus steht hierbei die Löschung bestehender Vergangenheitsbezüge sowie die Reinigung der Lebensbezüge von Spuren dieser Vergangenheit.

c) Beschweigen: Bewusstes Vergessen richtet sich auch auf Episoden im Lebensverlauf, die schambesetzt sind oder als anderweitig schmerzhaft erinnert werden. Die alltagstherapeutische Aufforderung, nicht mehr über etwas zu sprechen oder nicht mehr daran zu denken, ist das Bemühen, Erinnerungsstimuli zu meiden. Auch wenn Formen der Tabuisierung oder des kommunikativen Beschweigens in der Regel auf eine wechselseitige „Übereinkunft“ angewiesen sind, mag das Ausblenden belastender Erfahrungen als Autosuggestion funktionieren. Mit Blick auf den Lebenslauf ist das Schweigen über Episoden erfolgversprechender, die nicht permanent von institutionalisierten Erinnerungsankern adressiert und abgerufen werden. Ein Mittel, sozial dunkle Stellen zu übertünchen, kann darin bestehen, beschönigende Darstellungen zu konstruieren oder einfach so zu tun, als sei der Makel gar nicht aufgetreten.

Abschließend lässt sich festhalten, dass Vergessen bei der Thematisierung des Lebens(ver)laufs und der Biografie konstitutiv ist. Dies zeigt sich mitunter an einer gedächtnisspezifischen Form von Zeitlichkeit: Die gesellschaftlich sinnhafte Lebenszeit besteht in einem selektiven Rahmen von Vorstellungen, in welcher Reihenfolge einzelne Lebensabschnitte „normalerweise“ angeordnet sind und wie lange diese Episoden zu dauern haben. Alternative Ordnungen, nach denen über die Lebensspanne nachgedacht werden könnte, sind weder vorgesehen noch könnten sie umstandslos eingesetzt werden: Das Zeitregime des institutionalisierten Lebenslaufs bezieht sich auf vereinzelte Erinnerungsanker und nicht auf die Reflexion der Dauer von Lebensabschnitten. Wäre dies der Fall, würden wir nicht vergessen haben, dass Momente der Langeweile und des Wartens auf altersspezifische Autonomiegewinne die Kindheit und Jugend zu als extrem lang empfundenen Abschnitten haben werden lassen. Schön war sie, die Jugendzeit – aber wie habe ich mich im Alter von zehn, dreizehn oder sechzehn Jahren gefühlt?

Oliver Dimbath

LITERATUR

- Dimbath, O. (2014): Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft. Konstanz: UVK.
- Dimbath, O./Heinlein, M. (2015): Gedächtnissoziologie. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Duden (2007): Deutsches Universalwörterbuch (6., überarb. und erw. Auflage). Mannheim: Dudenverlag.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 37, Heft 1, S. 1-29.
- Kohli, M. (1994): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie. In: Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 219-244.
- Proust, M. (1981): In Swanns Welt. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Erster Teil. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Verrentung

Verrentung bedeutet die Versetzung einer Arbeitnehmerin/eines Arbeitnehmers in den Ruhestand bzw. in die Rentenphase. Dabei wird ab diesem Zeitpunkt die Umwandlung einer größeren Geldsumme in einer Reihe periodisch anfallender Geldbeträge vorgenommen, die nach und nach, überwiegend monatlich, ausgezahlt werden. „Rente“ ist entlehnt aus dem Französischen und bedeutet „zurückgeben, erstatten“. Rente wird in verschiedenen (vor allem ökonomischen) Zusammenhängen als Einkommen gewertet, das ohne aktuelle Gegenleistung bezogen wird und z.B. aus angelegtem Kapital stammt. Rente bedeutet jedoch vor allem allgemeinverständlich die Altersversorgung nach einem Arbeitsleben für sozialversicherungspflichtig Angestellte und bezieht sich in Deutschland auf das Rentenversicherungssystem nach dem Sozialgesetzbuch. Von der Rente ist die Pension zu unterscheiden, die die Altersversorgung für Beamte und ihnen gleichgestellte Personen bezeichnet.

Mit der Verrentung beginnt für die Menschen in einer von Erwerbsarbeit durchzogenen Gesellschaft bereits in der Nähe des möglichen Verrentungsalters eine neue Zeitrechnung: Wer eben noch täglich mehrere Stunden mit Erwerbstätigkeit inklusive Fahrzeiten von und zur Arbeit verbrachte, wendet jenseits der 65 Jahre nur noch 14 Minuten im Durchschnitt dafür auf (vgl. Statistisches Bundesamt 2015). Die Rentenphase ist erstmals im Lebenslauf frei von der gesellschaftlichen Erwartung, sich entweder in die Richtung von Erwerbsarbeit zu begeben, wie es in Zeiten der Schul- und Berufsausbildung der Fall ist, oder eben möglichst dauerhaft (trotz zunehmend brüchig werdender Erwerbsarbeitsverläufe) als Erwachsene*r selbstverständlich in sozialversicherungspflichtiger Erwerbsarbeit zu stehen (vgl. Hamburger 2008). Die Verrentung, die für Berufsanfänger*innen in sehr weiter, beinahe unvorstellbarer Ferne liegt, rückt über den Verlauf des Erwerbsarbeitslebens zunehmend in zeitlich realistische Erreichbarkeit. Nach der Rush Hour der 30er gelten 45-jährige Arbeitnehmer*innen bereits als älter. Diese Einordnung wird sich innerhalb der nächsten Jahre vielleicht überholen, wenn nach und nach Verrentungen nicht mehr vor 65 Jahren erfolgen. Noch vor 10 Jahren war es in vielen

Berufszweigen realistisch, unter 60 Jahren aus dem Berufsleben auszusteigen. Nur 39 % der über 55-jährigen waren noch erwerbstätig. In Berufen mit hoher Beanspruchung wird nach wie vor regulär ohne Abschläge ab 55 Jahren verrentet, z.B. bei der Flugkontrolle (vgl. Verein für soziales Leben e.V. 2018).

Mit der Verrentung ist nicht nur der reguläre Ausstieg aus der Erwerbsarbeit verbunden, der Verrentungszeitpunkt wird oftmals gleich- oder synonym gesetzt mit dem Beginn der Lebensphase Alter, die ihrerseits ihre Begrenzung durch den Tod erfährt. Für jede verrentete Person tut sich zeitbezogen eine vollkommen neue Welterfahrung auf: einerseits so offen und frei von jeglicher zeitlicher Beschränkung wie nie zuvor im Lebenslauf und andererseits so begrenzt wie nie zuvor. Die Lebensphase Alter endet mit dem Tod. Verrentung bedeutet den Anfang vom zeitlichen Ende des Lebens mit einer erstmalig im Leben auftauchenden Phase vollkommen zeitlicher Unbestimmtheit.

Dabei basiert die Möglichkeit zur Verrentung auf gesellschaftlichen Entscheidungen. Der Verrentungszeitpunkt hängt vor allem ab von arbeitsmarkt- und sozialpolitischen Steuerungen oder eben branchenspezifischen Notwendigkeiten, die allesamt wiederum Auswirkungen auf die individuelle Entscheidung zur Verrentung haben. Allerdings gibt es die Verrentung erst seit der Einführung der (Pflicht-)Invaliditäts- und Alterssicherung für Arbeiter*innen im Jahr 1889. Nach 30 Beitragsjahren lag die Regelaltersgrenze beim vollendeten 70. Lebensjahr. Im Jahr 1916 wurde die Regelaltersgrenze für Arbeiter*innen und Angestellte einheitlich auf das 65. Lebensjahr festgelegt. Diese Grenze hielt sich bis zum Rentenversicherungs-Altersgrenzenanpassungsgesetz von 2007, mit dem beschlossen wurde, ab 2012 das Renteneintrittsalter schrittweise auf 67 Jahre anzuheben (vgl. Bäcker/Kistler 2016). Mit dem Geburtsjahrgang 1947 begann die Umstellung, sodass die in diesem Jahr Geborenen einen Monat länger arbeiten mussten, wenn sie ihre Rente vollständig erhalten wollten. Bis 2023 kommt für jeden Jahrgang jeweils ein Monat Mehrarbeitszeit hinzu und ab 2024 folgen jeweils Zweimonatsschritte. Ab dem Geburtsjahrgang 1964 gilt das neue Rentenalter 67 (vgl. Bundesgesetzblatt 2007: 560).

Bis 1992 gab es den Trend zu früheren Altersgrenzen. Abwechselnd wurden für verschiedene Gruppen aus teilweise sozial-, vor allem aber aus arbeitsmarktpolitischen Gründen vorgezogene Altersgrenzen eingeführt. Zu der ersten Form der vorgezogenen Sonderaltersgrenzen kann die Einführung der Rente von Arbeitslosen ab 60 Jahren in der Angestelltenversicherung ab 1929 gezählt werden. 1957 folgte die Altersrente für Frauen ab 60 Jahren und 1972 für Schwerbehinderte ab 60 Jahren sowie die Altersrente für langjährig Versicherte ab 63 Jahren. Das Vorruhestandsgesetz von 1984 und das Altersteilzeitgesetz von 1989 sollten ebenfalls arbeitsmarktpolitische Wirkungen entfalten. Durch frühere Verrentungen sollten mehr Arbeitsplätze für die auf den Arbeitsmarkt drängenden jüngeren Menschen

entstehen. Seit 1992 fand ein Paradigmenwechsel statt: Mit dem Inkrafttreten des Rentenreformgesetzes im gleichen Jahr wurden die Altersgrenzen erstmalig angehoben. Von 1992 bis 2011 galt: „Die Altersgrenze für die Beantragung einer vorzeitigen Altersrente lag für Frauen und für Schwerbehinderte bei 60 Jahren, für langjährig Versicherte bei 63 Jahren und für Versicherte, die eine Altersrente wegen Arbeitslosigkeit oder nach Altersteilzeit bezogen, bei 63 Jahren. Die abschlagsfreie Altersgrenze, also die Referenzgröße für die Berechnung von Abschlägen, lag bei 65 Jahren und zwar bei den Renten für Frauen, wegen Arbeitslosigkeit und nach Altersteilzeit und für langjährig Versicherte. Bei der Rente für Schwerbehinderte lag die abschlagsfreie Grenze bei 63 Jahren“ (Bäcker/Kistler 2016: o.S.). Abschläge, mit denen Frauen rechnen mussten, beliefen sich bei einem Verrentungsalter von 60 Jahren auf 18 %, mit 61 oder 62 Jahren auf 14,4 % bzw. 10,8 %. Langjährig Versicherte oder Arbeitslose, die ab dem 63. Lebensjahr eine vorzeitige Altersrente beantragen konnten, mussten Abschläge von 7,2 % in Kauf nehmen (ebd.). Ein oder zwei Jahre früher in Rente zu gehen, wurde im Vergleich zum Rest des Erwerbsarbeitslebens ziemlich teuer gehandelt, bezogen auf die gewonnene Zeit in Rente. Vor dem Hintergrund der stetigen Erhöhung des Renteneintrittsalters scheint der Wert der in Erwerbsarbeit verbrachten Zeit kontinuierlich im Lebenslauf anzusteigen, da der frühere Ausstieg zum Ende hin so teuer für Versicherte wird. Dabei kommen Fragen auf, wie die Erwerbsarbeitszeit im Lebenslauf jederzeit ebenfalls so in Wert gebracht werden könnte, wie es durch die Erhöhung der Lebensarbeitszeit mit den hohen Abschlägen getan wird, z.B. durch Sicherstellung kontinuierlicher Beschäftigung für alle Arbeitnehmer*innen, jederzeit die Möglichkeit zu Familien-, Pflege- oder Sabbatical-Zeiten, zeitweise Ausstiege für kontinuierliche Fort- und Weiterbildungen – jeweils, ohne Abschläge in der ohnehin angemessenen Entlohnung hinnehmen zu müssen. Darüber hinaus könnte über völlig neue Zeitmodelle nachgedacht werden, in denen Erwerbsarbeits-, Familien-, Reproduktions-, Frei- und Rentenzeiten entlang vielfältiger zeitlicher Bedürfnisse strukturiert werden.

Versicherte waren über lange Zeit in die Lage versetzt, den Zeitpunkt ihrer Verrentung im Rahmen der beschriebenen gesetzlichen Regelungen selbst zu wählen. Die Möglichkeiten eines vorzeitigen Rentenbezugs sind 2012 abgeschafft bzw. weiter eingengt worden. „Ausnahmen von der Regelaltersgrenze gibt es also nur noch für Schwerbehinderte und langjährig Versicherte (jeweils mit 35 Versicherungsjahren) sowie für besonders langjährig Versicherte (mit 45 Pflichtbeitragsjahren). Hinsichtlich der vorgezogenen Altersrenten für Frauen und wegen Arbeitslosigkeit bzw. nach Altersteilzeit konnte der Jahrgang 1951 als letzter noch davon Gebrauch machen“ (ebd.). Verrentung hat seit ihrem Bestehen mit gesellschaftlichen Dynamiken zu tun, die mit ihren arbeitsmarktpolitischen Steuerungsideen massive

Auswirkungen auf die Entscheidungsmöglichkeiten von Menschen bezüglich ihrer Verrentung haben.

Wenig ist darüber bekannt, wann Menschen zum ersten Mal konkret an ihre Verrentung denken und ob ihre Gedanken eher der Altersvorsorge gelten, nach dem Motto: „Lieber schon beim Einstieg in die Arbeitswelt auch an das Ende desselben denken?“ Oder verbinden sie damit eher die Entlassung aus gesellschaftlicher Bindung in die Freiheit von allen Verpflichtungen? Oder beginnt bereits mit dem Abschluss eines zusätzlichen Sparvertrags für die Rente die individuelle Planung der Verrentung? Bisher gingen dem Verrentungszeitpunkt wahrscheinlich aktive Entscheidungen voraus, da sich Menschen einen Überblick darüber verschaffen mussten, wann sie es sich leisten konnten, aus dem Erwerbsleben auszusteigen und darüber hinaus, je nach individueller Planung, die Rentenphase mit neuen Möglichkeiten für ihre Entfaltung verbunden war. Die dynamische Verrentung bis 2007 basierte auch auf dem defizitären Altersbild in der Gesellschaft. Dieses könnte sich vor dem Hintergrund des demographischen Wandels und der daraus entstehenden Notwendigkeit verändern, auch und mehr ältere Menschen in den Arbeitsmarkt einbinden zu müssen. Mit dem Zielalter von 67 Jahren für die Verrentung liegt die Herausforderung nun darin, diesen Wandel gesellschaftlich zu vollziehen, ältere Arbeitnehmer*innen als Gewinn zu betrachten und ihnen recht vielfältige Möglichkeiten für einen langen Verbleib in Erwerbsarbeit jenseits der 60 Jahre anzubieten. Das Verrentungsalter könnte zukünftig noch weiter angehoben werden und eventuell wieder die 70 Jahre von 1889 erreichen. Oder vielleicht noch darüber hinaus? Damit treten Fragen auf, wer, wie, wann und unter welchen Bedingungen, vielleicht sogar lebenslang, erwerbstätig sein kann. Menschen sind, so lange sie leben, irgendwie tätig oder am Arbeiten. Doch könnten diese auch unter Erwerbsarbeitsgesichtspunkten gewertet werden und welches Tätig-Sein könnte unter welchen Bedingungen des Alternsprozesses wie lange ausgeführt werden?! Mit der Erhöhung des Verrentungsalters tauchen viele Fragen auf, die bisher nicht gestellt werden brauchten.

Die Entwicklung der Erwerbstätigenquote seit 2000 wird jährlich im Rentenversicherungsbericht dargelegt und zeigt einen Anstieg der Erwerbstätigenquote der 60- bis 64-jährigen Männer im Zeitraum von 2000 bis 2017 von ca. 37 % auf 64 %. Bei den 60- bis 64-jährigen Frauen stieg die Erwerbstätigenquote von ca. 41 % auf 53 %. Dabei wird der weitere Anstieg der Erwerbsbeteiligung Älterer prognostiziert (vgl. BMAS 2018: 67). Seit dem Jahr 2000 ist das durchschnittliche Zugangsalter in Rente wegen Alters um fast zwei Jahre gestiegen. 2000 lag es bei den Männern bei 62,2 und bei den Frauen bei 62,3 Jahren; im Jahr 2017 bei den Männern bei 64,0 und bei den Frauen bei 64,1 Jahren (ebd.). Insgesamt befinden sich rund 58 % der Männer und Frauen im Alter zwischen 60 und 64 Jahren in Erwerbsarbeit.

Die Erwerbstätigenquote hat sich bei den Männern seit 2000 mehr als verdoppelt und bei den Frauen vervierfacht. Diese Quote liegt auch an der hohen Anzahl der im höheren Lebensalter arbeitenden Selbstständigen. Die Quote der Beschäftigten ohne Selbstständige zwischen 60 und 64 Jahren ist von 20,5 % auf 40 % angestiegen. Bundesweit haben mehr als doppelt so viele ältere Menschen seit 2007 einen sozialversicherungspflichtigen Job. Die Beschäftigung älterer Arbeitnehmer*innen hat sich sichtbar verschoben und damit zeigt sich noch einmal mehr die Dynamik, die der Verrentung zugrunde liegt. Jenseits negativer Altersbilder scheint der politische Wille, ausgelöst durch den finanziellen Druck, so massive Auswirkungen auf die Renten zu haben, dass es zunehmend sowohl Bewegungen auf dem Arbeitsmarkt gibt wie auch bei den noch jenseits der 60 Jahre arbeitenden Menschen. Dabei ist nichts gesagt über die Bedingungen, unter denen die Menschen arbeiten und wie (über-)beansprucht ihre Leistungsfähigkeit in den verschiedenen Erwerbsarbeitsparten unter evtl. vielfach überfordernden Arbeitsbedingungen sein wird. Zudem steigt die Zahl der arbeitenden Rentner*innen zwischen 65 bis 69 Jahren an: 2017 waren es bereits 16,1 %, 10 Jahre früher 2007 lediglich weniger als die Hälfte: 7,1 % (vgl. ZEIT Online 2018; Anger/Trahms/Westermeier 2018).

Wunsch und Wirklichkeit liegen bei dem Verrentungszeitpunkt weit auseinander. Die meisten Arbeitnehmer*innen würden nach neuesten Umfragen am liebsten im Alter von 60 Jahren in Rente gehen (vgl. Verein für soziales Leben e.V. 2018). Vor dem Hintergrund des nach hinten verschobenen Verrentungsbeginns könnte die Motivation, jenseits der 60 Jahre weiter arbeiten zu müssen, bei vielen eher geringer sein. Mit dem ersten Nachdenken über die Rente entstehen vielleicht auch Wunschorstellungen, welchen Zielen und damit verbundenen Aktivitäten in der Rentenphase nachgegangen werden könnte. Damit kann eine neue Zeitverwendung entstehen, die sich erstmals nicht mehr nach den erwerbsarbeitszeitlichen linearen Strukturen richtet. Vielmehr beginnt ab dem ersten Tag der Rente die Möglichkeit des Neuentdeckens der eigenen Zeitbedürfnisse. Während Böhnisch (2012: 276) davon ausgeht, dass mit der Verrentung für den alternden Menschen die Notwendigkeit entsteht, vom linearen zum zyklischen Zeitrhythmus zurückzukehren, wird sich dieser Wechsel nicht von allein einstellen. Das über den Lebenslauf, von der ersten Institutionalisierung an eingeübte, verinnerlichte und inzwischen verselbstständigte Zeitdiktat der Erwerbsarbeitsgesellschaft wird von dem verrenteten Menschen evtl. gar nicht als nur eine Möglichkeit unterschiedlicher Zeitrhythmen erkannt. Darüber etwas in Erfahrung zu bringen, welchem Zeiterleben, -empfinden und -verstehen Menschen mit der Verrentung begegnen, kann als Herausforderung gelten (vgl. Meyer 2008).

Christine Meyer

LITERATUR

- Anger, S./Trahms, A./Westermeier, C. (2018): Erwerbstätigkeit nach dem Übergang in Altersrente. Soziale Motive überwiegen, aber auch Geld ist wichtig. In: IAB-Kurzbericht, Ausgabe 24. URL: <https://www.iab.de/194/section.aspx/Publikation/k181009v06> [21.04.2019].
- Bäcker, G./Kistler, E. (2016): Die Entwicklung der Regelaltersgrenze und der vorgezogenen Altersgrenzen. URL: www.bpb.de/politik/innenpolitik/rentenpolitik/223218/die-entwicklung-der-altersgrenze [21.04.2019].
- Böhnisch, L. (2012): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung (6. Auflage). Weinheim: Beltz Juventa.
- Bundesgesetzblatt (2007): Gesetz zur Anpassung der Regelaltersgrenze an die demografische Entwicklung und zur Stärkung der Finanzierungsgrundlagen der gesetzlichen Rentenversicherung. Köln: Bundesanzeiger Verlag, S. 554-575.
- BMAS (= Bundesministerium für Arbeit und Soziales) (2018): Bericht der Bundesregierung. Rentenversicherungsbericht 2018. URL: https://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/Thema-Rente/rentenversicherungsbericht-2018.pdf?__blob=publicationFile&v=4 [21.04.2019].
- Hamburger, F. (2008): Einführung in die Sozialpädagogik. Grundriss der Pädagogik (2., akt. Auflage). Stuttgart: Kohlhammer, S. 152-172.
- Meyer, C. (2008): Altern und Zeit. Der Einfluss des demographischen Wandels auf Zeitstrukturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Verein für soziales Leben. e.V. (2018): Frührente. URL: www.renten-recht.org/fruehrente [22.04.2019].
- Statistisches Bundesamt (2015): Zeitverwendungserhebung 2012/2013. URL: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Zeitverwendung/_inhalt.html [23.04.2019].
- ZEIT Online (2018): Immer mehr über 60-Jährige arbeiten. URL: <https://www.zeit.de/wirtschaft/2018-11/bundesregierung-rente-67-arbeitnehmer-erwerbstaetigkeit> [03.04.2019].

Weiterbildung

Die bis heute geläufige Definition von Weiterbildung wurde Anfang der 1970er Jahre im Kontext der Debatten zur Bildungsreform geprägt. Im vom Deutschen Bildungsrat vorgelegten „Strukturplan für das Bildungswesen“ wird Weiterbildung „als Fortsetzung oder Wiederaufnahme organisierten Lernens nach Abschluss einer unterschiedlich ausgedehnten ersten Bildungsphase bestimmt“ (Deutscher Bildungsrat 1970: 197).

Im Zentrum dieser Definition steht ein zeitliches Kriterium: die Verortung von Lernanstrengungen in einer spezifischen Phase des Lebenslaufs, nämlich nach der Erstausbildung. Die Figur der Weiterbildung gewinnt damit Kontur vor dem Hintergrund der als selbstverständlich vorausgesetzten Erwartung, dass in der Moderne der Anfang des Lebens durch Lernen – strukturiert durch die Teilnahme an organisierten (Aus-)Bildungsmaßnahmen – geprägt ist, und dass diese lerndominierte Lebensphase durch eine zweite Lebensphase abgelöst wird, in der nicht länger der Erwerb von Bildungstiteln, sondern die ökonomische Erwerbstätigkeit im Vordergrund steht. Das Präfix „Weiter“ markiert nun einen sich gegen diese Normalerwartung absetzenden Anspruch organisierter Bildungsbemühungen auch noch in den an die Vorbereitungsphase anschließenden Episoden des Lebenslaufs.

Verbunden mit diesem Verständnis von Weiterbildung ist die Unterstellung einer Gleichartigkeit organisierten Lernens über unterschiedliche Lebensphasen hinweg. Dadurch setzt sich „Weiterbildung“ vom Begriff der „Erwachsenenbildung“ ab, der vor der Bildungsreform die öffentliche Diskussion zum Lernen im Erwachsenenalter dominiert hatte (Seitter 2001). Dieses in den 1920er Jahren konturierte Verständnis des Lernens im Erwachsenenalter basiert gerade auf der Betonung einer grundsätzlichen Differenz zwischen dem Lernen Erwachsener und dem Lernen von Kindern und Jugendlichen. Im Kern dieser Unterscheidung steht das pädagogisch begründete Verbot einer Erziehung Erwachsener. Zwar wird auch noch im Horizont des Begriffs der Weiterbildung die Forderung einer erwachsenengerechten Gestaltung von Lernsituationen weiterhin thematisiert. Die Differenz zwischen der Erziehung von Kindern und der Bildung Erwachsener verliert aber ihre kategoriale

Bedeutung. Der Begriff der Weiterbildung bestimmt das Lernen Erwachsener damit auf den ersten Blick inhaltsoffen, leitet es allerdings bei genauerem Hinsehen aus dem Begriff der Ausbildung ab, was ein spezifisches Verständnis von „Bildung“ impliziert. Modell stehen Formate der schulischen Allgemeinbildung und der beruflichen Qualifizierung.

Eine Bedeutungsverschiebung erfährt der Begriff der Weiterbildung Mitte der 1990er Jahren im Zuge der begrifflichen Umstellung des Bildungswesens auf die Figur des „Lebenslangen Lernens“. Weiterbildung erscheint nun nicht mehr wie selbstverständlich als Inbegriff des öffentlich verantworteten Lernens im Erwachsenenalter. Sie stellt nun vielmehr nur noch eine unter mehreren Institutionalisierungsformen im Kontext des weitaus breiteren und vielfältigeren Lernens Erwachsener dar (Dinkelaker 2018). Neben den in der Weiterbildung organisierten Bemühungen um Lernen werden nun auch dezidiert Lernbemühungen außerhalb von Bildungsveranstaltungen zum Gegenstand des öffentlichen Interesses erhoben. Diese werden unter dem sehr weiten Sammelbegriff des „informellen“ Lernens gefasst. Zudem wird, anders als noch in den 1970er Jahren, eine Differenz zwischen schulisch abschlussbezogenen Bildungsveranstaltungen („formales Lernen“) und nicht-schulisch strukturierten Bildungsangeboten („non-formales Lernen“) eingeführt (Kommission der Europäischen Gemeinschaften 2000). Wie sich der Begriff der Weiterbildung zu dieser neuen Dreifaltigkeit des Lernens Erwachsener verhält, bleibt dabei unklar. So finden sich sowohl Verwendungsweisen, in denen der Begriff alle drei Organisationsformen des Lernens Erwachsener beinhaltet, als auch Verwendungsweisen, in denen auf das Gesamt des Lernens in Bildungsveranstaltungen verwiesen wird (also „non-formales“ und „formales“ Lernen), bis hin zu Verwendungsweisen, in denen mit dem Begriff der Weiterbildung ausschließlich das abschlussbezogene formale Lernen in Bildungsveranstaltungen bezeichnet wird.

Anders als es die weiterhin übliche Anwendung der eingangs genannten Definition vermuten lässt, erweist sich daher „Weiterbildung“ als ein schwach konturierter Begriff, dem je nach Verwendungssituation und -kontext sehr unterschiedliche Bedeutungen zukommen können. Seine Abgrenzung zu benachbarten Begriffen wie „Erwachsenenbildung“ und „Lebenslanges Lernen“ ist unscharf. Dennoch, oder möglicherweise auch gerade deshalb, fungiert die Wahl des einen oder des anderen Begriffs als Möglichkeit, Positionierungen im Verständnis des Lernens Erwachsener anzuzeigen und so Distinktion und Zugehörigkeiten zu markieren.

Die Konsequenzen, die die in unterschiedlichen Wellen international vollzogene Ausweitung des organisierten Lernens über die vorbereitende Lernphase des Lebens hinaus für die Konstruktion des Normallebenslaufs hat, sind widersprüchlich. Einerseits hat sich die Erwartung weitestgehend durchgesetzt, dass auch Personen mit abgeschlossener Ausbildung regelmäßig an Bildungsveranstaltungen teilneh-

men (sollen). Dies stützt die These einer Auflösung bzw. Flexibilisierung des die Moderne kennzeichnenden Lebenslaufmodells. Andererseits hat sich bislang keineswegs die Differenzierung des Lebenslaufs in eine die Erwerbstätigkeit vorbereitende und eine erwerbstätige Phase aufgelöst. Das Lernen tritt zur Erwerbstätigkeit hinzu, ersetzt sie aber nicht.

Die in der internationalen Diskussion verhandelten Konzepte Lebenslangen Lernens variieren hinsichtlich der Frage, wie das so entstehende Verhältnis von Lernen und Erwerbstätigkeit im Erwachsenenalter zu denken ist. Das Konzept der „education permanente“ (Fauré 1972) stellt die Beständigkeit von Bildungsbemühungen im Lebenslauf in den Vordergrund, ohne, dass deutlich würde, wie die sich einsetzende Erwerbstätigkeit zum fortgesetzten Lernen verhält. Der Begriff der Weiterbildung markiert zwar im Übergang von der Kindheit zum Erwachsenenalter eine bedeutende Zäsur. Wie sich die Situierung des Lernens nach dieser Zäsur von der Situierung davor unterscheidet, bleibt aber ungeklärt. Das Konzept der „recurrent education“ (OECD 1973) nimmt dezidiert die Prägung der Erwachsenenphase durch Erwerbstätigkeit zum Ausgangspunkt und fügt Lernen als eine zeitweise die Erwerbstätigkeit unterbrechende Tätigkeit dem Erwachsenenleben hinzu. Auch das in den letzten Jahren an Bedeutung gewinnende Konzept des „Lernens im Lebenslauf“ (Hof/Rosenberg 2018) nimmt explizit auf Differenzen zwischen Lebensphasen Bezug. Diese werden allerdings nicht länger entlang der einen großen Differenz zwischen Ausbildungs- und Erwerbsphase definiert. Vielmehr erweist sich das Leben als eine Abfolge immer wieder neuer Situationen, in denen je andere Lernherausforderungen im Vordergrund stehen.

Stellt man zur Bestimmung von Weiterbildung nicht das Verhältnis von Leben(-zeit) und Lernen(-zeit), sondern die Zeitlichkeit des organisierten Lerngeschehens selbst in den Mittelpunkt, so lässt sich erkennen, dass durch sie mehrere Zeitlinien voneinander unterschieden und vorübergehend miteinander verschränkt werden (Schäffter 2003). Im Zentrum dieser Verschränkung steht das Interaktionsgeschehen in Bildungsveranstaltungen. Dieses konstituiert sich über die Unterscheidung zweier komplementärer Aktivitätszusammenhänge: dem der Vermittlung und dem der Aneignung (Kade 2004). Die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen soll neue Möglichkeiten der Lebensgestaltung eröffnen und zugleich an vergangene Lernerfahrungen anschließen. Sie wird damit als eine *Episode strukturierter Aneignungsaktivitäten* gerahmt. Auch die Durchführung von Bildungsveranstaltungen durch Veranstaltungsleitende erscheint als eine Episode in deren Lebenslauf, die dort allerdings strukturell anders gelagert ist als die Teilnahme im Lebenslauf der Lernenden. Die Lebens- und Lerngeschichten der Veranstaltungsleitenden werden als eine Ressource der Vermittlung, damit als ein *Potential der Strukturierung der Aneignungsaktivitäten* Teilnehmender thematisch. Die Erfahrungen und das

Wissen der Veranstaltungsleitenden werden als Katalysatoren von Aneignung, also der Transformation der Lebensgeschichten Teilnehmender betrachtet. Im Interaktionsgeschehen der Bildungsveranstaltung werden vor diesem Hintergrund Differenzen zwischen den Lebensläufen der Teilnehmenden und den Lebensläufen der Veranstaltungsleitenden situativ aufgeführt und bildungsbezogen ausgedeutet. Die Kategorie der (geteilten) Aufmerksamkeit erlaubt die synchronisierende Relationierung der so aufgerufenen unterschiedlichen Zeithorizonte in der Eigenzeit des Veranstaltungsgeschehens. Letztlich hängt es vom situativen Verlauf der Veranstaltungsinteraktion ab, welche Aspekte der Lebens- und Lerngeschichte der Teilnehmenden und der Veranstaltungsleitenden thematisch werden und wie sie aufeinander bezogen werden. Der gemeinsame Vollzug der Relationierung von Erfahrungen entlang der Differenz von Vermittlung und Aneignung soll allerdings möglichst durch vorab definierte methodische Arrangements systematisch und planvoll strukturiert werden. Ein zentraler normativer Anspruch an diese planvolle Relationierung von Wahrnehmungsbewegungen wird darin gesehen, dass sich die Aufmerksamkeit Teilnehmender nie nur auf spezifische Gegenstände der Aneignung richten soll, sondern dass sich im Vollzug des Teilnehmens immer auch eine reflexive Zuwendung Teilnehmender zu ihrem eigenen Lebenslauf ereignet (Tietgens 1986). Momente der Aufmerksamkeit für die je eigene Biografie sollen sich so zu herausgehobenen, transformierenden Ereignissen im Lebenslauf der Teilnehmenden entfalten.

Damit solche sehr spezifisch strukturierten Interaktionssituationen im Format der Bildungsveranstaltung erwartbar zustande kommen, werden Organisationen der Erwachsenenbildung/Weiterbildung eingerichtet. Ihre Aufgabe besteht darin, Veranstaltungen so zu planen, dass Veranstaltungsleitende und Teilnehmende zu einem vorab bestimmten Zeitpunkt an einem vorab bestimmten Ort zusammenkommen, um sich mit einem vorab bestimmten Thema reflexiv lernend zu befassen. Bildungsveranstaltungen können als einmalige oder wiederkehrende Interaktions-episoden mit kürzerer oder längerer Dauer angesetzt werden. Anschlüsse zwischen unterschiedlichen Episoden der Teilnahme sowie zwischen Phasen der Lern- und der Erwerbstätigkeit werden darüber hinaus über Zertifikate strukturiert.

Für die professionelle Planung und Begründung von Weiterbildung hat die Referenz auf gesellschaftlichen Wandel eine konstitutive Bedeutung, auf eine Zeitdimension also, die über die Lebensläufe der Veranstaltungsbeteiligten und die Geschichte einzelner Organisationen hinausgeht. Je nach Begründungsrhetorik soll Weiterbildung gesellschaftliche Transformationen ermöglichen, begleiten oder auch ihre Folgen ausgleichen oder abmildern. Die Lern- und Lebensgeschichten der Adressat*innen werden so durch Bildungsangebote auf gesellschaftliche Transformationsprozesse bezogen. Weiterbildungsanbietern wird damit die Aufgabe zuge-

schrieben, zwischen Entwicklungen auf der Ebene gesellschaftlichen Wandels und Entwicklungen auf der Ebene individueller Lebensläufe zu vermitteln.

Die der Planung von Bildungsveranstaltungen zugrunde liegenden Vorstellungen vom Verhältnis zwischen Weiterbildung und gesellschaftlichem Wandel sind selbst wiederum einem Wandel unterworfen. Die für das Weiterbildungsgeschehen konstitutive Differenz zwischen Vermittlung und Aneignung wird in verschiedenen Phasen der historischen Entwicklung von Weiterbildung unterschiedlich ausgedeutet. Während bspw. in den 1980er und 90er Jahren die antagonistische Gegenüberstellung von an gesellschaftlichen Erwartungen orientierten professionellen Bildungsangeboten und je individuell unverwechselbaren biografischen Bildungsprozessen als zwei Seiten der Institutionalisierung des Lernens Erwachsener dominierte (Alheit 1995), gewinnen seit der Jahrtausendwende Modelle an Bedeutung, in denen die wechselseitige Bedingtheit von Vermittlungs- und Aneignungsdynamiken im Vordergrund steht.

Die Wissenschaft der Erwachsenenbildung befasst sich mit allen der beschriebenen Ebenen der zeitlichen Strukturierung von Weiterbildung, wobei diese unterschiedlichen Ebenen in der Regel unabhängig voneinander betrachtet werden und Interferenzen zwischen ihnen, wenn überhaupt, nur unsystematisch in den Blick kommen. In einer noch ausstehenden zeittheoretischen Relationierung dieser Ebenen müsste ein heuristischer Rahmen für die Analyse von Verschränkungen und Interdependenzen eröffnet werden. Vor diesem Hintergrund wäre dann unter anderem präziser zu bestimmen, welche unterschiedlichen Zeitordnungen des Lernens im Erwachsenenalter mit den Begriffen der „Weiterbildung“, „Erwachsenenbildung“, des „Lebenslangen Lernens“ und neuerdings des „Lernens im Lebenslauf“ impliziert sind und welche konkreten Formen der Relationierung von Lern- und Lebensgeschichten sich in unterschiedlichen organisationalen und rechtlichen Kontexten der „Erwachsenenbildung/Weiterbildung“ konkret ausgebildet haben bzw. welche sich unter welchen Bedingungen neu ausbilden.

Jörg Dinkelaker

LITERATUR

- Alheit, P. (1995): Die Spaltung von „Biographie“ und „Gesellschaft“. Kollektive Verlaufskurven der deutschen Wiedervereinigung. In: Fischer-Rosenthal, W./Alheit, P. (Hg.): Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 87-115.
- Deutscher Bildungsrat (1970): Strukturplan für das Bildungswesen. Empfehlungen der Bildungskommission. Stuttgart: Ernst Klett.
- Dinkelaker, J. (2018): Lernen Erwachsener. Stuttgart: Kohlhammer.

- Fauré, E. u.a. (1972): *Learning to be: The world of education today and tomorrow*. Paris: UNESCO.
- Hof, C./Rosenberg, H. (2018): *Lernen im Lebenslauf. Theoretische Perspektiven und empirische Zugänge*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kade, J. (2004): *Erziehung als pädagogische Kommunikation*. In: Lenzen, D. (Hg.): *Irritationen des Erziehungssystems. Pädagogische Resonanzen auf Niklas Luhmann*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 199-232.
- Kommission der Europäischen Gemeinschaften (2000): *Memorandum über lebenslanges Lernen*. Brüssel.
- OECD (1973): *Recurrent Education: A Strategy for Lifelong Learning*. Paris: OECD.
- Schäffter, O. (1993): *Die Temporalität von Erwachsenenbildung. Überlegungen zu einer zeittheoretischen Rekonstruktion des Weiterbildungssystems*. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 29, Heft 3, S. 443-462.
- Seitter, W. (2001): *Von der Volksbildung zum lebenslangen Lernen. Erwachsenenbildung als Medium der Temporalisierung des Lebenslaufs*. In: Friedenthal-Haase, M. (Hg.): *Erwachsenenbildung im 20. Jahrhundert – was war wesentlich?* München: Hampp, S. 83-96.
- Tietgens, H. (1986): *Erwachsenenbildung als Suchbewegung. Annäherung an eine Wissenschaft von der Erwachsenenbildung*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Work-Life-Balance

Der populäre Begriff „Work-Life-Balance“ wird häufig im Wortsinn als Gleichgewicht zwischen Arbeit und Leben interpretiert. Doch welche Arbeit, welches Leben und welche Balance sind damit eigentlich gemeint? Unter Work werden in der Regel alle Tätigkeiten und Rollen der beruflichen Erwerbsarbeit verstanden. Life bezieht sich auf alle Aktivitäten jenseits der Berufsarbeit, die in der Familie, beim Sport, im Ehrenamt und bei der kreativen Freizeitgestaltung anfallen. Zwischen diesen Bereichen soll eine Balance im Sinne eines ausgewogenen Verhältnisses hergestellt werden. Was auf den ersten Blick sehr einleuchtend erscheint, wirft bei näherer Betrachtung viele Fragen auf: Findet Arbeit nicht auch im Privatleben statt? Wird am Arbeitsplatz nicht auch gelebt? Sind das tatsächlich zwei Bereiche, die klar voneinander zu trennen sind? Gibt es nicht vielmehr umfangreiche Wechselwirkungen zwischen Arbeit und Leben? Wird ein Gleichgewicht dann erreicht, wenn beide Lebensbereiche gleich groß sind (wie auf einer Waage)? Oder kann man auch mit 15 oder 70 beruflichen Arbeitsstunden pro Woche eine individuell wahrgenommene Balance erreichen?

Angesichts dieser Fragestellungen wird deutlich, dass es sich bei Work-Life-Balance weniger um einen klar definierten und eindeutig verwendeten Begriff als vielmehr um eine Art Metapher für eine gelungene Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Privatleben handelt. Dabei wird oft unterstellt, dass ein ausgewogenes Verhältnis erstrebenswert ist. In jedem Fall geht es um Fragestellungen rund um die Qualität und den Zusammenhang zwischen Berufsleben, Familie und persönlichen Interessen (Vedder/Haunschild 2012).

Unterscheidet man zwischen einem Erwerbsarbeitsbereich auf der einen sowie einem privaten Bereich auf der anderen Seite, so gibt es mehrere Möglichkeiten, in welchem Verhältnis diese beiden Bereiche zueinander stehen können. Die Segmentierung (vgl. Roth/Zakrzewski 2006: 23) geht von einer strikten Trennung der Lebensbereiche aus, die keinen Zusammenhang der Denk- und Verhaltensweisen im Arbeitsbereich sowie im Privatleben beinhaltet. Es gibt Personen, die sehr klar zwischen dem unterscheiden, was am Arbeitsplatz und was außerhalb der berufs-

gebundenen Zeiten geschieht. Sie besitzen z.B. einen privaten und einen beruflichen Kalender oder zwei verschiedene Schlüsselbünde. Ihr Ziel ist es, die Belastungen und Verpflichtungen aus dem einen nicht in den anderen Lebensbereich hineinzutragen. Die Generalisation (ebd.: 24) geht in der Regel davon aus, dass eine einseitige Beeinflussung des Privatlebens durch die Erwerbsarbeit erfolgt. Karriereambitionen einer Person können zu langen Arbeitszeiten und umfangreichen Weiterbildungsaktivitäten führen, sodass nur noch sehr wenig Freizeit übrig bleibt. Auch die umgekehrte Konstellation wäre denkbar, wird allerdings wesentlich seltener erforscht. Ein privater Hausbau in Eigenregie kann z.B. die Erwerbsarbeit deutlich beeinflussen. Bei der Integration (ebd.) handelt es sich um eine permanente Wechselwirkung zwischen Beruf und Privatleben. Gedanken und Gefühle, die aus einem Lebensbereich resultieren, können Verhaltensweisen im anderen Bereich bewusst oder unbewusst beeinflussen. Zur Integration kommt es, wenn sich Work und Life mehr oder weniger vollständig überschneiden. Die Mitglieder der Geschäftsführung eines mittelständigen Unternehmens können neben sehr umfangreichen Arbeitszeiten auch die ganze Freizeitgestaltung auf den Beruf ausgerichtet haben. Sie sind dann z.B. in Prüfungsausschüssen der Kammern aktiv, treffen sich samstags mit Kund*innen beim Golf oder fahren mit Kolleg*innen in den Urlaub.

In der Forschung zur Work-Life-Balance lässt sich weiterhin zwischen einer Konflikt- und einer Bereicherungsperspektive unterscheiden. Die Konfliktperspektive geht davon aus, dass die verschiedenen Lebensbereiche mit unterschiedlichen Rollen verknüpft sind und die daraus resultierenden Rollenanforderungen sich gegenseitig beeinträchtigen. Sie wird häufig dann eingenommen, wenn es um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht (Work-Family-Conflict). Zeitbasierte Konflikte treten z.B. auf, wenn die wichtige Teamsitzung der Mutter länger dauert als erwartet und sie daher nicht das Fußballspiel ihres Sohnes besuchen kann. Oder wenn die nicht zu verschiebende Dienstreise des Vaters dazu führt, dass er den Geburtstag seiner Tochter verpasst. Ein beanspruchungsbasierter Konflikt liegt z.B. vor, wenn viel Stress im Beruf parallel zur Krankheit eines Kindes auftritt. Die Eltern sind dann unter Umständen überfordert und wissen gar nicht, wessen Anforderungen sie zuerst gerecht werden sollen. Verhaltensbasierte Konflikte resultieren aus unterschiedlichen Erwartungen an eine Person: Die schnelle und rationale Entscheidung während der Telearbeit lässt sich manchmal nicht gut mit einem warmherzigen und geduligen Verhalten gegenüber dem eigenen dementen Vater vereinbaren.

Demgegenüber konzentriert sich die Bereicherungsperspektive auf das positive Zusammenspiel von Beruf und Familie (Work-Family-Spillover). Kompetenzen und Ressourcen aus dem einen Lebensbereich können für den anderen Bereich

nützlich sein. Weiterhin lassen sich auch positive Stimmungen aus der Erwerbsarbeit auf das Privatleben übertragen (und umgekehrt). Damit können sogar negative Erfahrungen aus dem jeweils anderen Bereich kompensiert werden (Spatz 2014).

Die Work-Life-Boundary-Forschung beschäftigt sich mit den Grenzen zwischen unterschiedlichen Lebensbereichen sowie deren Durchlässigkeit. Sie geht davon aus, dass es in Abhängigkeit von Berufen, Beschäftigungsformen und privaten Rahmenbedingungen verschiedene erfolgsversprechende Grenzziehungen geben kann. Manche Menschen trennen Beruf und Privatleben sehr deutlich, bei anderen verschmelzen Beruf und Privatleben geradezu miteinander und alle können mit ihrer Work-Life-Balance mehr oder weniger zufrieden sein. Entscheidend ist der wahrgenommene Grad der Übereinstimmung von Balance-Vorstellungen und Balance-Realisierungsmöglichkeiten. Es gibt keinen objektiven Wert (wie z.B. beim Blutdruck), mit dem man die Work-Life-Balance messen könnte. Es handelt sich vielmehr um eine sehr subjektive Einschätzung. Identische Lebensumstände können von Person A als gleichgewichtig und von Person B als ungleichgewichtig interpretiert werden (Vedder/Haunschild 2012).

Die unter Work-Life-Balance relevanten Themen verändern sich oft im Lebensverlauf. Einige jüngere Beschäftigte versuchen z.B. ihr Marathontraining mit dem Beruf zu koordinieren oder eine Weiterbildung (Promotion, Meister-Prüfung) neben der Berufstätigkeit zu absolvieren. Mit der Geburt des Nachwuchses hängt die Work-Life-Balance auf einmal auch von dem Angebot an Kinderbetreuungsmöglichkeiten ab. Viele Eltern (vor allem Mütter) reduzieren ihre Arbeitszeiten oder steigen ganz aus, wenn die Kinder noch unter 3 Jahre alt sind. Sie suchen später nach Möglichkeiten zum beruflichen Wiedereinstieg. Angehörige der Generationen Y und Z waren häufig schon in jungen Jahren länger im Ausland und möchten später im Rahmen eines Sabbaticals auch weiterhin die Welt bereisen. Andere werden von ihrer Organisation in ausländische Niederlassungen entsendet und verbringen dort mit der Familie eine längere Zeit.

Personen im mittleren Lebensalter sind teilweise stark in Ehrenämtern aktiv (Kommunalpolitik, Feuerwehr, Sportverein) und bemühen sich um die Vereinbarkeit von Beruf und Hobby. Die Work-Life-Balance einiger Menschen wird durch kritische Lebensereignisse negativ beeinflusst (z.B. Scheidung, Arbeitslosigkeit, Tod). Schwere gesundheitliche Probleme können sich auf das Privatleben und die Erwerbsarbeit auswirken. Unter Umständen müssen dann die Arbeitszeiten reduziert und das Verhältnis zwischen Beruf und Privatleben neu justiert werden. Viele Kinder beteiligen sich im fortgeschrittenen Alter aktiv an der Betreuung und Pflege der eigenen Eltern. Im Rahmen der modernen Arbeitsformen stellt sich für immer mehr Berufstätige die Frage, ob sie wirklich noch jeden Tag einen längeren Weg zur Arbeit zurücklegen müssen. Alternativ können zumindest einige Aufgaben

auch von zu Hause oder von einem Co-Working-Space aus bearbeitet werden. Spätestens ab dem 60. Lebensjahr interessieren sich immer mehr Beschäftigte für einen fließenden Übergang zwischen Berufstätigkeit und Ruhestand. Während einige aus gesundheitlichen Gründen früher aussteigen wollen (oder müssen), arbeiten andere gerne noch nach der Verrentung als „silver worker“ im ehemaligen Beruf (Antoni u.a. 2014).

Angesichts dieser Fülle an möglichen Vereinbarkeitsthemen wird deutlich, dass die Work-Life-Balance einzelner Personen auf verschiedenen Ebenen von sehr unterschiedlichen Einflussfaktoren abhängig ist. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen legen z.B. fest, auf welche Kindergärten oder Plätze in Pflegeheimen vor Ort zurückgegriffen werden kann. Regelungen zu Arbeitszeiten, Arbeitsformen und Arbeitsorten sind teils in Gesetzen, aber auch in Tarifverträgen und Betriebsvereinbarungen enthalten. Wenn kein verbrieft Anspruch auf eine Regelung besteht (z.B. beim Sabbatical), sind die Beschäftigten oft auf das Wohlwollen der Organisation oder der direkten Vorgesetzten angewiesen. Die Kolleg*innen müssen häufig die Ausfallzeiten vor Ort kompensieren, wenn z.B. ein kritisches Lebensereignis sehr schnell und ungeplant eintritt. Den größten Teil der Arbeit im Bereich der Work-Life-Balance haben ohne Zweifel die betroffenen Individuen selbst zu leisten. Es erfordert viel Selbstorganisation und Selbstmanagement, die unterschiedlichen Rollenanforderungen aus verschiedenen Lebensbereichen miteinander in Einklang zu bringen. Besonders zufrieden mit ihrem Leben sind häufig Personen, die relativ gesund sind, eine ihrer Ausbildung angemessene Arbeitsstelle haben, gute Kontakte zu nahestehenden Menschen pflegen und denen es gelingt, sich auf die positiven Aspekte ihrer Work-Life-Balance zu konzentrieren (Vedder 2016).

Der Diskurs um die Vereinbarkeit von Arbeit und Privatleben wird in den letzten Jahren durch immer neue Begriffe angereichert. Work-Life-Blending steht für ein geräuschloses Verschmelzen von Lebens- und Arbeitswelt, das ein kaum mehr wahrnehmbares Hin- und Herspringen zwischen den beiden Bereichen ermöglicht. Gefördert wird diese flexible Überlagerung durch eine zunehmende Digitalisierung von Arbeitsprozessen und durch organisationale New Work-Angebote. Aus Sicht der Befürworter*innen von Work-Life-Blending bietet die Entkopplung der Arbeit von Zeit und Ort eine Möglichkeit, auch weiter entfernt angebotene, interessante Tätigkeiten anzunehmen oder überhaupt am Arbeitsleben teilzunehmen. Kritiker*innen sehen dabei vor allem die Gefahr der Selbstausbeutung sowie einer weiteren Verdichtung von Berufsarbeit. Es bleibt umstritten, ob diese Variante der Work-Life-Balance zur Humanisierung der Arbeit beiträgt (Weibler 2018). Die Generation Z verlangt im Gegensatz dazu wieder verstärkt nach einer Work-Life-Separation. Aus dieser Perspektive ist das Privatleben kein Ausgleich für die Berufsarbeit und folglich wird die Arbeit auch nicht durch Freizeit ausba-

lanciert. Eine klare Trennung der beiden Bereiche könnte allerdings das Abschalten und Regenerieren erleichtern sowie die individuelle Kreativität fördern (Scholz 2016). Unter dem Label Work-Learn-Life-Balance wird analysiert, wie Menschen das Lernen in ihre Vereinbarkeitsbemühungen zwischen Arbeit und Privatleben integrieren. Es findet immer häufiger informell im Prozess der Arbeit, aber auch außerhalb der Organisationen statt. Im Privatleben erworbene Kompetenzen werden vermehrt in beruflichen Kontexten genutzt. Je nach Forschungskontext kann es daher sinnvoll sein, den Begriff der Work-Life-Balance sogar noch um relevante Einzelaspekte zu erweitern (Antoni u.a. 2014).

Günther Vedder

LITERATUR

- Antoni, C./Friedrich, P./Haunschild, A./Josten, M./Meyer, R. (Hg.) (2014): Work-Learn-Life-Balance in der Wissensarbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Roth, W./Zakrzewski, B. (2006): Work Life Balance jenseits der 50-Stunden-Woche. Kröning: Asanger.
- Scholz, C. (2016): Wie Work-Life-Blending unser Privatleben kaputt macht. URL: <https://www.manager-magazin.de/lifestyle/artikel/arbeitswelt-work-life-blending-macht-unser-privatleben-kaputt-a-1081881.html> [Stand: 16.04.2019].
- Spatz, M. (2014): Work-Life-Balance – Junge Führungskräfte als Grenzgänger zwischen verschiedenen Lebensbereichen. München: Rainer Hampp.
- Vedder, G. (2016): Arbeitszufriedenheit und Glück. In: Vedder, G./Krause, F. (Hg.): Personal und Diversität. München: Rainer Hampp, S.125-140.
- Vedder, G./Haunschild, A. (2012): Work-Life-Balance und Entgrenzungstendenzen bei IT-Angestellten. In: Kaiser, S./Süß, S./Josephs, I. (Hg.): Freelancer als Forschungsgegenstand und Praxisphänomen. Frankfurt am Main: Peter Lang, S.113-133.
- Weibler, J. (2018): Work-Life-Blending – Was heißt das und was bedeutet es? URL: <https://www.leadership-insiders.de/work-life-blending-was-heisst-das-und-was-bedeutet-es/> [16.04.2019].

Zeiterleben

Ein Augenblick. Wir spüren, dass wir fühlen und dass wir denken. Für einen kurzen Moment erleben wir alles als gleichzeitig, die Vorgänge in unserem Innern und die Eindrücke verschiedener Sinne, welche die Außenwelt spiegeln. Fast unmerklich und doch rasch ändert sich dieses unmittelbare Erleben. Ein neuer Augenblick nimmt Gestalt an. Der Augenblick zuvor ist immer noch präsent, aber seine Qualität wandelt sich. Das kurz zuvor Erlebte nimmt eine andere Färbung an. Wir nennen es nun Vergangenheit. Dieser Vorgang wiederholt sich immer wieder. Auch das Vergangene beginnt sich zu differenzieren. Es gibt die sehr nahe Vergangenheit des „gerade eben“ und das schon vor langer Zeit Vergangene. Schließlich erlaubt der Strom des Bewusstseins nicht nur den Blick zurück, sondern kann in projektiver Umkehr den Sinn des Vergangenen vorwegnehmen. Zukunft beinhaltet die Erwartung des Erlebens von inneren und äußeren Zuständen.

Untersuchungen zur Frage, was Zeit ist, entwickelten sich historisch in getrennten Linien: Forschende konzentrierten sich entweder auf Zeit in der physikalischen Welt oder auf die innere Dimension der Zeit. Die Neuzeit im Studium des Zeiterlebens begann 1905 mit Edmund Husserls Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (Husserl 2012). Es dürfte kein Zufall, sondern Ausdruck des Ringens um ein besseres Verständnis von Zeitlichkeit in einer Phase sozialer Krisen sein, dass Husserls epochale Arbeit genau in Albert Einsteins *Annus mirabilis* fällt, mit dem eine Neubestimmung des physikalischen Zeitbegriffs beginnt. Husserls Untersuchung besticht durch ihre transparente Analyse des Zeiterlebens an sich. In seiner Untersuchung der Zeit als reduziertes Phänomen versuchte Husserl, Wahrnehmungen mit anderem Inhalt als das Zeiterleben – sowohl die Wahrnehmung innerer Zustände als auch die Wahrnehmung von Außenreizen – selbst auszuklammern.

Wenn wir aus psychologischer Sicht die Frage nach dem Zeiterleben stellen, haben wir es allerdings mit einer Zeit zu tun, die inhaltlich gefüllt ist. Wir erleben innere Zustände, die aufeinander folgen, wir fühlen und wir denken. Wir erleben die Zeit als eine Folge von Ereignissen in der Außenwelt. Die inhaltliche Füllung

von Zeit führt zu einem psychologischen Zeitparadoxon, das darin besteht, dass wir Zeitspannen, in denen für uns im Augenblick die Zeit besonders schnell zu vergehen scheint, im Nachhinein als eher lang erinnern, während Zeitspannen, die sich sehr lang anfühlen, in der Erinnerung sehr kurz erscheinen können. Schnell laufend erleben wir die Zeit dann, wenn wir sehr viele Ereignisse wahrnehmen, die subjektive Ereignisdichte hoch ist. Da erinnerte Zeit wesentlich aus Ereignissen rekonstruiert wird, resultieren viele erinnerte Ereignisse in einer längeren erinnerten Zeitdauer.

Die Ereignisdichte allein kann dazu führen, dass eine Zeitspanne mit höherer Auflösung erlebt und erinnert wird. Wenn wir zum ersten Mal an einem neuen Ort sind und viele neue Eindrücke auf uns wirken, vergeht die Zeit wie im Flug. In solchen Momenten sind wir auch emotional stark beteiligt. Neuheit und Komplexität von Ereignissen sind Faktoren, welche das physiologische Erregungsniveau und die Gehirnaktivität erhöhen. Umgekehrt beeinflusst Erregung durch Angst oder ein besonders aufregendes Geschehen die Wahrnehmung von Zeit. Bei Erregung steigt die Aufmerksamkeit und Ereignisse werden intensiver und dichter wahrgenommen, sodass sich das zeitliche Erleben verändert. Personen, die ein stark erregendes Erlebnis hatten, bspw. einen Unfall mit dem Auto, berichten häufig, die zeitlichen Abläufe um den kritischen Augenblick herum stark gedehnt, wie in extremer Zeitlupe, erlebt zu haben. Es gibt also eine Wechselwirkung zwischen Emotion und Zeiterleben. Emotionen verändern das Zeiterleben und das Zeiterleben beeinflusst unsere Emotionen. Ist die subjektive Zeit bereits im Augenblick des aufregenden Geschehens stärker gedehnt, oder wird in solchen Momenten ein detaillierteres Gedächtnis ausgebildet? Zumindest beim Erleben des freien Falls, wie es beim Bungee-Jumping oder beim Fallschirmspringen auftritt, ist offenbar in erster Linie die stärkere Einspeicherung ins Gedächtnis für die erlebte Zeitdehnung verantwortlich (Stetson u.a. 2007).

Seit langem weiß man aus zufälligen Beobachtungen und gezielten Experimenten, dass die Aktivität von Botenstoffen im Gehirn das Zeiterleben beeinflusst. Verschiedene Drogen verändern die Zeitwahrnehmung. Das oben angesprochene veränderte Zeiterleben in Momenten mit starker Erregung, etwa in einer Gefahrensituation, hat ebenfalls eine neurochemische Komponente. Und so ist auch bei individuellen Unterschieden in der Neurochemie, wie sie als ganz natürliche Variation vorkommt, mit einem individuell unterschiedlichen Zeiterleben zu rechnen. So wie es Morgen- und Abendmenschen gibt, neigen einige Menschen dazu, Zeitdauern als lang zu empfinden, andere erleben dieselben Zeitdauern als eher kurz. Deutlich wird dies im veränderten Zeiterleben bei Kindern und Erwachsenen mit einem Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitäts-Syndrom (Walg u.a. 2015). Die Gesamtsymptomatik, deren Einzelsymptome unterschiedlich ausgeprägt sein kön-

nen, besteht aus einer Neigung zu verstärkter Aktivität, Konzentrationsschwäche und Impulsivität. Warum neigen Menschen mit ADHS dazu, verfrüht zu reagieren, wenn sie eine Handlung nach einem bestimmten Zeitintervall ausführen sollen? Wissen sie, dass die vorgesehene Zeit noch nicht erreicht ist, können aber den Handlungsimpuls nicht mehr unterdrücken? Systematische Untersuchungen aus den letzten Jahren haben gezeigt, dass das Zeitempfinden selbst bei ADHS verändert ist. Dieselben Zeitdauern erscheinen Personen mit ADHS länger als sie Personen ohne ADHS-Symptomatik erscheinen. Dies trägt vermutlich wesentlich zu Unruhe und Impulsivität bei.

Wenn wir wissen möchten, warum unsere Psyche mit einer bestimmten Art des Zeiterlebens ausgestattet ist, stellt sich die evolutionspsychologische Frage nach deren Funktion im Sinne eines Überlebenswertes. Der große Vorteil liegt in der Vorhersagbarkeit, der sinnvollen Anpassung an sich wiederholende Ereignisse und den zyklischen Vorgängen in der Außenwelt. Wenn das Nahrungsangebot im Sommer besser ist als im Winter, ist es von Vorteil, im Sommer aktiver zu sein und sich vor dem Winter einen Speckvorrat anzufuttern oder Vorräte anzulegen. Wenn man nur bei Tageslicht gut sehen kann, macht es Sinn, das Maximum der Aktivität ganz in den Tag zu legen und die Nacht für die Regeneration zu nutzen. Solche regelhaften Zyklen haben dazu geführt, dass sich biologische Uhren und psychische Mechanismen der Zeitmessung entwickelt haben. Letztlich kann jedes Ding, in dem etwas sich mit Regelmäßigkeit verändert, eine Uhr sein. Ein tropfendes Wasserglas, eine Ampulle mit feinem Sand, oder komplexe Geräte, wie sie die Handwerkskunst der Uhrmacher hervorgebracht hat. Jede einzelne Körperzelle eines Menschen ist praktisch auch eine Uhr, da physiologische Prozesse bestimmte Dauern und Rhythmen haben. Untersuchungen mit Menschen, die in abgeschirmten Räumen für einige Zeit lebten, haben die Existenz von inneren Uhren eindrucksvoll belegt. Probanden, die auf diese Weise abgeschirmt leben, stehen auf und gehen schlafen und haben das Gefühl, normale Tage zu durchleben. Die Länge dieser Tage ist sehr regelmäßig, bei den meisten Menschen allerdings deutlich länger als ein realer Tag in der Außenwelt. Ebenso haben diese Experimente gezeigt, dass Menschen ein ganzes Ensemble an Uhren in ihrem Körper haben. Unter freilaufenden Bedingungen, wenn die regelmäßige Synchronisation durch das Tageslicht fehlt, können verschiedene körperliche und psychische Funktionen mit unterschiedlicher Rhythmik laufen. Daraus erklärt sich auch ein Teil der Anpassungsprobleme bei einem Jetlag. So kann etwa der Magen ein paar Tage nach einem Langstreckenflug noch auf eine andere Tageszeit eingestellt sein als das handelnde Bewusstsein.

Wenn wir uns, wie zu Beginn beschrieben, dem unmittelbaren bewussten zeitlichen Erleben zuwenden, steht ein Zeitfenster von etwa einer halben Sekunde bis zu einigen Minuten im Vordergrund. Dies ist auch der Zeitbereich, den wir für

viele Handlungen benötigen. Wann bremsen wir, damit das Auto gut vor der Ampel zum Stehen kommt? Wie lange wartet ein Pianist, wenn er zwischen zwei Themen den Takt etwas dehnt, damit das kurze Innehalten wirkt, sich aber nicht zu sehr in die Länge zieht? Zeiteinschätzungen in diesem Bereich erleben wir bewusst, und wir schätzen die Länge von Zeitintervallen erstaunlich gut.

Unterhalb von etwa einer halben Sekunde nehmen wir unterschiedliche Dauern durchaus wahr, allerdings nicht so, dass wir das Vergehen von Zeit spüren. Viel mehr erleben wir Unterschiede in der Dauer sehr kurzer Zeiten als qualitative Differenz. Ein im täglichen Leben stets präsent Beispiel ist die Wahrnehmung des Eintreffens von Geräuschen am linken und rechten Ohr. Darauf beruht ein wichtiger Mechanismus des Richtungshörens. Trifft der Schall an beiden Ohren genau gleichzeitig ein, nehmen wir die Schallquelle als mittig wahr. Je größer der Vorsprung für das eine oder andere Ohr ist, bis zu etwas über einer halben Millisekunde, desto mehr erleben wir den Schall als von der einen oder anderen Seite kommend. Auf diese Weise können Menschen Zeitdifferenzen von einer hunderttausendstel Sekunde wahrnehmen. Erlebt wird dies aber nicht als Dauer, sondern als unterschiedliche Qualität, in diesem Fall als Richtung des Schalls.

Vergleichbares gilt für den Bereich von wenigen Millisekunden bis wenigen hundert Millisekunden. Die Wahrnehmung von Unterschieden in diesem Zeitfenster spielt beim Verstehen von Sprache eine große Rolle. Sind Sie im letzten Urlaub am Deich oder am Teich entlanggewandert? Die klanglichen Bausteine der Worte sind identisch. Der einzige Unterschied besteht darin, dass bei „Deich“ zwischen dem Dentallaut „d“, der durch die Berührung von Zungenspitze und Schneidezähnen entsteht, und dem Einsetzen des Vokals bis zu 30 Millisekunden vergehen, während bei einer Zeit bis zum Einsetzen des Vokals von 40 und mehr Millisekunden ein „t“ und das Wort „Teich“ gehört wird. Auch hier ist unser Gehirn in der Lage, extrem kurze Dauern zu verarbeiten. Erlebt wird dies aber wiederum nicht als Dauer, sondern als Klangqualität, mit der Konsequenz, dass unterschiedliche Sprachlaute und Worte mit unterschiedlicher Bedeutung in den Bereich des bewussten Erlebens eintreten.

Sind Dauern von Ereignissen oder Intervalle zwischen Ereignissen länger als eine halbe Sekunde, beginnen wir, das Verstreichen von Zeit bewusst zu erleben. Im Einklang damit scheint in diesem Fall auch der Cortex des menschlichen Gehirns beteiligt zu sein (Craig 2009). In diesem Zeitfenster ist die Einschätzung von Zeitdauern ausgesprochen gut. Wenn einem Probanden die Aufgabe gestellt wird, einen Knopf nach genau 30 Sekunden zu drücken, schafft er das im Mittel nahezu perfekt. Es ist allerdings so, dass die einzelnen Schätzungen mal etwas länger und etwas kürzer sind und um den Mittelwert schwanken. Wir nehmen also erlebte Zeitdauern in wiederholten Fällen ähnlich, aber nicht genau gleich lang wahr. Wie bei

vielen anderen Wahrnehmungsprozessen ist es so, dass der Unterschied zwischen zwei Dauern, die man unterscheiden kann, bei längeren Dauern proportional größer wird. Dieses Phänomen gilt für viele Unterscheidungsleistungen bei der Wahrnehmung und wird nach seinem Entdecker auch als Webersches Gesetz bezeichnet.

Wie gelingt es uns, Dauern wahrzunehmen? Ein gängiges Modell, das eine Vielzahl an Phänomenen erklären kann, geht von drei Hauptkomponenten aus: Als erste Komponente gibt es einen Akkumulator oder Impulsgeber, eine Instanz, die systematisch Impulse generiert. Neurophysiologisch kann man sich das als Nervenzelle (oder eine Gruppe von Neuronen) vorstellen, die mit einer bestimmten mittleren Frequenz feuert. Die Generierung ist nicht ganz so regelmäßig wie das Ticken einer Standuhr, aber im Schnitt wird pro Zeiteinheit eine gleiche Anzahl an Impulsen generiert. Es entsteht also in einem bestimmten Zeitintervall eine bestimmte Menge von Einheiten, deren Gesamtmenge geschätzt werden kann. Als zweite Komponente gibt es ein Gedächtnis für solche Mengen an zeitlichen Impulsen, die verschiedenen Ereignissen zugeordnet sind. Hier sind, als Referenzwerte, die Dauern von vielen erlebten Ereignissen gespeichert. Die dritte Komponente ist eine Instanz, die auch als Komparator bezeichnet wird. Hier werden bekannte Dauern mit neu erfahrenen Dauern und erwartete Dauern mit tatsächlich erlebten Dauern verglichen.

Bei längeren Zeitdauern, die über den Minutenbereich hinausgehen, treten mehr und mehr begriffliche Strukturierungen in den Vordergrund. Zum Teil folgen diese einer Topologie, indem sich die zeitlichen Begriffe auf Relationen beziehen, wie vorher und nachher, zukünftig und vergangen, gleichzeitig oder durch ein Intervall getrennt. Andererseits stellen Sie eine Erweiterung und Differenzierung des Zeiterlebens dar. In vielen Sprachen gibt es eine Tendenz, das Vergehen von Zeit analog zur räumlichen Bewegung zu beschreiben. Genauere Bestimmungen sind wesentlich von kulturell entwickelten Orientierungssystemen abhängig. Kulturen haben zudem Techniken entwickelt, Zeitverläufe zu strukturieren und zu dokumentieren. In der abendländischen Kultur hat Zeit mehr als in anderen Kulturen eine Richtung, die als von einem Ursprung (Schöpfung, Urknall) zu einem Ziel laufend gedacht wird.

Interessanterweise geht mit dem Blick in die Zukunft oder in die Vergangenheit nicht nur eine etwas andere Tönung einher, welche uns den spezifischen Eindruck vermittelt, dass etwas nicht mehr oder noch nicht der Gegenwart angehört. Vergangenes und Zukünftiges sind auch mit bestimmten Emotionen verbunden, die im Allgemeinen positiver sind als das Erleben der Gegenwart. Man könnte sagen, dass es eine Tendenz gibt, Vergangenes und Zukünftiges durch eine rosa Brille zu sehen. In Studien wurden Probanden befragt, wie sie ein zukünftiges Ereignis, bspw. eine Reise, emotional bewerten. Dann wurde die emotionale Befindlichkeit

ermittelt, während sie sich auf der Reise befanden. Und schließlich wurde danach gefragt, wie die Bewertung in der Erinnerung war. Unabhängig von konkreten Ereignissen oder der eigenen Lebensgeschichte zeigte sich eine Tendenz, dass Vergangenheit und Zukunft positiver bewertet werden, während die aktuelle Gegenwart eine etwas negativere Tönung hat.

Eine analoge Beziehung von zeitlicher Erwartung zeigt sich im Hinblick auf Zeithorizonte. Für Kinder ist die Vergangenheit kurz und die Zukunft unendlich lang, für ältere Erwachsene ist es umgekehrt. Auch schicksalhafte Ereignisse, wie lebensbedrohliche Krankheiten, können das Zeiterleben nachhaltig verändern. Bei älteren Menschen schlägt sich dies auch in der Ausbildung neuer Gedächtnisinhalte nieder, die für freudige Ereignisse sehr viel besser ist als für Geschehnisse, die von negativen Gefühlen begleitet waren (Carstensen 2006). Ein solcher Kontrast finde sich bei jungen Menschen noch nicht.

Helmut Prior

LITERATUR

- Carstensen, L. L. (2006): The Influence of a Sense of Time on Human Development. In: *Science*, Band 312, S. 1913-1915.
- Craig, A. D. (2009): Emotional moments across time: a possible neural basis for time perception in the anterior insula. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society London B Biological Sciences*, Band 364, S. 1933-1942.
- Husserl, E. (2012): *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins*. Berlin: De Gruyter.
- Stetson, C./Fiesta, M. P./Eagleman, D. M. (2007): Does Time Really Slow Down during a Frightening Event? In: *PLoS ONE*, Jg. 2, e1295. DOI: <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0001295>.
- Walg, M./Oopen, J./Prior, H. (2015): Adjustment of Time Perception in the Range of Seconds and Milliseconds: The Nature of Time-Processing Alterations in Children With ADHD. In: *Journal of Attention Disorders*, Jg. 19, Heft 9, S. 155-763.

Zeitgefühl

Der Begriff „Zeitgefühl“ verweist auf das subjektive Erleben von Zeitabläufen, die im täglichen Leben mit Hilfe normierter Uhren und Kalender gemessen werden. In einem *ersten Schritt* wird Zeit demnach als etwas von außen unumstößlich Vorhandenes, nicht Beeinflussbares erlebt. Das beginnt im individuellen Erleben bei den nahezu autonom ablaufenden biologisch-physiologischen Prozessen der Körperfunktionen im Tagesrhythmus bis hin zur nur sehr begrenzt beeinflussbaren körperlichen Entwicklung einschließlich der oft schmerzlich erlebten Alterungsprozesse im Laufe von Jahren und Jahrzehnten. Hinzu kommt eine Reihe vermeintlich unumstößlicher zeitlicher Vorgaben, die in der familiären und gesellschaftlichen Umwelt gepflegt werden und an die man sich zu halten hat, wenn man ein anerkanntes und sozial eingebundenes Wesen in seinem sozialen Umfeld werden und bleiben will. So gesehen erweist sich die äußere, „objektive“ Zeit als Taktgeber des biologischen und sozialen Lebens, dem man zwar nicht enttrinnen, der sich aber in verschiedenen Situationen des täglichen Lebens und auch ganzen Lebensabschnitten sehr unterschiedlich anfühlt. Dabei ist unser Zeitgefühl eng mit unserer subjektiven Wahrnehmung und (kognitiven) Bewertung von Zeitabläufen verbunden, sodass es kaum möglich erscheint, den Begriff des Zeitgefühls klar von Begriffen wie Zeitwahrnehmung oder Zeitbewusstsein zu trennen.

Eine mögliche Auskunft darüber, wie sich Zeit für uns anfühlt bzw. anfühlen kann, gibt unsere Sprache. Zeit ist bekanntlich ein Abstraktum, ein physikalisches Konzept, das man weder sehen noch anfassen kann. Wir sehen nur Indizien von etwas, das wir Zeit nennen, also Auswirkungen von Zeitabläufen, wie etwa die Änderungen der Gestirne und der äußeren Natur im Tages- und Jahresrhythmus oder die Alterungsprozesse an Gegenständen, anderen Menschen und uns selbst. Darüber, ob wir neben den äußeren Indizien und Taktgebern der Zeit auch so etwas wie einen inneren Taktgeber haben, hat sich bereits Wittgenstein Gedanken gemacht, und zwar anhand des Schätzens der Tageszeit, deren innere Grundlage er für nicht greifbar hält (Wittgenstein 1980: Ziffern 607 und 608, vgl. kritisch dazu Pothast 1992). Bis heute konnte auch die empirisch-psychologische Forschung noch

kein allgemein akzeptiertes Modell für entsprechende innere Prozesse vorlegen (vgl. den Überblick bei Wittmann 2012).

„Was ist also die Zeit? Wenn mich niemand darüber fragt, so weiß ich es; wenn ich es aber jemandem auf seine Frage erklären möchte, so weiß ich es nicht“, schreibt Augustinus (354-430) in seinen *Confessiones* (1982: 11. Buch, 14. Kap.). Lakoff und Johnson haben in ihrer Kognitiven Linguistik überzeugend dargelegt, wie wir uns solche nicht-greifbaren, für unser Leben aber maßgeblichen Konzepte zugänglich machen. Ihre zentrale These besagt, dass unser „alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, im Kern und grundsätzlich metaphorisch [ist]“ (1998: 11). Metaphern sind Übertragungen von einem Bedeutungszusammenhang in einen anderen. Sie sind aber nicht nur sprachliche Stilmittel, sondern haben eine viel weiterreichende Funktion; sie „entstehen aus unseren klar umrissenen konkreten Erfahrungen und erlauben uns, höchst abstrakte und komplexe Konzepte zu konstruieren“ (ebd.: 124) und sie „sind im wahrsten Sinne ‚lebendig‘, weil sie Metaphern sind, nach denen wir leben“ (ebd.: 69). „Da so viele der für uns wichtigen Konzepte entweder abstrakt oder in unserer Erfahrung nicht klar umrissen sind (Emotionen, Ideen, Zeit usw.), brauchen wir zu diesen Konzepten einen Zugriff über andere Konzepte, die wir in eindeutigeren Begriffen verstehen (Raumorientierungen, Objekte usw.)“ (ebd.: 135).

Legen wir die Metaphertheorie von Lakoff und Johnson zugrunde, so speist sich unser Zeitgefühl in einem *zweiten Schritt* aus Übertragungen aus ganz konkreten Erfahrungen in andere Lebensbereiche. Die wohl geläufigste Metaphorisierung von Zeit besteht in modernen Kulturen in der Übertragung unserer Erfahrungen im Umgang mit begrenzten Ressourcen auf das Konzept der Zeit („Zeit ist Geld“), die wir haben oder nicht haben, mit der wir kalkulieren, die wir sparen, investieren, verschwenden oder verlieren können (vgl. ebd.: 15ff.), d.h., wir übertragen den konkreten Erfahrungsbereich, den wir im Umgang mit Gütern wie Geld haben, auf unsere Erfahrung mit Zeit. Entsprechende Formulierungen geben uns das Gefühl, Verfügungsgewalt über „unsere“ Zeit zu haben. Die ganze Ratgeberliteratur zum „Zeitmanagement“ lebt von dieser metaphorischen Übertragung.

Allerdings gibt es einen zweiten Erfahrungsbereich, der unsere Metaphorisierung von Zeit wesentlich beeinflusst. Er besteht in der körperlichen Bewegung im Raum. Über Zeit sprechen wir nicht nur wie über eine begrenzte Ressource, sondern auch wie über ein bewegliches Objekt (vgl. ebd.: 55ff.), wobei wir interessanterweise in Bezug auf uns selbst sowohl die Zeit als beweglich konzipieren („Die Zeit läuft mir davon“, aber auch: „Die Zeit will einfach nicht vergehen“) als auch uns selbst als beweglich in einer „stehenden“ Zeit („Wir nähern uns dem Ende der Urlaubszeit“). Solche Formulierungen bringen – je nach Perspektive – auch unser subjektiv erlebtes Verhältnis zur Zeit und damit unser Zeitgefühl sprachlich zum

Ausdruck. Ich kann mich der dahinziehenden Zeit passiv ausgeliefert fühlen („Die Jahre gingen dahin, ohne dass es mir bewusst wurde“) oder aber als aktiv Beteiligter im Raum-Zeit-Erleben („Ich teile mir meine Zeit genau ein“), auch wenn uns die Grenzen der Verfügbarkeit über die vergehende Zeit sehr wohl bewusst sind, wie in dem Stoßseufzer „Am liebsten würde ich die Zeit zurückdrehen“ zum Ausdruck gebracht wird.

Wie kommt es aber, dass wir uns, wie unsere sprachlichen Formulierungen es nahelegen, einmal von der Zeit getrieben oder auch ausgebremst fühlen, ihr also passiv ausgesetzt sind, und ein andermal das Gefühl haben, aktiv über alle Zeit der Welt verfügen zu können, sie sogar einteilen, sparen oder vergeuden zu können? In einem *dritten Schritt* ist deshalb nach den situativen oder lebensgeschichtlichen Kontexten zu fragen, die in unterschiedlicher Art und Weise unser jeweiliges Zeitgefühl prägen. Dabei scheinen für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, also die Bereiche, nach denen wir gemeinhin Zeit einteilen, unterschiedliche psychische Funktionen unser Zeitgefühl maßgeblich zu beeinflussen.

Rückblickend ist unser Zeitgefühl eng mit unserem Gedächtnis verknüpft: Zeiträume, die dicht mit neuen, herausragenden, aufregenden oder auch belastenden Erfahrungen gefüllt waren, an die wir uns immer wieder erinnern, erscheinen uns im Nachhinein oft als ausgedehnter als Zeiträume, in denen neben den Alltagsroutinen wenig passiert ist. So kommt es, dass uns zum Beispiel retrospektiv ein Kurzurlaub mit vielen neuen Eindrücken deutlich länger vorkommt als eine längere Auszeit, in der nichts Wesentliches passiert ist. Ähnlich verhält es sich mit der kollektiven Erinnerung an weit zurückliegende Zeiträume und der zugehörigen Geschichtsschreibung, die retrospektiv ereignisdichten und zukunftsentscheidenden Zeitspannen sehr viel mehr Aufmerksamkeit und Forschungsarbeit zukommen lässt als vergleichsweise ruhigen Zeitabläufen, sodass ereignisdichte Zeitabläufe in der kollektiven Erinnerung als ausgedehnter erscheinen.

Allerdings kann sich dieses Verhältnis von Verdichtung und Ausdehnung auch umkehren. So kann sich etwa in der individuellen Erinnerung auch eine Zeit des unbestimmten Wartens unendlich ausdehnen, wie Siri Hustvedt in ihrem Roman *Damals* (2019) literarisch zum Ausdruck bringt: „Was die Zahl [es geht um 21 Tage, E. B.-M.] nicht auszudrücken vermag, ist die gefühlte Zeit, die in meiner Erinnerung die Ausdehnung einer Ära oder Epoche angenommen hat, einer Periode des Schmachts nach jemandem, der die Tür öffnet, ins Zimmer kommt und das Zeitalter von Niemand Wirklichem beenden würde.“ (Ebd.: 78) In der Erinnerung wird Vergangenes mental wieder gegenwärtig, allerdings nicht eins zu eins, sondern neu interpretiert im Lichte zwischenzeitlicher Erfahrungen. Damit wird auch das mit vergangenen Ereignissen seinerzeit verbundene Zeitgefühl verändert, die erinnerte Zeit dehnt sich oder schrumpft zusammen: „The feeling of past time is a present

feeling“ überschrieb bereits William James Ende des 19. Jahrhunderts entsprechende Ausführungen in seinen *Principles of Psychology* (1890).

Ähnlich wie mit der Erinnerung verhält es sich mit der Gegenwart (im Sinne von hier und heute): Ein Tag, an dem sich viele Tätigkeiten und soziale Begegnungen – sei es im Beruf oder im privaten Bereich – aneinanderreihen, die jeweils unsere volle Aufmerksamkeit erfordern, erscheint uns schneller zu vergehen als ein Tag, den wir ohne besondere Fokussierung verträdeln; im Rückblick erscheint ersterer aber länger als letzterer, konstatierte ebenfalls bereits William James. Gleichwohl kann uns Zeit, in der nichts passiert, im unmittelbaren Erleben als unendlich lang erscheinen, wie zum Beispiel das Warten auf einen Zug, in der Arztpraxis oder auf einen verspäteten Gast, während retrospektiv dieser „leere“ Zeitraum wieder zusammenschrumpft. Hinzu kommt das Phänomen, dass uns bei angenehmen Tätigkeiten, denen wir uns hochmotiviert zuwenden, die Zeit schneller zu vergehen scheint (zur experimentellen Überprüfung vgl. z.B. Gable/Pool 2012) oder gar ganz „vergessen“ wird, wie beim Flow-Erleben, dem völligen Aufgehen in der momentanen Tätigkeit. Umgekehrt wiederum können uns kurze, unangenehme Ereignisse, wie etwa ein Unfallgeschehen, im unmittelbaren Zeiterleben sehr viel länger erscheinen, quasi in Zeitlupe, als sie tatsächlich sind (vgl. z.B. Tse u.a. 2004). Auch Zeitbudgetstudien, in denen danach gefragt wird, mit welchen Tätigkeiten ein durchschnittlicher Tag verbracht wird, zeigen regelmäßig unterschiedliche Ergebnisse, je nachdem, ob die Abfrage retrospektiv erfolgt oder quasi parallel, z.B. mit Hilfe einer App, in der in festgelegten Abständen eingetragen werden muss, was man gerade tut.

Diese alltäglich erlebbaren Diskrepanzen zwischen der von außen gegebenen, der aktuell gefühlten und der erinnerten Zeit im Wechselspiel zwischen Dehnung und Verdichtung spielen auch in der Literatur eine wichtige Rolle. Dort wird zwischen Erzählzeit und erzählter Zeit unterschieden. So nimmt etwa in Thomas Manns *Zauberberg* (2018), in dem das Zeitgefühl eines der zentralen Themen darstellt, die Erzählung des ersten Jahrs des Aufenthalts von Hans Castorp im Sanatorium etwa die Hälfte des Romans ein, während die weiteren sechs Jahre in der zweiten Hälfte verdichtet dargestellt werden. Damit repräsentiert der gesamte Roman – vereinfacht gesagt – mit unterschiedlichen Erzählgeschwindigkeiten das Zeitgefühl des Protagonisten während seines siebenjährigen Aufenthalts.

Hinsichtlich der Zukunft schließlich spielen unsere Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen oder auch eingegangene Verpflichtungen eine große Rolle. Hier erleben wir die Zeit als variabel sich im Raum bewegendes Objekt, wenn wir etwa angesichts eines erwarteten, aber unangenehmen Ereignisses davon sprechen, dass schwere Zeiten auf uns zukämen – oder umgekehrt, dass die herbeigesehnte Urlaubszeit auf sich warten lasse.

Hinzu kommt auf einer überindividuellen Ebene die in fast allen Zeitdiagnosen konstatierte Beschleunigung von technischen und gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, die sowohl unser gegenwärtiges Zeitgefühl als auch das auf die Zukunft gerichtete beeinflusst (vgl. Rosa 2005). Allein die Abfolge technischer Erneuerungen, die unser Berufs- und Alltagsleben durchdringen, beschleunigt sich in exponentiell darstellbarer Weise; ebenso erhöht sich deren Komplexität und damit auch der Bedienung. Das Versprechen der Arbeitserleichterung und der Zeitersparnis wird im täglichen Erleben durch das ständig erforderliche Hinzulernen von Neuem häufig wieder zunichtegemacht, man denke nur an die Digitalisierung, die zunehmend in alle Lebensbereiche Eingang findet. Wenn alles immer schneller vonstattengeht und wir nicht mehr hinterherzukommen glauben, fühlen wir uns als Getriebene in der Zeit. Zahlreiche Ratgeber z.B. zu Achtsamkeitsübungen und entsprechende therapeutische Ansätze zielen darauf ab, das Gefühl eines solchen Getriebenseins zu unterbrechen und damit dessen mögliche Folgen – vom einfachen Stresserleben bis hin zu ernststen psychischen und physischen Beeinträchtigungen – zu vermeiden oder zu lindern.

So schwer das Phänomen Zeit zu erfassen ist, so fluide ist auch unser subjektives Zeitgefühl. Es ist keine einfache Emotion, sondern ein komplexes Gefühl, das eng mit dem Ablauf und der Taktung unserer Handlungen, Erfahrungen und Widerfahrnisse zusammenhängt. Von entscheidender Bedeutung sind dabei die aktuellen oder retrospektiven kognitiven Bewertungen unserer Handlungen, Erfahrungen und Widerfahrnisse, die wiederum von unseren Erinnerungen, Einstellungen und Interessen sowie von unserer jeweiligen Aufmerksamkeit geprägt sind. All diese psychischen Funktionen, die unser Zeitgefühl temporär, retrospektiv oder auch prospektiv beeinflussen, unterliegen ihrerseits im Zeitablauf, d.h. im Lichte neuer Erfahrungen, Veränderungen – sie sind also selbst fluide. Das Zeitgefühl bleibt demnach immer eine Momentaufnahme, sodass man nicht sagen kann, jemand habe dieses oder jenes „Zeitgefühl“.

Elfriede Billmann-Mahecha

LITERATUR

- Augustinus, A. (1982): Bekenntnisse. München: dtv.
- Gable, P. A./Pool, B. D. (2012): Time Flies When You're Having Approach-Motivated Fun: Effects of Motivational Intensity on Time Perception. In: Psychological Science, Jg. 23, Heft 8, S. 879-886.
- Hustvedt, S. (2019): Damals. Reinbek: Rowohlt.
- James, W. (1890): The Principles of Psychology, Vol. 1. New York: Henry Holt & Co.

- Lakoff, G./Johnson, M. (1998): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Mann, T. (2018): *Der Zauberberg* (4. Auflage). Frankfurt am Main: Fischer.
- Pothast, U. (1992): Sagen, wieviel Uhr es ist. Wittgenstein über das Schätzen der Tageszeit. In: Rudolph, E./Wismann, H. (Hg.): *Sagen, was die Zeit ist. Analysen zur Zeitlichkeit der Sprache*. Stuttgart: Metzler, S. 63-78.
- Rosa, H. (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tse, P. U./Intriligator, J./Rivest, J./Cavanagh, P. (2004): Attention and the subjective expansion of time. In: *Perception & Psychophysics*, Jg. 66, Heft 7, S. 1171-1189.
- Wittgenstein, L. (1980): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittmann, M. (2012): *Gefühlte Zeit. Kleine Psychologie des Zeitempfindens*. München: Beck.

Zeitmanagement

Auf den ersten Blick erscheint die Rede vom „Zeitmanagement“ unmittelbar plausibel: Immerhin wird heute so gut wie alles einer Handhabung durch „Management“ unterworfen – weshalb also nicht auch so etwas Wertvolles und zugleich Vergängliches wie die „Zeit“? Bereits auf den zweiten Blick kommen allerdings Bedenken, ob diese Rede nicht entweder widersprüchlich oder banal ist: Möglicherweise handelt es sich dabei entweder um ein Oxymoron, weil „Zeit“ selbst sich ja einem direkten Zugriff durch „Management“ entzieht (und dieses daher bestenfalls indirekte Rahmensteuerung sein kann), oder aber es handelt sich um eine Trivialität, weil es die schlichte Tatsache bezeichnet, dass „Management“ nur möglich ist, wenn dafür „Zeit“ zur Verfügung steht (und diese daher einfach eine notwendige Ressource oder Rahmenbedingung darstellt). Auf den dritten Blick wiederum lässt sich schließlich der in letzter Zeit – wohl nicht zuletzt angesichts erheblicher Nebenwirkungen – abnehmende Ruf nach „Zeitmanagement“ in sozialwissenschaftlicher Perspektive als Epiphänomen jener Entwicklungen der „longue durée“ begreifen, die bspw. Talcott Parsons (2007) in seinen Gesellschaftsanalysen als Implementierung einer instrumentellen und individuellen Rationalität interpretiert hat: In der Tat tendieren wir heute dazu, die uns umgebende soziale Wirklichkeit als instrumentelles Mittel für individuelle Zwecke zu verstehen (z.B. Beziehungspflege als „Networking“ zur Generierung von „Sozialkapital“ für Karrierezwecke). Denn dass es sich auch bei „Zeit“ um ein solch genuin gesellschaftliches Phänomen, also um eine Dimension der sozialen Wirklichkeit und mithin um eine „soziale Tatsache“ handelt, ist zwar ein Allgemeinplatz, erübrigt aber dennoch nicht sozialphilosophische und sozialwissenschaftliche Analysen (z.B. Nassehi 2008). So hatte bereits Émile Durkheim (1981: 29) notiert: „Es ist nicht meine Zeit, die auf diese Weise organisiert ist; es ist die Zeit, wie sie von allen Menschen einer und derselben Zivilisation gedacht wird. Das allein genügt schon, um deutlich zu machen, daß eine derartige Organisation kollektiv sein muß.“ In diesem Sinne lässt sich „Zeit“, so hat uns in weiterer Folge zum Beispiel Norbert Elias (1984) vor Augen geführt, um ein kulturelles Produkt komplexer zivilisatorischer Synthese-

und Symbolisierungsleistungen denken, mit denen sich die Menschen ein Mittel zur Orientierung in der Welt konstruieren.

Konventionelles Zeitmanagement – und man denke hier nur an den keineswegs bloß selbst ernannten „Zeitmanagement-Papst“ Lothar J. Seiwert (2018) – vollzieht, so lässt sich vor diesem Hintergrund als *erste These* formulieren, quasi ontogenetisch-konzeptgeschichtlich die phylogenetisch-zivilisatorische Entwicklung der Menschen im Umgang mit „Zeit“ nach (vgl. Reinbacher 2009): In einem ersten Schritt ist es als prä-modernes Proto-Zeitmanagement einer *religiös-metaphysisch* anmutenden Autorität verpflichtet, wobei sich in traditionellen Agrargesellschaften nur von Vorformen eines „Management“ sprechen lässt. Der Arbeits- und Lebensrhythmus richtet sich dort (sowohl technologischen Möglichkeiten als auch sozialen Normen entsprechend) vorrangig nach Schöpfungsmythen und nach den Gegebenheiten der Natur, an die er sich bestmöglich anpasst. Er ist dominiert vom *Καιρός*, also dem in der griechischen Mythologie als Gottheit personifizierten „rechten Zeitpunkt“ (z.B. für Aussaat, Ernte oder Kampf) in einem kosmologischen Gesamtzusammenhang. Dies lässt sich in modernen Industriegesellschaften nicht weiter aufrechterhalten, da Arbeit und Leben zunehmend fragmentiert sind. Die Komplexität des sozialen Geschehens steigt und lässt Fragen der Koordination und der Synchronisation in den Vordergrund treten. In einem zweiten Schritt ist modernes Zeitmanagement daher einer *instrumentell-ökonomischen* Rationalität mit ihren Kriterien der Effizienz und der Effektivität verpflichtet. Dies führt zu einer Abwendung von natürlichen und übernatürlichen Gegebenheiten sowie demgegenüber zu einer Zuflucht bei irdischen Errungenschaften sozio-kultureller Evolution (z.B. der Uhr und dem Kalender). Zeit wird damit zu einer beherrschbaren Ressource, die als Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke eingesetzt werden kann und soll. Rationale Handhabung von Zeit, eben ihr „Management“, wird zu einer Forderung der am *Χρόνος* (als dem griechischen Gott linearer Ordnung) orientierten Vernunft. In postmodernen Gesellschaften schließlich führen Tendenzen der Entgrenzung zu neuen Herausforderungen. Zeitmanagement will dann sogar *intuitiv-esoterisch* erscheinende Hilfestellung bei der Suche nach dem Sinn des (eigenen) Lebens anbieten: Karrierepfade und Lebensverläufe stehen zunehmend zur Disposition, kaum jemand will mehr auf traditionelle Lösungen zurückgreifen. Unter Rahmenbedingungen wie diesen genügt es nun nicht mehr, die Verwendung von Zeit auf vorgegebene berufliche oder private Ziele hin zu optimieren. Vielmehr müssen für eine umfassende und dennoch individuelle Planung auch die übergeordneten Lebensziele bestimmt und im Zuge dessen die großen Sinnfragen bearbeitet werden. Erst in Ansätzen ist allerdings absehbar, welche Auswirkungen die fortschreitende Digitalisierung auf den Umgang der Menschen mit Zeit, also auf ihr „Zeitmanagement“ hat bzw. haben wird.

An den Übergängen vom prämodernen zum modernen bzw. vom modernen zum postmodernen Paradigma des Umgangs mit Zeit wird dabei stets auf wahrgenommene Versäumnisse und Unzulänglichkeiten der alten, brüchig gewordenen Lösungsstrategien im Rahmen des aktuellen Weltbildes mit seinen Moden reagiert. (Proto-)Zeitmanagement erweist sich damit als modebewusstes Zeitgeistphänomen, indem normative Ansprüche auf Basis neuer (faktischer) Möglichkeiten und (fiktiver) Hoffnungen formuliert werden: Die Vormoderne orientiert sich an der Natur und am Übernatürlichen, die Moderne vertraut auf Rationalität und Rationalisierung, die Postmoderne appelliert an intuitiv-esoterische Emotionalität.

Allerdings, so die *zweite These* der hier angestellten Überlegungen, ist „Zeitmanagement“ als Management von Zeit im Sinne einer geschickten Handhabung eines Objekts nur unzureichend begriffen. Es ist darüber hinaus, bzw. besser: ganz grundsätzlich, als gewissermaßen genetischer sozialer Mechanismus zu verstehen, der durch Management (verstanden als systemische Selbststeuerung) dann Zeit als soziale Emergenz hervorbringt – wie es sich umgekehrt bei Zeit um eine elementare Dimension sozialer Phänomene und mithin auch von Management handelt. Setzen wir an die Stelle einer linear-kausalen und damit letztlich trivialen bzw. trivialisierenden Rationalitätszumutung (wie sie im konventionellen Zeitmanagement zum Ausdruck kommt) eine etwas komplexere Form der „Wechselwirkung“, so zeigt sich die enge Verflechtung von Zeit und Management unter anderem in ihrer sozialen, sachlichen und zeitlichen Dimension (entlang einer prominenten Differenzierung von Niklas Luhmann). In jeder dieser Dimensionen eröffnet sich ein (mitunter paradoxes) Spannungsfeld, dessen Pole sich nicht aufeinander reduzieren lassen, das jedoch gerade aus diesem Grund großes Potenzial für eine produktive Nutzung für Zeitmanagementhandeln bereithält:

Die *sachliche Dimension* von „Zeit“ spannt sich auf zwischen ihrem Verständnis als natürlichem Objekt bzw. als einem objektiven Aspekt der Natur einerseits (sensu Newton) und einem Verständnis als anthropologischer Kategorie bzw. als einem subjektiven Aspekt des Menschen andererseits (sensu Kant). Die *soziale Dimension* von „Zeit“ verortet diese zwischen dem als vorgegeben erlebten gesellschaftlichen Fremdzwang einerseits und dem internalisierten Selbstzwang. Die *zeitliche Dimension* von „Zeit“ drückt sich aus in einem Pendeln zwischen reversibler Zyklizität einerseits und irreversibler Linearität andererseits bzw. in der Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Diskontinuität (d.h., dass Ereignisse stattfinden und die Welt ändern, ohne dass sich alles ändert). Weitere Dimensionen von „Zeit“ ließen sich ohne Schwierigkeiten identifizieren – man denke nur an die *räumliche* Unterscheidung von endlichem „Diesseits“ und unendlichem „Jenseits“ bzw. von „Heiligem“ und „Profanem“ (Mircea Eliade).

Bereits die ersten drei Aspekte zeigen allerdings deutlich, dass der „Zeit“ eine Funktion als Vermittlerin in gesellschaftlichen Zusammenhängen zukommt bzw. dass es sich bei „Zeit“ um eine elementare Dimension sozialer Phänomene und mithin von Management handelt: Sie vermittelt nicht nur zwischen subjektiven inneren und objektiven äußeren Bedingungen der „*conditio humana*“ (z.B. Entfaltung des Individuums im Rahmen technischer Pfadabhängigkeiten und kausaler Abläufe), sondern darüber hinaus zwischen den im Zuge des zivilisatorischen Entwicklungsprozesses zunehmend zu Selbstzwängen gewordenen gesellschaftlichen Fremdzwängen (z.B. Optimierung biologischer Alterungsprozesse im Lichte von Schönheitsidealen) sowie den stets parallel zu beobachtenden irreversiblen und reversiblen Aspekten zeitlicher Verläufe (z.B. der lineare Lebenslauf im zyklischen Lauf der Jahreszeiten).

Parallel dazu zeigt sich die *sachliche Dimension* von „Management“ in dessen Verortung zwischen unberechenbarem und unbeherrschbarem Chaos, das Management unmöglich macht, einerseits, und unbeeinflussbarer Determiniertheit, die Management unnötig macht, andererseits. Die *soziale Dimension* von „Management“ erscheint uns in dessen ambivalentem Verhältnis zu weder absolut möglicher Autarkie und ebenwenig absolut möglicher Abhängigkeit, die beide erst in ihrer Kombination unterschiedlich große, gleichzeitig autonome und heteronome Handlungsspielräume konstituieren. Die *zeitliche Dimension* von „Management“ kommt zum Ausdruck in dessen gegenwärtiger, gleichzeitiger Orientierung an den Erfahrungen der Vergangenheit und den Hoffnungen in die Zukunft. Auch hier ließen sich weitere Dimensionen von „Management“ identifizieren, man denke bspw. ebenfalls an die *räumliche* Unterscheidung von „Innen“ und „Außen“ bzw. von „System“ und „Umwelt“ (Niklas Luhmann).

Bereits die ersten drei Aspekte verdeutlichen allerdings auch im Fall von „Management“ dessen Funktion als genetisches Prinzip in Bezug auf Zeit, sodass *jedes* Management stets auch als *Zeitmanagement* zu verstehen ist: Dieses kann sich nur in einem mittleren Bereich zwischen dem nicht-beherrschbaren Chaos auf der einen Seite und der ebenfalls nicht-beherrschbaren Determiniertheit auf der anderen Seite entfalten (z.B. durch Verhindern idealer Marktbedingungen und Verbiegen bürokratischer Strukturen). Außerdem balanciert „Management“ stets Abhängigkeit und Autonomie als zwei Seiten einer Medaille (z.B. über Regime der „Governance“), und es erzeugt durch diese Unterscheidung bzw. durch das Hin- und Herwechseln zwischen den beiden Seiten dieser Unterscheidung einen Unterschied in der Zeit. Schließlich findet Management stets in der Gegenwart statt, jedoch sowohl mit dem Bewusstsein für vergangene Erfolge und Misserfolge als auch mit dem Blick für zukünftige Chancen und Risiken (z.B. im Rahmen unternehmerischer SWOT-Analysen und Strategieentwicklungsprozesse).

Abschließend lässt sich im Lichte der bis hierher kurz skizzierten Überlegungen und mit Blick auf das mittlerweile ausufernde Angebot an Ratgebern, Seminaren etc. zum Thema „Zeitmanagement“ als *dritte These* eine Vermutung formulieren: Die von Expert*innen feilgebotenen Heilmittel und Kuren müssen – ungeachtet der stets selbstbewusst und mitunter marktschreierisch in Aussicht gestellten Erfolge hinsichtlich Effizienz und Effektivität – hinter diesbezüglichen Erwartungen zurückbleiben (die damit einhergehende Esoterik in der jüngsten Zeitmanagement-Generation vielleicht ausgenommen). Dies liegt daran, dass ihnen eine deutliche Dominanz in Richtung einer Individualisierung von Verantwortung für die Lösung von Problemen im Umgang mit „Zeit“ – also: für deren „Management“ als Instrument – innewohnt. Angesichts der hier in aller Kürze illustrierten Tatsache, dass es sich sowohl bei Zeit als auch bei Management, mithin umso mehr bei „Zeitmanagement“ um genuin „soziale Tatsachen“ (Durkheim), um kollektive sowie letztlich gesellschaftliche Phänomene handelt, kann Problemen im Umgang mit „Zeit“ wohl nur mit ebensolchen Strategien wirkungsvoll begegnet werden – zumal bei einseitiger Fokussierung auf individuelle und instrumentelle Optimierungen mit Nebenwirkungen in persönlicher Hinsicht und insbesondere mit Nachteilen für das jeweils umfassende System zu rechnen ist (wie sich z.B. in organisierten Sozialsystemen empirisch beobachten lässt, wo „Zeit“ als Mittel der Synchronisation und Koordination letzten Endes versagt, wenn Manager*innen und Mitarbeiter*innen bloß ihr jeweils eigenes Zeitbudget optimal gestalten und einsetzen; vgl. Reinbacher 2009).

Vor allem aber bringen Strategien des „Zeitmanagement“ *dann* ihrerseits wiederum als genetisches Prinzip neue Formen der „Zeit“ emergent hervor, sodass erneut mit „Management“ darauf reagiert werden muss (und nur darauf reagiert werden *kann*, weil hierfür Zeit erforderlich ist) – ein „circulus vitiosus“ oder „virtuosus“, je nach Beobachtungsperspektive. Verstärkt wird dieser doppelte Mechanismus aus Problemerzeugung und Problemlösung durch die in ihren Konsequenzen heute noch nicht absehbaren Entwicklungen der Technisierung, der Technologisierung und in weiterer Folge der „Digitalisierung“, die allesamt dazu führen, dass wir (demnächst) in einem neuen „Zeitkomplex“ (Avanessian 2018) leben (werden). Mit anderen Worten: es handelt sich bei den zu erwartenden Veränderungen nicht um solche *in* der Zeit wie wir sie kennen oder zu kennen glauben, sondern um eine Veränderung *der* Zeit selbst auf eine uns noch unbekannt Art und Weise. Diese Veränderung beruht unter anderem darauf, dass neue Ebenen der „Emergenz“ entstehen: Nach der biologischen, der psychischen und der sozialen wird zunehmend eine digitale als vorläufig letzte Emergenzebene ihre Eigenlogik und damit ihre (digitale) „Eigenzeit“ entwickeln. Sie wird sich einerseits auf alle darunter angesiedelten Ebenen prägend auswirken und andererseits aufgrund von

Rückkoppelungsprozessen durch die von ihr selbst bewirkten Änderungen (in der biologischen, psychischen und sozialen Zeit) verändern. Kurz: Die Zeiten ändern sich, und die Zeit – nicht nur das Zeitmanagement! – ändert sich in ihnen.

Paul Reinbacher

LITERATUR

- Avanessian, A. (2018): *Metaphysik zur Zeit*. Leipzig: Merve.
- Durkheim, É. (1981): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. (1984): *Über die Zeit*. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (2008): *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit (2. Auflage)*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Parsons, T. (2007): *American Society: A Theory of the Societal Community*. Boulder: Paradigm.
- Reinbacher, P. (2009): *Zeit-Management ist keine Privatsache! Der Umgang mit Zeit ist (auch) eine Frage der Kultur in Organisationen*. In: *Gruppendynamik und Organisationsberatung*, Jg. 40, Heft 4, S. 393-406.
- Seiwert, L. J. (2018): *Wenn du es eilig hast, gehe langsam: Wenn du es noch eiliger hast, mache einen Umweg. Der Klassiker des Zeitmanagements mit neuen Tools (17., vollst. überarb. u. akt. Auflage)*. Frankfurt am Main: Campus.

Zeitperspektive

Das sozialpsychologische Konzept der Zeitperspektive ist von Philip Zimbardo und John Boyd (1999) entwickelt worden. In der Psychologie wird damit ein Prozess beschrieben, in dem alle persönlichen und sozialen Erfahrungen eines Individuums in zeitliche Kategorien eingeordnet werden (Zimbardo/Boyd 2011: X). Dieser Prozess mit einer ordnenden Funktion findet oft unbewusst statt. Erstens werden Erfahrungen in eine kohärente Reihenfolge gebracht, sodass eine zeitliche Abfolge und auch kausale Beziehungen rekonstruierbar werden; und zweitens hilft dieses Ordnen, Ereignisse zu bewerten und ihnen relational Bedeutung innerhalb der Biografie und vor dem Hintergrund der gesamten Erfahrungen eines Menschen zuzuweisen. Solche Ereignisse können in der Vergangenheit liegen wie auch die antizipierte Zukunft einschließen.

Ein konkretes Ereignis kann sehr unterschiedlich gedeutet werden und somit bei verschiedenen Menschen vor dem Hintergrund der jeweiligen Zeitperspektive auch zu unterschiedlichen Reaktionen führen. So könnte etwa die Auszahlung einer Geldprämie im Arbeitskontext als Anerkennung eigener Anstrengungen in der Vergangenheit wie auch als Zeichen der Zufriedenheit und als Angebot weiterer vertrauensvoller Zusammenarbeit in der Zukunft verstanden werden. Dann würde dieses Ereignis wahrscheinlich die Arbeitsplatzzufriedenheit und die Arbeitsmotivation steigern. In einem unübersichtlichen Arbeitsverhältnis (z.B. während chaotischer Umstrukturierungsmaßnahmen) könnte dieses Ereignis als ein Zufall gedeutet und als bedeutungslos abgetan werden. In diesem Fall hätte es keine oder kaum Konsequenzen für die Motivation und die Zufriedenheit. Schließlich könnte es auch missgünstig als eine hinterlistige Manipulation verstanden werden und die Motivation sogar untergraben. Letztlich hat in diesem Beispiel nicht nur die unmittelbare gegenwärtige Arbeitssituation, sondern die gesamte persönliche, organisationale und auch die gesellschaftliche Entwicklung Einfluss auf die jeweilige Deutung eines Ereignisses in einer Zeitperspektive.

In der Regel bilden sich im Laufe des Lebens individuelle Deutungsroutrinen aus, d.h. Menschen neigen dazu, ähnliche Situationen auf eine bestimmte Art zu deuten.

Bspw. begegnen einige Menschen Neuem mit einem großen Vertrauensvorschuss, Interesse oder Freude, während andere deutlich vorsichtiger, ablehnend oder argwöhnisch sind. Das lässt sich dadurch erklären, dass menschliche Ressourcen zur kognitiven Verarbeitung der Wahrnehmung begrenzt sind. Dies führt zur Notwendigkeit, eine Auswahl der Deutungsmöglichkeiten vorzunehmen und Deutungs-routinen zu habitualisieren. Eine entsprechende Selektion ist nicht immer optimal: Es werden nicht immer die besten oder auch nur zutreffenden oder erfolgversprechenden Deutungen gewählt und auch nicht immer die „schlechteren“ ignoriert. Menschen neigen dazu, in Deutungs-routinen zu verbleiben, um ihre „mentalen Ressourcen“ und das Verarbeitungssystem zu entlasten; sie wählen eine gewohnte Erklärung für ein Ereignis, die gut in ihr bisheriges Weltbild passt und ignorieren irritierende Hinweise, die eine alternative Sicht ermöglichen würden. Meist handelt es sich dabei um einen latent ablaufenden Prozess, der nicht intentional gesteuert wird.

Zur empirischen Messung der Zeitperspektive hat sich als Instrument das ZTPI (Zimbardo Time Perspective Inventory) etabliert (Zimbardo/Boyd 1999). Dieses ist ein Fragebogen mit 56 Items und einem fünfstufigen Antwortformat. Auf Deutsch ist er in der Übersetzung von Funke u.a. (2003) verfügbar. Ursprünglich berichten Zimbardo und Boyd (1999: 7) von einer Fünffaktorenstruktur, die als fünf Dimensionen der individuellen Zeitperspektiven beschrieben werden:

- *Negative Vergangenheit:* Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension messen negativen (traumatischen, unangenehmen) vergangenen Ereignissen eine hohe Bedeutung zu. Diese können sich tatsächlich ereignet haben als auch in der Erinnerung besonders aversiv rekonstruiert werden; auch eine Mischung negativer Erfahrungen, besonders negativer Deutungen dieser Erfahrungen und als Folge schlechter Erinnerungen ist möglich. Eine große psychische Belastung stellen insbesondere die Gefühle der Schuld und Reue dar, die diese Dimension der negativen Vergangenheit prägen. Die Zeitperspektive korreliert mit Ängstlichkeit, geringem Selbstwertgefühl, geringer emotionaler Stabilität, häufigen depressiven Episoden und Aggressivität.
- *Positive Vergangenheit:* Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension neigen dazu, positive, warme, nostalgische Erinnerungen zu pflegen und hervorzuheben, nostalgisch an die „guten alten Zeiten“ zu denken und negative Erfahrungen auszublenden. Sie zeigen allgemein geringe Ängstlichkeit, hohes Selbstwertgefühl und Freundlichkeit.
- *Hedonistische Gegenwart:* Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension messen dem unmittelbaren Moment eine besondere Bedeutung zu. Gegenwärtige Freuden werden angestrebt, unmittelbare Unannehmlichkeiten ohne Rücksicht auf langfristige Konsequenzen möglichst vermieden. Solche Entscheidun-

gen gegen Einschränkungen und Unannehmlichkeiten und für Freuden und Genuss werden nicht geplant, sondern meist impulsiv getroffen. Insgesamt ist diese Zeitperspektive mit einer eher riskanten Lebensführung, Disziplinlosigkeit, Offenheit für Neues und Sensationslust assoziiert.

- *Fatalistische Gegenwart*: Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension glauben tendenziell an das unabwendbare Schicksal, das unabhängig von menschlichen Bemühungen eintreten wird. Das ist eine resignative Haltung, die oft auf Erfahrungen des Scheiterns zurückgeführt werden kann und die mit Neigung zu Depressionen und Fremdsteuerung assoziiert ist.
- *Zukunft*: Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension sind zukunftsorientiert und berücksichtigen in erster Linie langfristige Konsequenzen des gegenwärtigen Geschehens. Zukünftige Ziele und Anreize motivieren ihr gegenwärtiges Handeln; sie neigen zu Optimismus und konstruktiver Lösungsorientierung. Des Weiteren besteht ein Zusammenhang mit hoch ausgeprägter Gewissenhaftigkeit als Persönlichkeitsmerkmal. Allerdings neigen Menschen mit hoch ausgeprägter Zukunftsorientierung oft zu stressbedingten Erkrankungen, weil sie oft ungenügend auf ihre gegenwärtigen Bedürfnisse achten.

Diese Dimensionen sind unabhängig voneinander, sodass dieses Konstrukt nicht als eine Typologie zu verstehen ist. So ist es bspw. möglich, dass ein Individuum gleichzeitig hohe Werte in positiver und negativer Vergangenheit aufweist, während bei einem anderen Individuum negative vergangene Erlebnisse seine positiven Erfahrungen überstrahlen (aber nicht ausschließen). Dieses Konstrukt bietet somit eine große Flexibilität zur Beschreibung individueller Unterschiede.

Auch die Veränderlichkeit der Zeitperspektiven kann mitberücksichtigt werden: einschneidende Erlebnisse, bewusste Trainingsmaßnahmen oder Therapien können zum Wandel der individuellen Zeitperspektive beitragen. Die habitualisierten Deutungsroutinen lassen sich aufbrechen und bewusst neu gestalten. Dies ist auch ein erklärtes Ziel der Autoren, die konkrete Therapie- und Trainingsvorschläge machen, um mit einer Anpassung individueller Zeitperspektive mehr Lebenszufriedenheit, psychische und physische Gesundheit und Resilienz für ihre Patienten zu erreichen (Zimbardo/Boyd 1999).

Weitere Studien, vor allem solche, die sich auf eine Optimierung individueller Zeitperspektiven und die Möglichkeiten adaptiver Flexibilisierung des zeitbezogenen Verhaltens konzentriert haben (vgl. Boniwell/Zimbardo 2004), führten zu einer Erweiterung des Konzeptes und zur Definition weiterer Dimensionen der Zeitperspektive (Zimbardo/Sword/Sword 2012).

- *Transzendente Zukunft*: Der individuelle Zukunftshorizont wird über das einzelne Leben hinaus erweitert; die Konsequenzen, die nach dem eigenen Tod

eintreten, werden als bedeutsam und beeinflussbar erlebt. Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension versuchen, diese weit entfernte Zukunft zu gestalten. Dies betrifft bspw. religiöse Praktiken, selbstaufopferndes elterliches Verhalten oder auch ideologisch motivierte kriegerische Handlungen (z.B. in Form von Selbstmordattentaten).

- *Negative Zukunft*: Zukunftsängste und negative Szenarien dominieren die Zeitperspektive in dieser Dimension. Menschen mit hohen Werten in negativer Zukunft sind übermäßig besorgt und treffen ihre Entscheidungen entsprechend, um mögliche Verluste und Leid zu vermeiden; eine besondere Bedeutung hat für sie auch das Sicherheitsstreben.
- *Positive Zukunft*: Die Zukunft wird überwiegend zuversichtlich und positiv gesehen. Menschen mit hohen Werten in dieser Dimension planen gerne; bei anstehenden Entscheidungen werden vorhandene Informationen sorgfältig gegeneinander abgewogen und eine rationale Option gewählt. Bei veränderten Rahmenbedingungen wird nicht starr an den Zielen festgehalten, sondern eine angemessene Anpassung vorgenommen.
- *Expandierte Gegenwart* (als Bestandteil der ausgeglichenen Zeitperspektive) wird als eine holistische Sicht beschrieben, bei der das kurzfristige Erleben des unmittelbaren Moments in den Vordergrund rückt, ohne dabei die Rekonstruktion der Vergangenheit und die Zukunftskonstruktion vollständig auszublenden. Das Erreichen und die Aufrechterhaltung dieser Sicht sind durch die natürliche Begrenzung in der Verarbeitungskapazität unseres Gehirns erschwert. Deswegen ist die expandierte Gegenwart nur für eine kurze Zeit, z.B. durch Hypnose oder Meditation erreichbar.

Generell lässt sich sagen, dass hohe Werte in jeder Dimension sowohl Vor- als auch Nachteile in sich bergen. So schützt bspw. die negative Vergangenheitsorientierung tendenziell vor Enttäuschungen und Vertrauensbruch, weil aufgrund präsenter negativer Erfahrungen gegenwärtige Verpflichtungen und Beziehungen vorsichtig und erst nach einer sorgfältigen Prüfung eingegangen werden. Gleichzeitig werden dadurch aber interessante Chancen verpasst und mögliche vielversprechende Beziehungen nicht eingegangen, was später möglicherweise bereut werden kann. Eine ausgeprägte Zukunftsorientierung könnte zum umsichtigen Umgang mit Geld beitragen; ein Teil wird dann zurückgelegt – falls aber zu viel gespart wird, könnte die gegenwärtige Grundlage für den Gelderwerb (z.B. durch fehlende Instandhaltung des Inventars) auch zerstört werden.

Zeitperspektiven üben einen großen Einfluss auf das menschliche Verhalten aus (Keough/Zimbardo/Boyd 1999). Je nachdem, wie die Schwerpunkte und Wertigkeiten in der zeitlichen Betrachtung des eigenen Lebens gesetzt werden, können

sich Menschen etwa für riskante (z.B. Drogenmissbrauch, ungeschützte Sexualkontakte oder riskantes Fahren) oder aber stark sicherheitsorientierte Verhaltensweisen (z.B. Überversicherung, Verbleib auf einer unangenehmen, aber sicheren Arbeitsstelle) entscheiden. Zahlreiche Studien (vgl. Stolarski/Fieulaine/Beek 2015) belegen Zusammenhänge zwischen Zeitperspektiven und Verhaltensweisen in diversen Lebensbereichen, u.a. nachhaltigem Umweltverhalten, Bildungsverhalten, Gesundheitsorientierung, Vermögensaufbau und -verwaltung, besondere Anfälligkeit zum selbstschädigenden Verhalten bis hin zum Selbstmord, Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen, Neigung für Betrug und Missbrauch, Umgang mit Krisen, Heranwachsen und Altern. Dies bedeutet nicht, dass individuelle Zeitperspektiven allein bestimmtes Verhalten verursachen, sondern dass sie unter Umständen eine wichtige Ressource bilden können und dabei helfen, kritische Lebensereignisse zu bewältigen und konstruktive Verhaltensalternativen zu wählen. Diese Verhaltensweisen treten oft nicht vereinzelt auf, sondern sind zu Lebensstilen habitualisiert. Sie werden sowohl durch die Wahrnehmung der Zeit und durch die Attribution der Erfahrungen geformt wie sie diese auch formen, sodass sich Zeitperspektiven in einer selbstverstärkenden Dynamik verfestigen.

Eine gesunde Zeitperspektive wird als ausbalanciert beschrieben (Boniwell/Zimbardo 2004). Sie beinhaltet überdurchschnittliche Werte in positiver Vergangenheit, hedonistischer Gegenwart und Zukunft und unterdurchschnittliche Werte bei negativer Vergangenheit und fatalistischer Gegenwart. Menschen mit ausgeglichener Zeitperspektive weisen eine hohe Lebenszufriedenheit und signifikant höhere Werte bei vielen Parametern des Wohlbefindens auf (Zimbardo/Boyd 2011). Sie sind sowohl mit ihren sozialen Beziehungen als auch mit ihrer Selbstverwirklichung in Beruf und Karriere zufriedener. Sie arbeiten durchschnittlich produktiver, zweifeln seltener die Sinnhaftigkeit ihrer Aufgaben an und identifizieren sich auch stärker mit ihrer Arbeit (Rappaport/Enrich/Wilson 1985).

Im wissenschaftlichen Netzwerk, das der Erforschung der Zeitperspektiven gewidmet ist (Time Perspectives Network), wurde eine beachtliche Arbeit zur Popularisierung erzielter Forschungsergebnisse durchgeführt. So wurde eine populärwissenschaftliche Version der Time Perspective Theory veröffentlicht (Zimbardo/Boyd 2011). Darin wird die Einordnung von Individuen in eine Typologie entsprechend ihrer Zeitperspektive ermöglicht sowie bestimmte Ratschläge zur Optimierung der individuellen Zeitperspektive bspw. hinsichtlich der Arbeitsmarkt-eignung oder verbesserten Wohlbefindens erteilt, was leicht nachvollziehbar ist und eine praktische Nutzung des Konzeptes selbst für Nicht-Psychologen eröffnet. Gleichzeitig wird aber auch die Arbeit an der Verfeinerung diagnostischer Methoden sowie zur Ergreifung bestehender Zusammenhänge zwischen Zeitperspektiven und anderen psychologischen Konzepten geführt, was an der Zahl der Veröf-

fentlichungen in renommierten Fachzeitschriften zu diesem Thema sichtbar wird (Stolarski/Fieulaine/Beek 2015).

Philip Zimbardo & Elisabeth Schilling

LITERATUR

- Boniwell, I./Zimbardo, P. (2004): Balancing time perspective in pursuit of optimal functioning. In: Linley, P./Joseph, S. (Hg.): Positive psychology in practice. Hoboken: Wiley, S. 165-179.
- Funke, J./Reuschenbach, B./Pfann, H./Roch, H./Ziegler, N. (2003): Deutsche Übersetzung des Zimbardo Time Perspective Inventory (ZTPI). Heidelberg: Universitätsverlag.
- Keough, K./Zimbardo, P./Boyd, J. (1999): Who's smoking, drinking, and using drugs? Time perspective as a predictor of substance use. In: Basic and Applied Social Psychology, 21, S. 149-164.
- Rappaport, H./Enrich, K./Wilson, A. (1985): Relation between ego identity and temporal perspective. In: Journal of personality and social psychology, Jg. 48, Heft 6, S. 1609-1620.
- Stolarski, M./Fieulaine, N./Beek, W. van (2015): Time Perspective Theory: The Introduction. In: Stolarski, M./Fieulaine, N./Beek, W. van (Hg.): Time Perspective Theory; Review, Research and Application. Cham: Springer, S. 1-13.
- Zimbardo, P./Boyd, J. (1999): Putting time in perspective: A valid, reliable individual-differences metric. In: Journal of Personality and Social Psychology, 77, S. 1271-1288.
- Zimbardo, P./Boyd, J. (2011): Die neue Psychologie der Zeit und wie sie Ihr Leben verändern wird. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
- Zimbardo, P./Sword, R./Sword, R. (2012): The time cure: Overcoming PTSD with the new psychology of time perspective therapy. San Francisco: Jossey-Bass.

Zeitwahrnehmung

Der Zug ist um zehn Minuten verspätet, die wartenden Passagiere am Bahnsteig gehen ungeduldig hin und her. Im Rückblick auf den geselligen Abend unter Freunden ist die Zeit viel zu schnell vergangen. Unter Termindruck auf der Arbeit „rennt“ die Zeit – und sie „schleicht“ beim Warten an der Schlange im Supermarkt. Unangenehme Handlungsleere macht sich breit beim Anblick des rotierenden Kreisausschnittes beim Laden einer Handy-App. Manch einer mag sich erinnern, wie lange es in der Kindheit dauerte, dass die Tage bis zum ersehnten Geburtstagsfest endlich vergingen...

Im folgenden Kapitel wird das subjektive Zeitempfinden thematisiert, welches der objektiven, physikalisch bestimmbar Zeit gegenübersteht. Es gliedert sich nach den zwei Perspektiven auf den subjektiven Zeitverlauf, die in der Forschung zur Zeitwahrnehmung unterschieden werden. Im ersten Teil geht es zunächst um die subjektive Zeitwahrnehmung im jetzigen Moment, also prospektiv fortlaufend erlebt. Im zweiten Teil geht es dann um die retrospektive Einschätzung vergangener Zeiträume, um den allseits bekannten Eindruck zu erklären: „Wie schnell doch die Zeit vergeht!“

Bezogen auf die prospektive Zeitwahrnehmung sind wir dem Gefühl der verstreichenden Zeit nicht fortwährend gewahr. Vielmehr tritt der Verlauf der Zeit schlagartig im Sinn eines Fehlersignals in unser Bewusstsein, wenn Zeitspannen von der erwarteten Dauer abweichen: bei unangenehm langer Wartezeit oder in Situationen, in denen man zu früh durch die fortschreitende Zeit in seinem Tun unterbrochen wird. Dieser Fokus auf die Zeit als Fehlersignal ist nützlich, um zu (alternativen) Handlungen zu bewegen: Ich fahre bei einem Stau an der nächsten Ausfahrt raus und nehme die Umleitung.

Die Erfahrung der prospektiven Zeit ist grundsätzlich abhängig von der Aufmerksamkeit, die ich ihr zuwende: Wenn man durch eine Tätigkeit absorbiert ist, wird die Zeit nicht beachtet und sie verrinnt gefühlt schnell (sog. Flow-Erleben); so bspw. bei einem interessanten Gespräch. Wenn man hingegen ungeduldig an einer Ampel wartet, womöglich unter Zeitdruck, achtet man auf die Zeit und sie

vergeht gefühlt zu langsam. Ebenso dehnt sich die Zeit im Empfinden stark, wenn ein Gespräch ins Stocken kommt. Schon wenige Sekunden können sehr lange vorkommen und Anspannung bei den Gesprächspartner*innen auslösen. Der Fokus liegt dann schlagartig auf der Zeit. Die wahrgenommene Zeit verläuft also nicht gleichförmig: Sie kann subjektiv als beschleunigt oder verlangsamt erlebt werden.

Kognitive Zeitgeber-Akkumulator-Modelle postulieren hypothetisch einen Zeitgeber, dessen regelmäßig ausgesendete Pulse in einem Zähler gesammelt werden (Treisman 1963). Die subjektiv geschätzte Zeitdauer ergibt sich aus den im Zähler angesammelten Pulsen. Im Falle einer objektiv längeren Zeitspanne sammeln sich laut diesem Modell mehr Pulse an, weshalb sich die Dauer auch subjektiv streckt. Darüber hinaus bindet das Modell den Aufmerksamkeitsfokus ein, indem nur dann Pulse im Zähler gesammelt werden, wenn auf die Zeit geachtet wird (Zakay/Block 1997). Die Aufnahme dieses Modulators in das Modell entspringt der Evidenz, dass die Zeit subjektiv dann besonders langsam vergeht, wenn intensiv darauf geachtet wird, so wie dies etwa in Wartesituationen der Fall ist. Gleichzeitig führt eine weitere Modellannahme aus, dass die Frequenz des Zeitgebers unter physiologischer (z.B. emotionaler) Erregung erhöht sei. Dies führe dann zu einer gefühlten Dehnung des Zeitflusses durch eine erhöhte Pulsrate. Dieser Annahme liegen Beobachtungen zugrunde, dass sich das Zeiterleben z.B. in Situationen von Gefahr streckt. In Sekunden vor einem potentiellen Unfall ist die Person bspw. besonders aktiviert, um Wahrnehmungen schneller zu verarbeiten und um schnelle Entscheidungen zu treffen und auszuführen. Die Außenwelt kommt relativ dazu verlangsamt vor, wie in Zeitlupe.

Obwohl Menschen kein Sinnesorgan haben, welches die verstreichende Zeit erfasst, erleben wir doch den Verlauf der Zeit. Empirische Studien weisen darauf hin, dass wir den Zeitverlauf erfahren, indem wir die Aufmerksamkeit auf uns selbst richten, über die Wahrnehmung unseres Körpers und unserer Emotionen. Eine Vielzahl an Studien konnten eine enge Beziehung zwischen Selbst-/Körpererleben und Zeiterleben nachweisen (Wittmann 2013). Auch Wartezeit wird deshalb als besonders langsam vergehend bewertet, weil sich der Wartende in dieser Situation intensiv bewusst ist, das physiologische Erregungsniveau gesteigert und die Aufmerksamkeit auf die Zeit gelenkt ist (Jokic/Zakay/Wittmann 2018). In einer Szenerie mit einer Vielzahl ablenkender äußerer Reize ist die Körperaufmerksamkeit dagegen gesenkt und die Zeit vergeht daher gefühlt schneller.

Basierend auf neurophysiologischen Untersuchungen wird die Auffassung gestützt, dass das Zeiterleben körpergebunden (engl.: embodied) ist: Die Insula ist das kortikale Repräsentationsareal der bewussten Körper- und Emotionswahrnehmung und wird daher auch primärer interozeptiver Kortex genannt (Craig 2009b). Gleichzeitig wird dieses Gehirnareal als neuronale Basis der Zeitwahrnehmung

vermutet (Craig 2009a). So zeigte u.a. eine Studie, dass die Insula wesentlich für die Zeitwahrnehmung von Dauern mehrerer Sekunden ist (Wittmann 2013). Deren Aktivität stieg bei Schätzungen von Zeitdauern in der funktionellen Magnetresonanztomographie (fMRT) mit zunehmender Dauer an und fiel erst mit Ende des zeitlich zu schätzenden Tonreizes wieder ab. Für das subjektive Zeitempfinden führt die Insula also scheinbar alle kontinuierlichen Informationen des Jetzt-Zustandes des Organismus, die momentan eingehenden Körpersignale, über den Zeitverlauf zusammen. Je mehr Signale dann in einer gewissen Zeitdauer eingehen, desto länger wird die Zeit empfunden. Begreift man die Pulse des Zeitgeber-Akkumulator-Modells als Körpersignale, so kann man verstehen, wie die Aufmerksamkeitslenkung auf den eigenen Körper als Zeitgeber sowie auch erhöhte physiologische und emotionale Erregung eine relative Dehnung des Zeitempfindens hervorrufen. Das Zeiterleben im Hier und Jetzt ist Körperzeit: Unsere Zeitwahrnehmung spiegelt den zeitlichen Verlauf der eigenen Körper- und Selbstaufmerksamkeit sowie dessen physiologische Aktivierung wider. Erlebte Zeit wird unmittelbar durch das körperlich und emotional erlebte Ich erfahren (Craig 2009b; Wittmann 2013).

Bei retrospektiven Schätzungen vergangener Zeitspannen spielt der zeitbedingte Zerfall von Gedächtnisspuren eine entscheidende Rolle. Die gefühlte Dauer speist sich dabei aus der Anzahl und Reichhaltigkeit von Erinnerungen – oder umgekehrt ausgedrückt, aus den nachlassenden Gedächtnisspuren. Zeitdauern werden rückblickend länger eingeschätzt, je mehr Erlebnisse aus diesem Zeitraum erinnert werden. Bei vielen neuartigen und emotional bedeutsamen Ereignissen wird die Zeitdauer relativ zu Routineereignissen überschätzt, weil erstere besser erinnert werden. So kommen rückblickend die emotional aufregende Anfangszeit einer neuen Liebesbeziehung sowie die ersten Tage an einem neu zu entdeckenden Urlaubsort vergleichsweise lang vor, da viele Erinnerungen gebildet werden. Monotonie und Alltagsroutine führen dagegen zu weniger abgespeicherten Erinnerungen, der Zeitverlauf beschleunigt sich retrospektiv, Lebenszeit wird verkürzt wahrgenommen. Genau diese Zusammenhänge haben israelische Forscher empirisch aufdecken können (Avni-Babad/Ritov 2003). Bei einer Erhebung mit Strandurlauber*innen zeigte sich, dass mit zunehmender Urlaubsdauer der gefühlte Zeitverlauf immer schneller wurde. Die ersten Tage dehnten sich noch vergleichsweise, dann mit fortschreitender Urlaubsdauer verkürzten sich die Tage subjektiv immer mehr. Die Forscher zeigten auch, wie Menschen mit Berufen, die mehr Routinevorgänge beinhalten, vergangene Zeit als schneller vergehend erleben.

Die vermehrte Alltagsroutine und daraus resultierend eine reduzierte Menge an Erinnerungen einprägsamer, neuartiger Erlebnisse können auch erklären, weshalb Menschen mit zunehmendem Lebensalter rückblickend den Eindruck einer gefühlten Beschleunigung der Lebenszeit haben (Wittmann/Lehnhoff 2005; Winkler

u.a. 2017). In Kindheit und Jugend erfährt der Mensch eine gewaltige Entwicklung mit vielen erstmaligen und emotionalen Lernerfahrungen. Auch psychologisch gesehen sind es die ersten Lebensphasen, in denen sich immer neue Erfahrungen in einem Prozess der Entwicklung aneinanderreihen. Drei Jahre Kindheit bedeuten eine gewaltige Entwicklung mit unzähligen Lernerfahrungen. Erwachsene werden hingegen zunehmend mit weniger Veränderungen und neuen Erfahrungen konfrontiert. Drei Jahre eines Erwachsenenlebens bedeuten häufig drei Jahre lang vorwiegend die Wiederholung der täglichen Abläufe. Für alltägliche Ereignisse gibt es bereits ein prototypisches Ablaufprotokoll im Gedächtnis, ähnliche Verläufe werden nicht als neue Erinnerungen verankert – lediglich besonders emotionale oder neuartige Erlebnisse finden Eingang in das autobiographische Gedächtnis. Daher entsteht rückblickend und im Vergleich mit früheren Lebensphasen der Eindruck einer zeitlichen Beschleunigung, die Erfahrung, dass die Lebenszeit gefühlt immer schneller vergeht. Um dem entgegenzuwirken, müssten also immer wieder neuartige und emotional reiche Erfahrungen aufgesucht werden, sodass das autobiographische Gedächtnis vermehrt gefüllt wird. Dennoch birgt auch die Routine der ständigen Abwechslung unweigerlich einen Gewöhnungseffekt.

Neben diesem Gewöhnungseffekt tragen als weiterer Faktor auch die gesellschaftliche und technologische Beschleunigung zu diesem Eindruck bei. Heutzutage gibt es schnellere Veränderungen im Vergleich zur selben Zeitperiode vor z.B. 30 Jahren. Spätestens seit der Industrialisierung nimmt die fortwährende Beschleunigung der Abläufe einen immer gewichtigeren Einfluss auf das Gefühl, „zu wenig Zeit“ zu haben. Das Lebenstempo beschleunigt sich also zusätzlich auch durch technische Fortschritte, Multitasking, Verkürzung von Pausen und Terminanforderungen, Aufgaben unter Zeitdruck abzuarbeiten etc. Dies bringt einen permanenten Zeitdruck mit sich. Gleichzeitig führt die Gewöhnung an die Geschwindigkeit der Prozesse dazu, dass es schwerfällt zu warten. Daraus resultiert die Ungeduld selbst bei relativ kurzen Ladezeiten einer Internetseite oder aber einer kleinen Verspätung des Zuges. Wir haben uns an die schnelle und dauerhafte Verfügbarkeit gewöhnt, Wartezeit wird als vergeudete, leere Zeit ohne Wert aufgefasst. So entsteht eine verstärkte Orientierung an zukünftigen Ereignissen, das Präsenzerleben geht mehr und mehr verloren, wird als unangenehme Wartezeit empfunden. Die gesteigerte Zukunftsorientierung führt damit jedoch zu einem als beschleunigt erlebten Zeitverlauf. Der momentan (prospektiv) schnellere Zeitverlauf wird noch verstärkt durch eine ebenso retrospektiv erfahrene Beschleunigung, da durch die mangelnde Präsenzerfahrung weniger lang überdauernde Erinnerungen erhalten bleiben.

Dass die beiden Zeitperspektiven wechselseitig wirken können, zeigt das Zeitparadox. Abhängig davon, wann das Zeiturteil gefällt wird, wird ein und dieselbe Zeitdauer unterschiedlich bewertet. Bei prospektiven Zeiturteilen schätzt man die

Dauer eines Ereignisses ein, während es passiert. Beim retrospektiven Urteil wird die Zeit erst nach Abschluss eines Ereignisses bewertet. Eine halbe Stunde Warten mag während dieser Zeit, als man auf die Zeit achtete (prospektiv), sehr langsam vergangen sein. In der Rückschau jedoch sind kaum Erinnerungsinhalte geblieben, da nichts wirklich Interessantes passiert ist. Der Zeitraum verkürzt sich retrospektiv stark. Umgekehrt, wenn man eine halbe Stunde anregend verbringt, wird die Zeit gar nicht bewusst, das angenehme Ereignis ist im Flow der Tätigkeit schnell vergangen. Retrospektiv werden viele anregende Momente erinnert, der Zeitraum wird als lange dauernd erinnert.

Zusammengefasst lässt sich also konstatieren, dass Zeit subjektiv nicht als stetig verlaufend erlebt wird. Ob die momentan erlebte Zeit verfliegt oder aber nicht vergeht, ist einerseits abhängig von der Ausrichtung unserer Aufmerksamkeit auf die Zeit, andererseits von unserem derzeitigen körperlichen und emotionalen Zustand. Rückblickend sind die Menge und Reichhaltigkeit an Erinnerungen im Gedächtnis dafür entscheidend, ob uns vergangene Zeitabschnitte lange oder kurz vorkommen. So können wir mit verstärktem Gegenwartsbezug und einem abwechslungsreichen, intensiven und tief emotional erlebten Leben den erfahrenen Zeitverlauf im momentanen Erleben relativ verlangsamen. Als Konsequenz blicken wir auch in der Rückschau auf gefühlt längere, bewusst erfahrene Lebenszeit zurück. Diese Präsenz im Hier und Jetzt ist das zur Verfügung stehende Mittel, um der allgegenwärtigen gesellschaftlichen Beschleunigung mit ihrer betonten Zukunftsorientierung entgegenzuwirken.

Sebastian L. Kübel & Marc Wittmann

LITERATUR

- Avni-Babad, D./Ritov, I. (2003): Routine and the perception of time. In: *Journal of Experimental Psychology: General*, Band 132, Heft 4, S. 543-550.
- Craig, A. D. (2009a): Emotional moments across time: a possible neural basis for time perception in the anterior insula. In: *Philosophical Transactions of the Royal Society B*, Heft 364, S. 1933-1942.
- Craig, A. D. (2009b): How do you feel – now? The anterior insula and human awareness. In: *Nature Reviews Neuroscience*, Jg. 10, Heft 1, S. 59-68.
- Jokic, T./Zakay, D./Wittmann, M. (2018): Individual Differences in Self-Rated Impulsivity Modulate the Estimation of Time in a Real Waiting Situation. In: *Timing and Time Perception*, Jg. 6, Heft 1, S. 71-89.
- Treisman, M. (1963): Temporal discrimination and the indifference interval: implications for a model of the “internal clock”. In: *Psychological Monographs*, Jg. 77, Heft 13, S. 1-31.

- Winkler, I./Fischer, K./Kliesow, K./Rudolph, T./Thiel, C./Sedlmeier, P. (2017): Has it really been that long? Why time seems to speed up with age. In: *Timing and Time Perception*, Jg. 5, Heft 2, S. 168-189.
- Wittmann, M. (2013): The inner sense of time: how the brain creates a representation of duration. In: *Nature Reviews Neuroscience*, Heft 14, S. 217-223.
- Wittmann, M./Lehnhoff, S. (2005): Age effects in the perception of time. In: *Psychological Reports*, Jg. 97, Heft 3, S. 921-935.
- Zakay, D./Block, R. A. (1997): Temporal cognition. In: *Current Directions in Psychological Science*, Jg. 6, Heft 1, S. 12-16.

Zukunft

Das Aufkommen eines linearen Zeitverständnisses als gesellschaftliches Verstehen von und Umgehen mit Zeit wird in historischen und anthropologischen Diskursen auf die späte Neuzeit datiert. Der Übergang in die Moderne als fünfte Großepoche ist u.a. durch die beginnende Säkularisierung und den damit verbundenen Bedeutungswandel von Sein, Zeit und Tod gekennzeichnet. Zukunft wird im Modernisierungsprozess zunehmend als offen und dadurch gestaltbar erlebt, zugleich jedoch auch als unzugänglich und kaum steuerbar. Unabsehbar ist zudem, inwiefern sich antizipierte Möglichkeitsräume angesichts gesellschaftlicher Beschleunigung tatsächlich halten. Zukunft als ungewiss aufzufassen, bedeutet Ereignisse aufgrund von Erfahrungen und vermittelten Erzählungen zwar abschätzen, aber eben nicht vorhersagen zu können.

Sozialwissenschaftliche Diskurse, die sich mit Zeit und Zeitlichkeit befassen und dabei auf Dynamiken und Umbrüche gesellschaftlicher Verhältnisse in Verschränkung mit alltagsweltlichen Zeitverständnissen fokussieren, liefern fruchtbare Hinweise für die Bedeutung von Zukunftsoffenheit für den Lebensverlauf. Im Folgenden wird ein Schwerpunkt auf solche Ansätze gelegt, die Gesellschafts- und Lebensverhältnisse als sich stetig transformierende Wirklichkeiten betrachten. Der erste Abschnitt befasst sich mit der Thematisierung von Zukunft hinsichtlich gesellschaftlicher Veränderungen. Im zweiten Abschnitt stehen die damit dynamisch verwobenen subjektiven Sicht- sowie Umgangsweisen mit Zukunft und Ungewissheit im Fokus und deren angemessene empirische Betrachtung.

(1) Im Hinblick auf die Spätmoderne wird in zeittheoretisch fundierten Gesellschaftsanalysen von einer Gleichzeitigkeit verschiedener Zeitauffassungen ausgegangen. Dabei werden die vier grundsätzlichen Formen des gesellschaftlichen Zeitverständnisses in okkasionell, zyklisch, linear geschlossen und linear offen unterschieden (vgl. Hitzler 1987: 26ff.). Diese ursprünglich von Otthein Rammstedt entwickelten Verständnisse zur Beschreibung des Zeitbewusstseins historischer Großepochen gelten als miteinander verwoben, parallel harmonisierend oder verschränkt konfligierend.

Im Rahmen seiner Temporaltheorie lebenslangen Lernens in der Transformationsgesellschaft greift Ortfried Schöffter (2012) auf das temporale Feld eines relationalen Zeitgefüges nach Klaus Kornwachs zurück und verdeutlicht so über Rammstedts Ansatz hinausgehende Verknüpfungsvarianten der Zeitmodi Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zunächst skizziert Schöffter die Zukunft der Vergangenheit (ZV), die dadurch gekennzeichnet ist, dass in der Vergangenheit entworfene Zukunftsvorstellungen nicht mehr auftauchen und somit in Vergessenheit geraten sind. Mit Vergangenheit der Zukunft (VZ) ist gemeint, dass sich Möglichkeitshorizonte der Zukunft in der Vergangenheit bereits geschlossen haben. Werden also ausschließlich die Zeitmodi Vergangenheit und Zukunft relationiert, dann fehlt es an einer Verbindung, welche erst über die Gegenwart hergestellt wird. Mit der Variante Zukunft der Gegenwart (ZG) ist gemeint, dass Antizipationen an die aktuellen Ereignisse gebunden sind. Die Gegenwart der Zukunft (GZ) wird davon bestimmt, dass das Mögliche aktuell werden kann und so in die Gegenwart hineinreicht. Die grundsätzliche Zukunftsoffenheit und Unbeeinflussbarkeit von der Gegenwart ist mit Zukunft der Zukunft (ZZ) gemeint (vgl. Schöffter 2012: 122ff.). Ein relationales Zeitverständnis in Diskursen zur Spätmoderne verweist nicht nur darauf, dass die verschiedenen Zeitmodi miteinander verknüpft werden, sondern dass sich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive in der pluralisierten Wissensgesellschaft auch das Zeitverständnis, die Zeitpraxen und -normen dynamisch ausdifferenzieren. Diese Dynamik variiert je nach Feldlogik der Institution, je nach rationaler Logik der Organisation sowie der darin spezifisch verschränkten soziokulturellen Räume und habituellen Praxen. Mit einer ungewissen Zukunft umzugehen bedeutet also, die jeweils relevanten Zeitanforderungen wahrzunehmen und zu synchronisieren. Dies gilt für den Einzelnen, für Bildungsorganisationen wie auch für gesellschaftliche Akteure in Steuerungspositionen.

Seit Anfang der 1990er Jahre basiert die politische Steuerung u.a. auf wissenschaftlichen Zukunftsprognosen. Seitdem werden auch vom Bundesministerium für Bildung und Forschung entsprechende Studien in Auftrag gegeben. Die aktuelle Studie Foresight ist Bestandteil der Strategie VORAUS:schau!. Ziel dieses Rahmenprogramms ist die Identifizierung gesellschaftlicher Veränderungsprozesse, die bis in die 2030er Jahre relevant werden können. Ergebnis dieser Studie sind bspw. fiktionale Geschichten zu neun Themenbereichen (Zweck u.a. 2015: 11). Relevant für die Auseinandersetzung mit Zukunft im Hinblick auf den Lebensverlauf ist u.a. das Thema „Selbstbeobachtungs- und Wohlergehenskompetenz“. So kann angesichts neuerer Entwicklungen auf dem Gebiet der Mikro- und Nanosensorik eine Vielzahl an Daten zu medizinischen Zwecken erhoben und analysiert werden. Zugleich können Nutzer*innen von sogenannten Gesundheitsuhren profitieren, indem sie Infos als persönliche Vitalwerte erhalten. Diese lassen sich in Netzwerken

kommunizieren sowie mit Online-Gesundheitsdiensten teilen, um bspw. Prämien oder Preisvergünstigungen zu erhalten. Datenmissbrauch und vielfältige Manipulationsmöglichkeiten, wie individualisierte Kaufanreize, gelten allerdings als Risiken dieser Neuerungen (ebd.: 20ff.). Unter dem Slogan „Bildung für alle(s)“ werden in dieser Studie wiederum Innovationen digitalgestützter Bildung skizziert. Im Wesentlichen beschreiben die Autor*innen verbesserte Zugangsmöglichkeiten zu formalen Bildungsangeboten. So wird u.a. prognostiziert, dass sich Blended- und E-Learning-Angebote aufgrund verbesserter Simultanübersetzungen global verbreiten und zum Standard-Lehrformat des Hochschulsektors werden. Darauf bezogen nennen die Verfasser*innen das Risiko der Entwicklung von wissenschaftlichen Monokulturen, wenn sich die Masse der Studierenden nur auf wenige digitalgestützte Studiengänge oder MOOCs (Massive Open Online Course) verteilt. Zudem wird eine Verschärfung des *digital divide* für möglich gehalten (ebd.: 39ff.). Diese prognostischen Fiktionen der Foresight-Studie sind darüber hinaus als Empfehlungen für die Forschungsförderung zu lesen – als strategische Weichenstellung für die Zukunft der Wissenschaft in Verzahnung mit Politik und Wirtschaft.

Dieser Umgang mit Zukunftsungewissheit bietet ein gutes Beispiel dafür, wie Varianten von Nichtwissen in prognostischen Szenarien unberücksichtigt bleiben. Wird im Anschluss an Wehling (2015) davon ausgegangen, dass eine echte Vorausschau nicht möglich ist und es sich bei diesen Prognosen um eine Bearbeitung des gewussten Nichtwissens handelt, so fehlt es an einer reflektierten Bezugnahme genau auf dieses gewusste Nichtwissen und dem Eingeständnis, dass auch das unerkannte Nichtwissen beständiger Begleiter jeglicher Innovation ist. Folglich verbleibt diese Umgangsweise in der Logik, Nichtwissen auf ein Noch-Nicht-Wissen zu verkürzen. Für den Umgang mit Ungewissheit ist jedoch eine konstruktive Umgangsweise mit dem Nichtwissen ertragreich, um im Modus der Exploration spontan Handlungsstrategien zu entdecken.

(2) Wird nun der Fokus auf die subjektiven Sicht- und Umgangsweisen mit den gesellschaftlich gerahmten Zukunftsmöglichkeiten gelegt, dann lassen sich erste Anhaltspunkte zu den persönlichen Zukunftsorientierungen der repräsentativen Umfrageforschung entnehmen. Inwiefern das heutige Gesellschaftsbild von Zukunftsoptimismus oder -pessimismus geprägt ist, zeigt eine repräsentative Bevölkerungsumfrage des Allensbach-Instituts in Deutschland. Über 70 % der Befragten gehen von einer Verschärfung sozialer Ungleichheitsverhältnisse und einer zunehmenden Zukunftsunsicherheit aus. Insgesamt überwiegt eine pessimistische Zukunftshaltung unter der erwachsenen Bevölkerung (IfD 2016: 6). Unter Jugendlichen ist jedoch eine andere Einstellung zur Zukunft verbreitet, bspw. ergab die aktuelle Shell-Studie, dass ein Großteil der Befragten die gesellschaftliche und persönliche Zukunft recht optimistisch einschätzt (vgl. Shell Jugendstudie 2019).

Differenziertere und zeittheoretisch fundierte Ergebnisse liefern Untersuchungen im Anschluss an das psychologische Konzept der Zeitperspektiven von Philip Zimbardo und John Boyd. Aktuelle internationale Befunde zu den Zeitperspektiven von 16- bis 22-Jährigen konnten ebenfalls überwiegend optimistische Zukunftseinstellungen nachweisen (Worrel u.a. 2020: 18). Darüber hinaus bestätigen die Time-Perspective-Studien den in den Sinus-Jugendstudien nachgewiesenen Milieueffekt auf die Zukunftsperspektiven, d.h., in bildungsferneren Milieus ist Zukunftspessimismus weiter verbreitet als in akademischen Milieus (Zschach/Köhler 2016: 230). Das Alter und die soziokulturelle Einbindung haben also eine deutliche Relevanz.

Das subjektive Erleben von und Umgehen mit Synchronisationsanforderungen verschiedener Zeitregime wird u.a. in Studien der qualitativen Bildungsforschung herausgearbeitet, die z.B. das Belastungserleben und die Bedeutung der Migrationserfahrung mit Blick auf Zeitdiversitäten untersuchen (siehe Stichwort „Migration“) oder zur Relevanz von Zeit für Bildung im Erwachsenenalter forschen (Schmidt-Lauff 2012). Gerade in tiefgreifenden Umbruchssituationen besteht eine der spätmodernen Herausforderungen darin, sich im bildenden Entäußerungsprozess neue Möglichkeitshorizonte zu erschließen. Folgt man wie Jochen Kade (2011) den Annahmen von Richard Sennett und Hartmut Rosa zur stetigen Entwicklung und Wandlung sozialer Realität und von Bildungsbiografien, die unter der Beschleunigung aller Lebensverhältnisse als Momentaufnahmen des gelebten Lebens gelten, dann bilden qualitative Längsschnittverfahren einen gegenstandsangemessenen Zugang. Einmalserhebungen sind weniger vielversprechend, wenn Umbrüche, nicht-lineare und ungerichtete Entwicklungen von Bildungsbiografien untersucht werden sollen. Stattdessen ist das narrative Biografisieren als performativer Akt wiederholt zu erheben. Bildungsprozesse werden so transparent, weil das Biografisieren „mithin ein Modus der Gewissheitserzeugung, damit der Kontingenzverarbeitung [ist]. Es gehört notwendig zu zukunfts-offenen Lebensläufen“ (ebd.: 35).

Für qualitative Längsschnittforschung spricht ferner, dass durch den Erhebungsabstand (Dis-)Kontinuitäten von Zukunftsvorstellungen in ihrer Relevanz für die Biografie als narrative Zusammenhangsbildung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überhaupt erst sichtbar werden. Dabei ist grundlagentheoretisch allerdings zu berücksichtigen, dass bereits im Querschnitt von mindestens zwei Ebenen der gegenstandsinhärenten Wirklichkeitskonstruktion auszugehen ist, die sich anhand von Aussagen und Handlungen der Beforschten oder Artefakten des Feldes abstrahieren lassen. Aus Perspektive der Narrative Psychology nach Jerome Bruner oder der Pädagogischen Anthropologie nach Christoph Wulf wird im Anschluss an Paul Ricœur zwischen der performativ situativen Wirklichkeitskonstruktion im Forschungsprozess (mimetischer Prozess II) und dem Entstehungshintergrund der Wirklichkeitskonstruktion selbst als Genese des in der Performanzstruktur emer-

gierenden praktischen Sinns (mimetischer Prozess I) unterschieden (vgl. Flick 1999: 47f.). Durch die Erhebung zu zwei oder mehreren Zeitpunkten wird ein realzeitlicher Vergleichsprozess ermöglicht, der die zweifache Wirklichkeitskonstruktion um eine Dimension erweitert. Es handelt sich um eine je nach Zeitintervall ermöglichte Erweiterung der Erfahrungs- und Herstellungsgrundlage des mimetischen Prozesses I, die als mimetischer Prozess I+ bezeichnet werden kann. Mit mimetischem Prozess III werden die Wirklichkeitskonstruktionen der Forschenden bezeichnet (ebd.).

Dass sich mit diesem Längsschnittzugriff, wie von Kade (2011) gefordert, Ungewissheiten und Zukunftsvorstellungen entsprechend ihrer stetigen Unstetigkeit in der Transformationsgesellschaft gut fassen lassen, zeigen die Befunde einer rekonstruktiven Längsschnittstudie zur habituellen Rahmung von Zukunftsvorstellungen junger Erwachsener beim Übergang nach der allgemeinbildenden Schule (Zschach/Köhler 2016). Die in dieser Studie rekonstruierten Zukunftsvorstellungen wurden differenziert analysiert bezüglich ihres semantischen sowie performativen Gehaltes, aber auch hinsichtlich ihrer formalen Struktur. Im Längsschnitt zeigten sich u.a. Veränderungen in der Kombination von nahen und fernen Zukunftsvorstellungen, in ihrer Entscheidungsaktualität und bezüglich der variierenden Einbettung in den aktuellen Lebensalltag. Der folgende kleine Transkriptauszug entstammt einem nach zwei Jahren wiederholten Interview mit der 20-jährigen Berufsschülerin Mirja und dokumentiert die Modi „nahe Zukunft“ und „ferne-phantasierte Zukunft“:

„isch würd gern lieber n nen eigenes Café führn anstatt Krankenschwester zu werden aba (.) isch würd auf gar keinn Fall n Kredit aufnehm und dann auch nisch irgendwie von meinem Mann oder so wo isch denke (.) isch würd das gern machen aba soll isch das wirklich mit 50 machen irgendwie so isch glaub mit 50 werd isch so ungefähr das Geld haben um ☺ n Café aufmachen zu können (.) und dann zeigen sisch die Einnahmen und was soll isch danach machen mit dem Café (.) vielleicht übernehmen das nisch meine Kinder (.) komisch.“ (752-759)

Sicherlich wären noch Verweise auf die umfassenderen Rekonstruktionen ertragreich, um auch die Relevanz der geschlechts- und familienbezogenen Erfahrungsräume zu verdeutlichen. Mit Blick auf den Längsschnitt ist ergänzenswert, dass im ersten Interview keine zukunftsbezogenen Zweifel ausgeführt wurden. Erst als Mirja die Ausbildungszusage zum Zeitpunkt des zweiten Interviews erhalten hatte, setzen die Zweifel ein. Besonders aufschlussreich ist auch das Phänomen des Phantasierens. Andere junge Erwachsene führen ebenfalls die von ihnen als utopisch markierten Zukunftsvorstellungen aus. Diese bilden zwar nicht den Zukunftsentwurf als Ziel einer Handlung, bringen aber die tatsächlichen für einlösbar geltenden Pläne immer wieder ins Wanken und dies über mehrere Erhebungszeitpunkte hinweg.

Lebensverläufe in der Spätmoderne sind durch eine offene Zukunft und die notwendige Gestaltung in der Gegenwart gekennzeichnet, was aufgrund der jeweils spezifischen Sozialisationsgeschichte überhaupt erst möglich ist. In diesem Beitrag wurde überwiegend der Blick nach vorne gerichtet. Die Relevanz von seit der frühen Kindheit gesammelten Beziehungserfahrungen und die damit verbundenen selbstbezogenen Entwicklungsmöglichkeiten (z.B. Selbstwert und Selbstwirksamkeitsüberzeugung) stehen im Hintergrund. Das damit verbundene emotionale Erleben ist für den Umgang mit Zeit und insbesondere den Zukunftsvorstellungen allerdings nicht zu unterschätzen. Zukunftsvorstellungen werden genauso von Ängsten wie von Vertrauen gerahmt.

Sina-Mareen Köhler

LITERATUR

- Flick, U. (1999): Qualitative Forschung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Hitzler, R. (1987): Zeit-Rahmen. Temporale Konstitution und kommunikative Konstruktion. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 12, Heft 1, S. 23-33.
- IfD (= Institut für Demoskopie Allensbach) (2016): Gesellschaftsbild und Zukunftsauftrag der Bürger. URL: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/49550> [28.07.2020].
- Kade, J. (2011): Vergangene Zukünfte im Medium gegenwärtiger Bildungsbiographien. In: BIOS, Jg. 24, Heft 1, S. 29-52.
- Schäffter, O. (2012): Lernen in Übergangszeiten. In: Schmidt-Lauff, S. (Hg.): Zeit und Bildung. Münster: Waxmann, S. 113-156.
- Schmidt-Lauff, S. (2012): Grundüberlegungen zu Zeit und Bildung. In: Schmidt-Lauff, S. (Hg.): Zeit und Bildung. Münster: Waxmann, S. 11-60.
- Shell Jugendstudie 2019. URL: <https://www.shell.de/ueber-uns/shell-jugendstudie.html> [28.07.2020].
- Wehling, P. (Hg.) (2015): Vom Nutzen des Nicht-Wissens. Bielefeld: transcript.
- Worrel, F. C./Mello, Z. R./Laghi, F./Baiocco, R./Lonigro, A. (2020): Time Perspective Constructs in Albanian and Italian Adolescents: Exploratory Analyses. In: Psychological Reports, S. 1-27. DOI: 10.1177/0033294120913493.
- Zschach, M./Köhler, S.-M. (2016): Perspektiven auf Lebenszeit von der Kindheit bis ins junge Erwachsenenalter. In: Schippling, A./Grunert, C./Pfaff, N. (Hg.): Kritische Bildungsforschung. Opladen: Barbara Budrich, S. 227-240.
- Zweck, A./Holtmannspötter, D./Braun, M./Erdmann, L./Hirt, M./Kimpeler, S. (2015): Geschichten aus der Zukunft. URL: <https://www.bmbf.de/de/geschichten-aus-der-zukunft-935.html> [28.07.2020].

Verzeichnis der Autor*innen

Aeschbach, Vanessa (M.Sc.), ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Sonderforschungsbereich 1015 „Muße. Grenzen, Raumzeitlichkeit, Praktiken“, Klinik für psychosomatische Medizin, Medizinische Fakultät der Universität Freiburg. Arbeitsschwerpunkte: Achtsamkeitsbasierte Interventionen; Meditationsforschung; Salutogenese.

Alheit, Peter (Dr. Dr. phil.), Professor i.R. am Institut für Erziehungswissenschaft der Georg-August-Universität Göttingen. Arbeitsschwerpunkte: International vergleichende Bildungsforschung; Biografie- und Mentalitätsforschung; Forschungen zur Bildung und Rückbildung von Zivilgesellschaften in Südamerika; qualitative Gesundheitsforschung.

Aschauer, Wolfgang (Dr. phil.) ist seit 2016 Assoziierter Professor an der Abteilung Soziologie und Kulturwissenschaft der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: Tourismusforschung (insbesondere Fragen zur Reisemotivation und zu Reiseerlebnissen) sowie generell Forschungen zu Mobilität und sozialem Wandel (Migrations- und Rassismusforschung); quantitative Methoden der Sozialforschung.

Audehm, Kathrin (Dr. phil.) ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Bildung und Heterogenität an der Universität zu Köln, Department für Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Arbeitsschwerpunkte: Ethnografische Bildungs- und Sozialisationsforschung; Ritual- und Gestenforschung; Pädagogische Autorität; Performativität und Materialität pädagogischer Praktiken; Gender in der populären Kultur.

Aufenanger, Stefan (Dr. phil.), Seniorprofessor für Erziehungswissenschaft und Medienpädagogik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Digitale Medien in Familie, Kitas, Schule und Hochschule; Medienethik; Mediensozialisation.

Bachleitner, Reinhard (Dr. phil.) ist Professor an der Abteilung Soziologie und Kulturwissenschaft der Universität Salzburg. Arbeitsschwerpunkte: empirische Methoden und Methodologie; Tourismus- und Freizeitsoziologie.

Beckmann, Sabine (Dr. phil.) ist Postdoc am SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen. Arbeitsschwerpunkt: Soziale Ungleichheiten und sozialer Wandel; feministische Theorien; Gesellschaftstheorien; Care-Forschung; Qualitative Methoden.

Billmann-Mahecha, Elfriede (Dr. phil.), Professorin für Psychologie am Institut für Psychologie der Leibniz Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Entwicklungspsychologie; Kulturpsychologie; Geschichte der Psychologie.

Bolze, Max (Dr. phil.) ist Soziologe und promovierte am Graduiertenkolleg „Alter(n) als kulturelle Konzeption und Praxis“ an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Mittlerweile ist er als Online-Redakteur bei der Hans-Böckler-Stiftung tätig.

Bossek, Jan Frederik (M.A.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, Professur für Allgemeine Erziehungswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Geschwister- und Familienforschung; Erziehungstheorie und -forschung; (Gesellschafts-)Theorien der Spätmoderne; Qualitative Forschung.

Breidenstein, Georg (Dr. phil.), Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Grundschulpädagogik am Institut für Schulpädagogik und Grundschuldidaktik der Philosophischen Fakultät III an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Unterrichtsforschung; Ethnografie.

Brinkmann, Malte (Dr. phil.) ist Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs-, Lern- und Erziehungstheorien; Phänomenologische Erziehungswissenschaft und pädagogische Anthropologie sowie pädagogisch-phänomenologische, qualitative Forschung.

Burkart, Günter (Dr. phil.) war bis zu seiner Pensionierung 2019 Professor für Kultursociologie an der Leuphana Universität Lüneburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Paar- und Geschlechterbeziehungen; Familiensoziologie; Kultur und Technik; soziologische Theorie.

Dausien, Bettina (Dr. phil.) ist Professorin am Institut für Bildungswissenschaft der Universität Wien. Arbeitsschwerpunkte: Biografie-forschung; Bildung und Sozialisation im Lebenslauf; interpretative Sozialforschung; biografieorientierte pädagogische Praxis.

Dimbath, Oliver (Dr. rer. pol.) ist Professor für Allgemeine Soziologie an der Universität Koblenz-Landau (Campus Koblenz). Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorie; Wissens- und Wissenschaftssoziologie; Soziologie sozialer Gedächtnisse; Filmsoziologie und Soziologie des Jugendreisens.

Dinkelaker, Jörg (Dr. phil.) ist Professor am Institut für Pädagogik, Philosophische Fakultät III: Erziehungswissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Institutionalisierungsformen des Lernens Erwachsener; Empirie und Theorie der Erwachsenenbildung/Weiterbildung; Vermittlung und Übersetzung im Wandel; pädagogische Professionalität; Erziehungswissenschaftliche Videografie.

Döring, Lisa (Dr.-Ing.), seit 2017 als Wissenschaftlerin bei der Neuen Effizienz GmbH in Wuppertal. Ihr Interesse gilt der Verkehrs- und Energiewende und Veränderungen im Mobilitätshandeln unter Berücksichtigung von Zeit und Raum. Promotion am Fachgebiet Verkehrswesen und Verkehrsplanung der Technischen Universität Dortmund zum Thema Mobilitätsbiografien und Mobilitätssozialisation.

Dröge, Kai (Dr. rer. soc.), Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main sowie der Hochschule Luzern. Arbeitsschwerpunkte: Soziologie von Liebe und Paarbeziehung; Medien- und Internetsoziologie; Wirtschafts- und Arbeitssoziologie.

Gaßmann (geb. Frindte), Annegret (M.A.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Pädagogik der frühen Kindheit an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Frühpädagogik, insbesondere im U3-Bereich; elementarpädagogischer Qualitätsdiskurs; sozialwissenschaftliche Care-Debatte sowie Familiensoziologie und Kultur der Elternschaft.

Gottwald, Markus (Dr. phil.) ist Senior Researcher am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung in Nürnberg sowie Lehrbeauftragter an der Universität Erlangen-Nürnberg und der Hochschule Fulda. Arbeitsschwerpunkte: Soziologische Theorie; Wissenssoziologie; Arbeit und Organisation; Qualitative Methoden.

Heiland, Hans-Günther (Dr. rer. pol.), war bis 2016 als Akademischer Mitarbeiter an der Universität Bremen tätig mit den Schwerpunkten: Allgemeine Soziologie; Soziale Probleme und Kontrolle; Kriminalsoziologie; Methoden und Statistik.

Heinlein, Michael (Dr. phil.) ist Wissenschaftler am Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. – ISF München. Arbeitsschwerpunkte: Formen und Folgen der Digitalisierung von Arbeit; Interaktion mit Künstlicher Intelligenz und Lernenden Systemen; Subjektivierendes Arbeitshandeln; Technik, Körper und Materialität; soziales Gedächtnis, Erinnern und Vergessen.

Hof, Christiane (Dr. phil.) ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung/Weiterbildung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Theorie und Empirie Lebenslangen Lernens; Lernen im Erwachsenenalter; Formen der Vermittlung und Aneignung von Wissen.

Iller, Carola (Dr. phil.), Professorin für Weiterbildung an der Universität Hildesheim, Institut für Erziehungswissenschaft. Arbeitsschwerpunkte: Bildung und Kompetenzentwicklung im Lebenslauf; Bildungsbeteiligung und Partizipation; Familienbildung; Institutionen der Erwachsenenbildung.

Imhof, Michael (Dr. med.), ehemals Oberarzt und Privatdozent an der Chirurgischen Universitätsklinik Würzburg und medizinisch-wissenschaftlicher Gutachter. Operative Schwerpunkte: Tumorchirurgie des Bauchraums; Chirurgie von Erkrankungen des Dickdarms und Enddarms. Veröffentlichungen im Bereich der Grundlagenforschung und angewandten Chirurgie.

Jürgens, Kerstin (Dr. phil.) ist Professorin für Mikrosoziologie im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Wandel der Arbeitswelt; digitale Transformation; Lebensführung; Tier-Mensch-Maschine-Beziehungen.

King, Vera (Dr. phil.), Professorin für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main sowie Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts. Arbeitsschwerpunkte: Folgen gesellschaftlichen Wandels für Kultur und Psyche, insbesondere im Kontext von Beschleunigung, Optimierung und Digitalisierung; Wandel von Lebensphasen, Familien, Generativität und Generationenbeziehungen.

Köhler, Sina-Mareen (Dr. phil.) ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Heterogenität an der RWTH Aachen. Arbeitsschwerpunkte: heterogene Biografien und Übergangsmechanismen im Bildungssystem; schulische Inklusion; Peerbeziehungen von der Kindheit bis ins junge Erwachsenenalter; rekonstruktive Längsschnittforschung.

Konowalczyk, Svenja (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Technische Universität Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Entwicklung und Lernen (Sportpsychologie); Fachleitungen in Gerätturnen und Gymnastik/Tanz.

Kübel, Sebastian (M.Sc.) ist Psychologe und arbeitet am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in der Abteilung von PD Dr. Marc Wittmann zur Erforschung der Zeitwahrnehmung.

Lange, Andreas (Dr. rer. soc.) ist Professor für Soziologie in der Fakultät Soziale Arbeit, Gesundheit und Pflege an der RWU Ravensburg-Weingarten. Arbeitsschwerpunkte: Familien-, Kindheits- und Jugendforschung; Zeitdiagnose.

Meier-Gräwe, Uta (Dr. sc. oec.), emeritierte Professorin, Leitung des Lehrstuhls für Wirtschaftslehre des Privathaushalts und Familienwissenschaft an der Justus-

Liebig-Universität Gießen (1994-2018); Leiterin des Kompetenzzentrums „Professionalisierung und Qualitätssicherung haushaltsnaher Dienstleistungen“ (2013 bis 2018), Mitglied der Sachverständigenkommission zur Erstellung des 7. Familienberichts der Bundesregierung sowie des Ersten und Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung. Arbeitsschwerpunkte: Familien-, sozio-ökonomische Haushalts- und Geschlechtersozilogie; Armuts-, Zeit- und Dienstleistungsforschung.

Meyer, Christine (Dr. phil.) ist Professorin an der Fakultät Bildungs- und Gesellschaftswissenschaften im Fach Soziale Arbeit an der Universität Vechta. Arbeitsschwerpunkte: Soziale Arbeit in der Lebensphase Alter – Soziale Altenarbeit; Zeitverwendung im Alter; Generationenübergreifende Soziale Arbeit; Essen und Soziale Arbeit.

Miethel, Ingrid (Dr. phil.) ist Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft, Justus-Liebig-Universität Gießen. Arbeitsschwerpunkte: Biografieforschung; Bildungsgeschichte; Bildung und soziale Ungleichheit; qualitative Forschungsmethodik; internationale Bildungszusammenarbeit.

Oberfeld-Twistel, Daniel (Dr. phil.) ist Privatdozent in der Abteilung Allgemeine Experimentelle Psychologie am Psychologischen Institut der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Arbeitsschwerpunkte: auditive Wahrnehmung und Kognition; anwendungsorientierte Forschung zu visueller und auditiver Wahrnehmung im Verkehrskontext; Zeitwahrnehmung; emotionale und kognitive Aspekte von Farbe.

Pfeiffer-Blattner, Ursula (Dr. rer. soc.), Professorin (i.R.) im Fach Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Weingarten. Arbeitsschwerpunkte: Bildungsgeschichte und Bildungsphilosophie; historische und systematische Erziehungswissenschaft.

Prior, Helmut (Dr. rer. nat.), Professor für Kindheitspädagogik und Prävention an der Hochschule Rhein-Waal in Kleve sowie apl. Professor für Psychologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsgebiete: Lernen; Entwicklung in der Kindheit; Entwicklung über die Lebensspanne; Kognition von Zeit und Raum; Förderung der physischen und psychischen Gesundheit; wissenschaftliche Forschungsmethoden.

Reinbacher, Paul (Dr. rer. soc. oec.), Hochschulprofessur für Bildungs- und Qualitätsmanagement an der Pädagogischen Hochschule Oberösterreich in Linz/Donau.

Reißmann, Wolfgang (Dr. phil.), wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt „Performative Öffentlichkeiten“ an der Arbeitsstelle Journalistik des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Mediatisierung und Medienpraktiken; Digitale Öffentlichkeiten; Bildkommunikation, Mediensozialisation.

Reiter, Herwig (PhD), Zentrum für Dauerbeobachtung und Methoden am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München. Arbeitsschwerpunkte: Lebenslaufsoziologie; Jugendforschung; qualitative Methoden der Sozialforschung.

Rinderspacher, Jürgen P. (Dr. rer. pol.), Dozent und Projektleiter am Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster. Vorstands- und Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik e.V. Arbeitsschwerpunkt: Sozialwissenschaftliche Zeitforschung.

Rosa, Hartmut (Dr. rer. soc.) ist Professor für Allgemeine und Theoretische Soziologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Direktor des Max-Weber-Kollegs an der Universität Erfurt. Arbeitsschwerpunkte: Zeitdiagnose und Modernanalyse; normative, sozialphilosophische und empirische Grundlagen der Gesellschaftskritik; Subjekt- und Identitätstheorien; Zeitsoziologie und Beschleunigungstheorie; Soziologie der Weltbeziehung.

Sabelis, Ida (PhD), Associate Professor, Vrije Universiteit Amsterdam, Faculty of Social Sciences, Department of Organization Studies. Arbeitsschwerpunkte: Zeit; Organisation; Gender; Cultural Anthropology.

Sackmann, Reinhold (Dr. rer. pol.) ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialstrukturanalyse an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Lebenslaufsoziologie; Umgang mit demographischem Wandel; Arbeitsmarkt-, Bildungs- und Migrationssoziologie.

Schäffter, Ortfried (Dr. phil.), Professor emeritus für Theorie der Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Institutionalisierung lebensbegleitender Bildung in einer sich transformierenden Weltgesellschaft. Entwicklung einer Relationstheorie praxisfeldbasierter Bildungsforschung und Erkenntnisgewinnung.

Scherger, Simone (Dr. phil.) ist Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt lebenslauforientierte Sozialpolitik am SOCIUM Forschungszentrum Ungleichheit und Sozialpolitik der Universität Bremen. Arbeitsschwerpunkte: Lebenslauf; Alter und Altern; Sozialpolitik; Generationen und soziale Ungleichheit.

Schicke, Hildegard (Dr. phil.), Leitung der Beratungseinrichtung KOBRA Beruf | Bildung | Arbeit in Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Transdisziplinäre Bildungsforschung; Bildungsmanagement und Beratung zu Beruf; Bildung und Arbeit.

Schierbaum, Anja (Dr. phil.), wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln, Professur für Allgemeine Erziehungswissenschaft. Zurzeit Vertretungsprofessorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der FernUniversität in Hagen. Arbeitsschwerpunkte: Jugendforschung;

Familien- und Generationenforschung; Sozialisationsforschung; rekonstruktive Forschungsverfahren.

Schilling, Elisabeth (Dr. phil.) ist Professorin für Sozialwissenschaften an der Hochschule für Polizei und öffentliche Verwaltung NRW in Bielefeld. Arbeitsschwerpunkte: Zeit; Biografie; Migration; Arbeit.

Schinkel, Sebastian (Dr. phil.) ist Soziologe und war zuletzt wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Familienforschung; Kulturosoziologie des Alltags; Ethnografie und Qualitative Sozialforschung.

Schlüter, Anne (Dr. phil.), emeritierte Professorin mit dem Lehrgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung an der Universität Duisburg-Essen. Arbeitsschwerpunkte: Bildungs- und Biografieforschung; Bildungsberatung und Bildungsmanagement, Erwachsenenbildung, Mentoring.

Schmidt, Stefan (Dr. phil.), Stiftungsprofessur für Systemische Familientherapie an der Medizinischen Fakultät der Universität Freiburg. Arbeitsschwerpunkte: Systemische Therapie und Beratung; Achtsamkeitsbasierte Interventionen; Meditationsforschung; Placeboforschung.

Schmidt-Lauff, Sabine (Dr. phil.), Professur für Weiterbildung und lebenslanges Lernen an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg. Arbeitsschwerpunkte: Zeitfragen des Lernens Erwachsener; Temporalität und Bildung im Erwachsenenalter; Betriebliche und Berufliche Weiterbildung; Professionalisierung und Professionalität in der Erwachsenenbildung; Europäische Perspektiven des Lebenslangen Lernens.

Schreiber, Julia (Dr. des.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sigmund-Freud-Institut und am Institut für Soziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Psyche und Kultur; Soziologie des Körpers; Familien- und Generationsforschung; Biografieforschung; Qualitative Sozialforschung.

Schweda, Mark (Dr. phil.) ist Professor für Ethik in der Medizin am Department für Versorgungsforschung der Fakultät VI – Medizin und Gesundheitswissenschaften der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Arbeitsschwerpunkte: Philosophische und medizinethische Aspekte von Altern, Lebensverlauf und menschlicher Zeitlichkeit.

Tauschek, Markus (Dr. phil.), Professor am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Direktor des Freiburger Zentrums für Populäre Kultur und Musik; Teilprojektleiter im DFG-Sonderforschungsbereich 1015 „Muße“ und Ko-Sprecher des Forschungskollegs

„Neues Reisen – Neue Medien“. Arbeitsschwerpunkte: Kulturpolitik und Geschichtskultur; Wettbewerb und Konkurrenz; Selbstoptimierung; Ressourcen als kulturelles Phänomen; populäre Kultur.

Tegethoff, Dorothea (Dr. phil.) ist Hebamme, Pädagogin, Master of Health Administration und Professorin für Hebammenwissenschaft an der Evangelischen Hochschule Berlin. Arbeitsschwerpunkte: qualitative Methoden; Selbstbestimmung der Frau in Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett; health literacy.

Thönes, Sven (Dr. phil.) ist Juniorprofessor für anwendungsorientierte Kognitionspsychologie und Human Factors am Psychologischen Institut der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Arbeitsschwerpunkte: Zeitwahrnehmung und zeitliche Informationsverarbeitung; kognitive Veränderungen im Alter.

Vedder, Günther (Dr. rer. pol.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für interdisziplinäre Arbeitswissenschaft der Leibniz Universität Hannover. In seiner betriebswirtschaftlichen Dissertation beschäftigte er sich mit der Zeitznutzung und Zeitknappheit im mittleren Management. Arbeitsschwerpunkte: Diversity Management; Unterforderung am Arbeitsplatz; Lebensphasenorientierte Personalpolitik; Zukunft der Arbeit.

Wittmann, Marc (Dr. hum. biol., habil. med.) ist Psychologe und Humanbiologe und arbeitet seit 2009 am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg. Bereits zuvor hat er viele Jahre im Bereich Zeitwahrnehmung geforscht, u.a. an der University of California, San Diego (USA) und dem Institut für Medizinische Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Zimbardo, Philip G. (PhD), emeritierter Professor für Psychologie an der Stanford University. Arbeitsschwerpunkte: Heldentum des Alltags; soziale Beeinflussung; Zeitperspektiven.

Zirfas, Jörg (Dr. phil.), Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Pädagogische Anthropologie an der Universität zu Köln. Vorsitzender der Kommission Pädagogische Anthropologie (DGfE) und der Gesellschaft für Historische Anthropologie. Arbeitsschwerpunkte: Pädagogische und Historische Anthropologie; Bildungsphilosophie und Psychoanalyse; Pädagogische Ethnografie und Kulturpädagogik.

Zschach, Maren (Dr. phil.) arbeitet als wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in der Fachgruppe J4 „Politische Sozialisation und Demokratieförderung“ in Halle. Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung; Sozialisations- und Ungleichheitsforschung; Evaluations- und rekonstruktive Sozialforschung.

Soziologie



Naika Foroutan

Die postmigrantische Gesellschaft Ein Versprechen der pluralen Demokratie

2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Maria Björkman (Hg.)

Der Mann und die Prostata Kulturelle, medizinische und gesellschaftliche Perspektiven

2019, 162 S., kart., 10 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4866-9
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4866-3



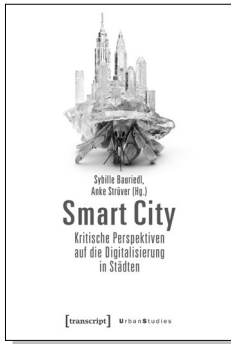
Franz Schultheis

Unternehmen Bourdieu Ein Erfahrungsbericht

2019, 106 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4786-0
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4786-4
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4786-0

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Soziologie



Sybille Bauriedl, Anke Strüver (Hg.)

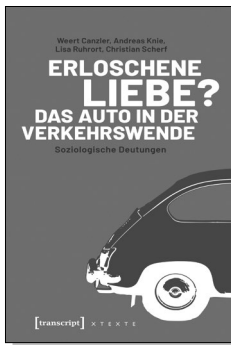
Smart City – Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten

2018, 364 S., kart.

29,99 € (DE), 978-3-8376-4336-7

E-Book: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4336-1

EPUB: 26,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4336-7



Weert Canzler, Andreas Knie, Lisa Ruhrort, Christian Scherf

ERLOSCHENE LIEBE? Das Auto in der Verkehrswende Soziologische Deutungen

2018, 174 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-4568-2

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4568-6

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4568-2



Juliane Karakayali, Bernd Kasperek (Hg.)

movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies Jg. 4, Heft 2/2018

2019, 246 S., kart.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4474-6

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

